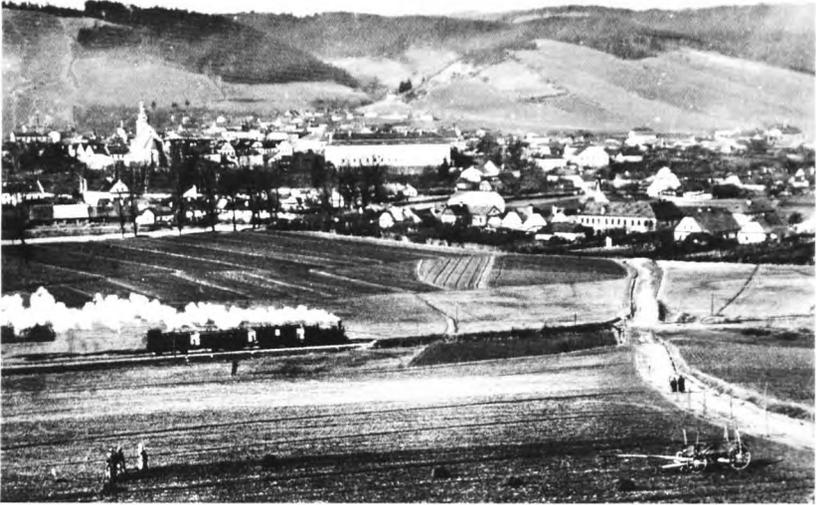


Odrauer Wege
nach der Vertreibung



Odrauer Wege

nach der Vertreibung

Band III der „Erinnerungen an Odrau“

Zusammengestellt und herausgegeben von

Walther Mann, Darmstadt

Mit Berichten von: Adolfine Bruder; Wolfgang Bruder; Josef Christ; Franz Dolak; Gerlinde Dumm; Charlotte v. Gareih; Ernst Habiger; Elfriede Härtl; Rudolfine Heneka; Anni Kester; Helmut Kirschke; Helmut Kotsch; Günter Kravagna; Helmut Kravagna; Alfred Kremel; Karl Kremel; Michael Kudlich; Walther Mann; Vinzenz Marthan; Erich Meixner; Stephanie Mergenthaler; Erika Neumann; Otto Pauler; Clemens Richter; Hans-Dieter Schindler; Adolf Schneider; Emanuel Schneider; Fridolin Scholz; Ingrid Schuster; Ingeborg Sklarzig; Richard Szklorz; Walter Teltschik; Walter Türk.

Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Band III

Odrauer Wege nach der Vertreibung **Digitale Ausgabe 2014**

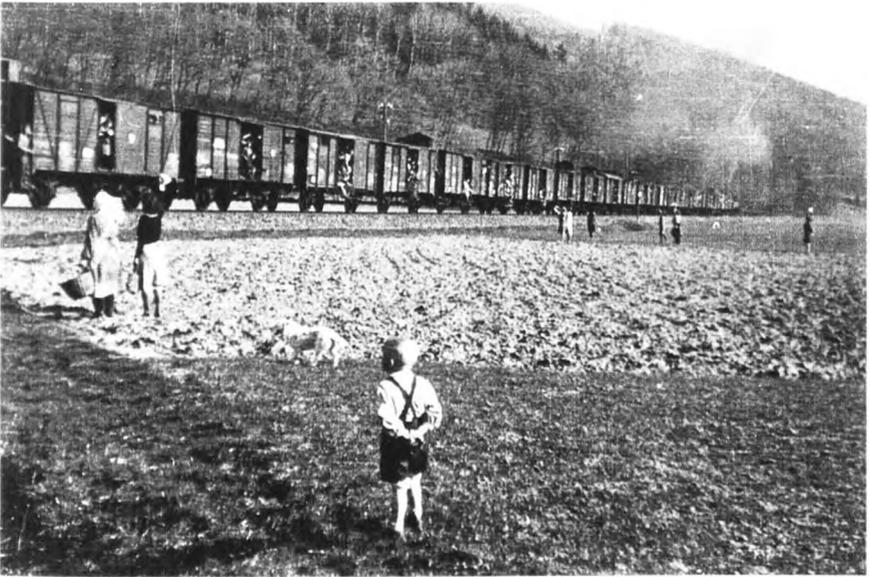
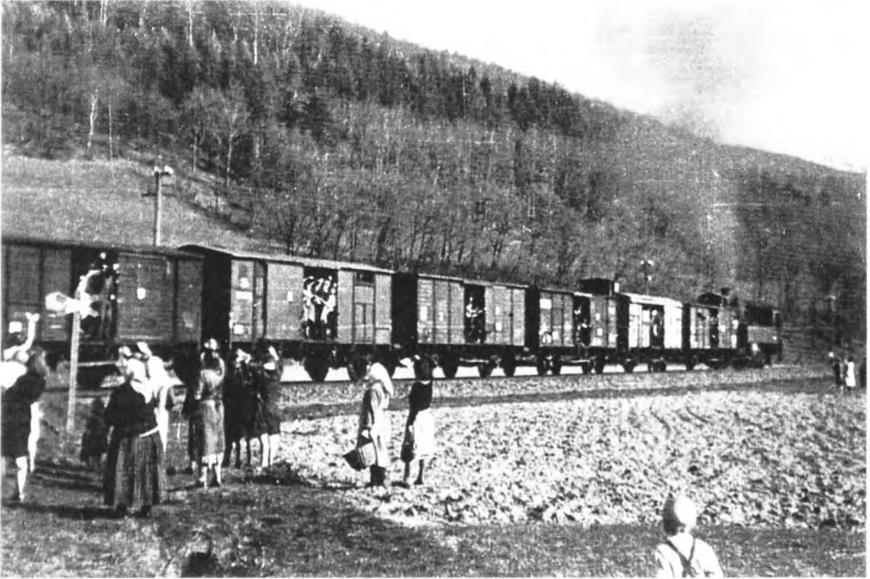
Band I: 1. Auflage 1999 ISBN 3-00-00640-X
2. Auflage 2007 ISBN 3-00-00640-X
Digitale Ausgabe 2013

Band II: 1. Auflage 2002
Digitale Ausgabe 2014

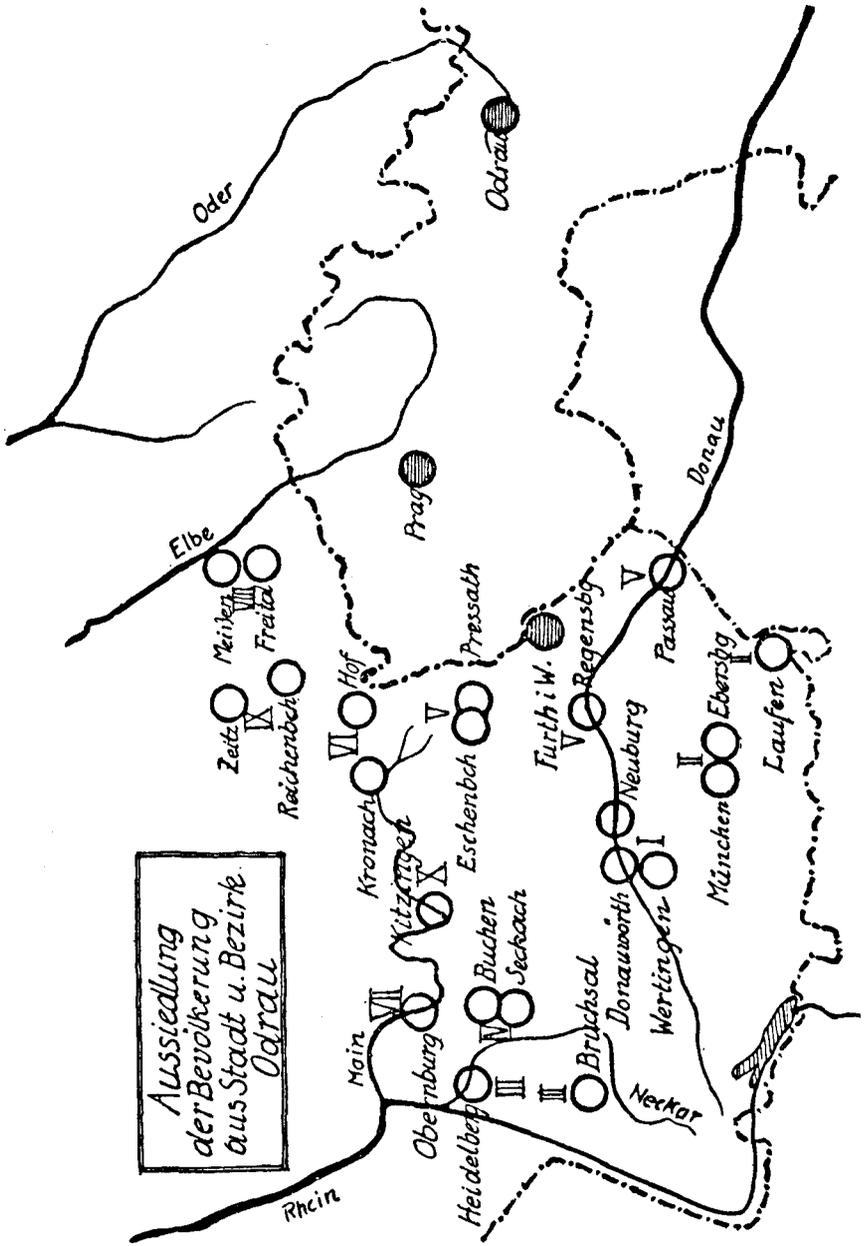
<p>Band III: Odrauer Wege nach der Vertreibung 1. Auflage 2005 Digitale Ausgabe 2014</p>
--

Anschrift des Herausgebers:

Prof. Dr.-Ing. Walther Mann †
Claudiusweg 19 B
64285 Darmstadt
Tel. + Fax: 06151 - 47275



Vertreibung 1946: Ein Transport verläßt den Bahnhof Odrau



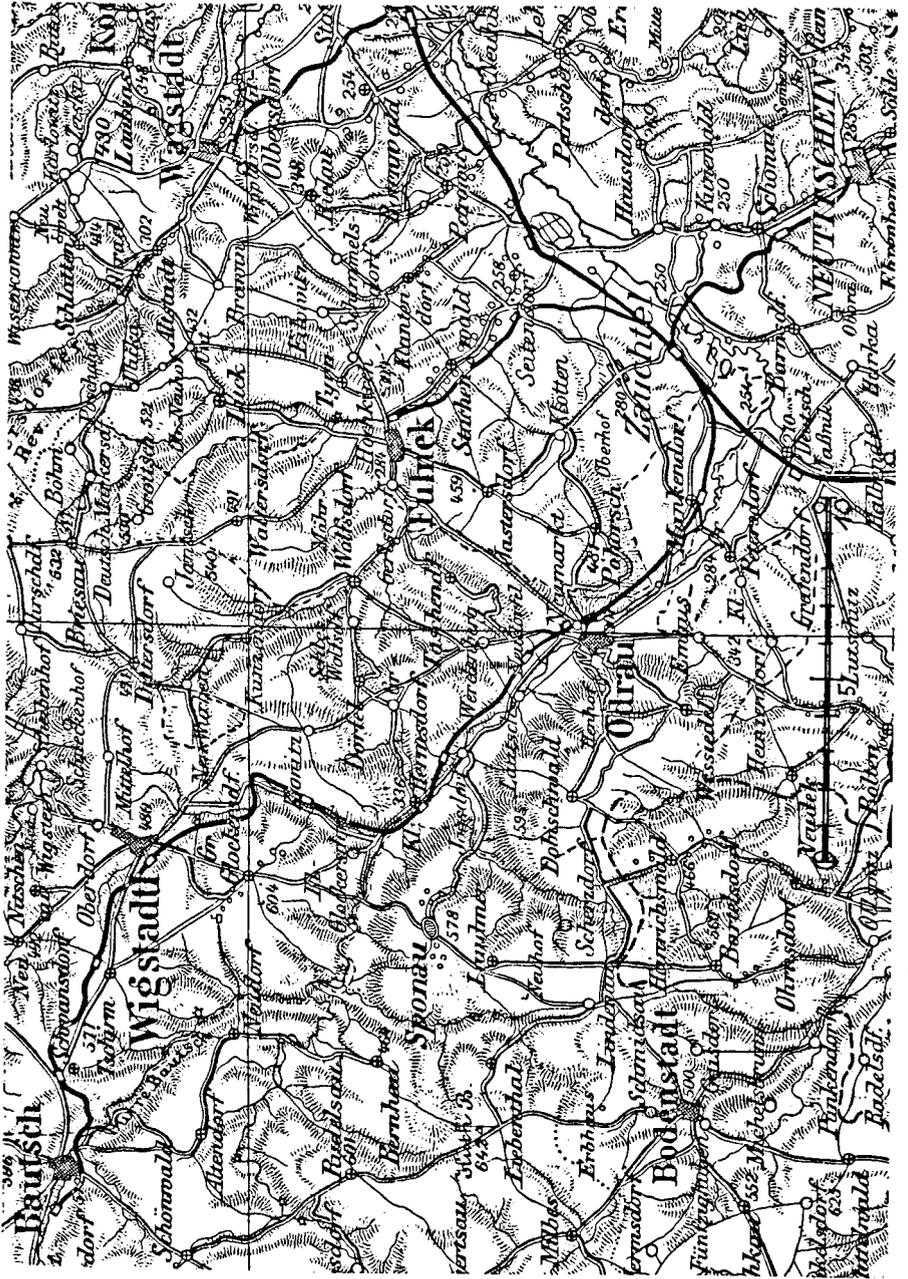
Aus: Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung,
Heft Nr. 3 vom Februar 1950

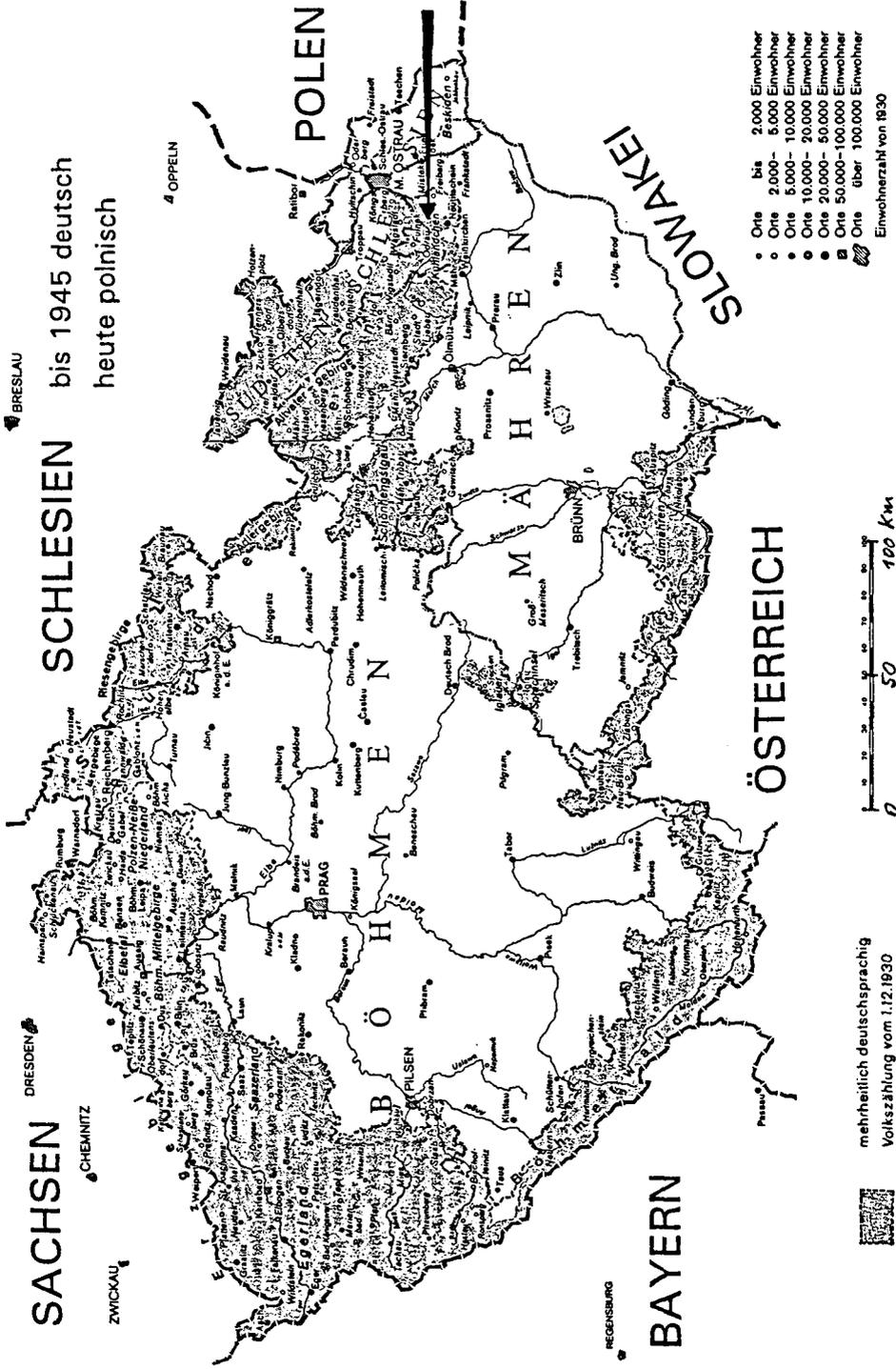
Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung
Auszug aus Heft Nr. 3 vom Februar 1950:

Vertreibung: Die zehn Transporte aus Odrau 1946

- 1. Transport**, abgefertigt 16.4.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Aussiedlungslager Klosterschule und Internierungslager. Gepäckrevision im Arbeiterheim. Ziel Neuburg a.D., Wertingen, Donauwörth.
 - 2. Transport**, abgefertigt 9.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Aussiedlungslager im Internierungslager. Gepäckrevision im Schloß. Leibesvisitation, vieles weggenommen. Ziel Waging, Laufen, Schönram.
 - 3. Transport**, abgefertigt 27.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation. Ziel Heidelberg, Wiesental, Waghäusel, Kirrlach.
 - 4. Transport**, abgefertigt 9.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Seckach und Umgebung.
 - 5. Transport**, abgefertigt 23.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation, viele Wertgegenstände wurden abgenommen. Ziel Kreis Regensburg und Kreis Passau.
 - 6. Transport**, abgefertigt 3.8.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Kronach, Münzberg, Hof.
 - 7. Transport**, abgefertigt 21.8.1946. Letzter Normaltransport aus dem Internierungslager mit 1200 Personen in 40 Viehwaggons. Ziel Kreis Miltenberg, Leidersbach, Roßbach.
- Die folgenden Transporte 8 bis 10 waren kleine Antifaschisten-Transporte, die in bevorzugter Weise abgefertigt wurden:
- 8. Transport**, abgegangen 4.8.1946. 80 Familien in 20 Waggons. Möbel und Hausrat konnten teilweise mitgenommen werden, Kontrolle daheim. Ziel Sachsen, Zeitz, Reichenbach.
 - 9. Transport**, abgegangen 6.9.1946. 79 Familien, sonst wie Transport 8. Ziel Sachsen, Freital, Meißen.
 - 10. Transport**, abgegangen 26.9.1946. 173 Personen, sonst wie Transport 8 und 9. Ziel Kitzingen.

Alle Transporte waren belegt mit Bewohnern der Stadt Odrau und der umliegenden Gemeinden und gingen vom Bahnhof Odrau ab.





SACHSEN

DRESDEN

CHEMNITZ

ZWICKAU

SCHLESIEN

bis 1945 deutsch
heute polnisch

OPPELN

POLEN

HIMMELN

BÖHMEN

PILSEN

REGENSBURG

BAYERN

MÄHRLEN

BRUNNEN

ÖSTERREICH

SLOWAKEI

- bis 2.000 Einwohner
 - 2.000–5.000 Einwohner
 - 5.000–10.000 Einwohner
 - 10.000–20.000 Einwohner
 - 20.000–50.000 Einwohner
 - 50.000–100.000 Einwohner
 - über 100.000 Einwohner
- Einwohnerzahl von 1930

mehrheitlich deutschsprachig
Volkszählung vom 1.12.1930



Inhalt

Die 10 Transporte aus Odrau	6
Karte Odrau und Umgebung	8
Vorwort	13

Teil 1: Persönliche Berichte

Adolfine Bruder: Unsere alte Heimat vergaß ich nie!	15
Josef Christ: Aus Not und Elend zu Freiheit und Glück	21
Franz Dolak: Heimatvertriebene kommen zu uns	28
Gerlinde Dumm: Die neue Heimat ist mir ganz und gar Heimat geworden	34
Charlotte v. Gareihns: Wir waren beim ersten Transport aus Odrau	35
Ernst Habiger: Meine Wege und Welten nach der Vertreibung	39
Elfriede Härtl: Nach abenteuerlicher Flucht kommt mein Vater zu uns	43
Rudolfine Heneka: Die Wege der Familie Woznik	45
Anni Kester: Mein Leben war Arbeit und Fürsorge	58
Helmut Kirschke: Odrau ist und bleibt meine Heimat	60
Helmut Kotsch: Ich war glücklich, wieder ein freier Mensch zu sein	64
Günter Kravagna: Jahre, die mich geprägt haben	68
Helmut Kravagna: Student sein 1948	75

Alfred Kremel: Wir begannen in einer 'Dienstwohnung dritter Ordnung'	79
Karl Kremel: Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg	81
Michael Kudlich: Die Kudlich-Familie	85
Walther Mann: Mein Weg in der neuen Heimat begann in Heidelberg	88
Vinzenz Mathan: Ein Pohorscher Weg nach der Vertreibung	93
Erich Meixner: Kriegsende und Neuanfang	96
Stephanie Mergenthaler: Meine Familie nach der Vertreibung	102
Erika Neumann: Ich wollte Lehrerin werden	105
Otto Pauler: Mein Beruf als Lehrer machte mir Freude	108
Clemens Richter: Mein Weg zum Priestertum	111
Hans-Dieter Schindler: Alte Heimat - neue Heimat: Meine Integration im Westen	117
Adolf Schneider: Mit 25 Jahren selbständig	120
Emanuel Schneider: Meine Erfahrungen in der Optimit halfen mir	123
Fridolin Scholz: Ein Lebensweg nach der Vertreibung	126
Ingrid Schuster: Probleme und Chancen der Vertreibung	131
Ingeborg Sklarzig: Wir legten den Grundstein der Deutschen Schule in Washington, DC.	139
Richard Szklorz: Meine beiden Welten	142
Walter Teltschik: Die Teltschik-Familie	154
Walter Türk: Meine Erlebnisse in der neuen Heimat	159

Teil 2: Heimatbriefe , Gedenkstätten , Geschichte

Fridolin Scholz: Odrauer Heimatbrief und Odrauer Heimat-Treffen	164
Erich Meixner: Die Odrauer Heimatsammlung in Neuburg/Donau - das Lebenswerk von Gerhard Joksch und seiner Frau	167
Gedenkstätte am Friedhof in Odrau	171
Gedenkstein zur Ankunft der Odrauer in Heidelberg 1946	172
Erich Meixner: Die Gedenkstätte auf dem Friedhof in Groß-Petersdorf	174
Erich Meixner: Die Roßbacher Treffen nach der Vertreibung 1945/46	178
Wolfgang Bruder: Aus dem Kuhländchen in alle Welt	179

Anhang

Inhalt „Erinnerungen an Odrau“ Band I und Band II	185
Verzeichnis der Verfasser	190

Vorwort

Nachdem die beiden Bände unserer „Erinnerungen an Odrau“ erschienen waren, hörte ich mehrfach, wie schade es sei, daß die meisten Berichte mit der Vertreibung enden. Gerne hätte man gewußt, wie die einzelnen Verfasser ihr Leben nach der Vertreibung gemeistert haben. So entstand der Plan, noch einen dritten Band der „Erinnerungen“ anzuregen, in dem „Odrauer Wege nach der Vertreibung“ festgehalten werden. Das Ergebnis liegt nun vor.

Vorerst hatte ich alle Verfasser der beiden ersten Bände angeschrieben und um Beiträge gebeten. Ich erhielt viele Zusagen. Außerdem erklärten sich mehrere Landsleute, die nicht an den beiden ersten Bänden beteiligt waren, zur Mitwirkung bereit. Ich danke allen sehr herzlich. Zu meiner Freude kann ich nun dieses Buch vorlegen, das wiederum ein wichtiges und interessantes Zeitdokument geworden ist.

Alle Verfasser haben mit ihrer Unterschrift bestätigt, daß ihre Berichte nach ihrer Erinnerung in allen Details den Tatsachen entsprechen und daß sie mit der Veröffentlichung in diesem Rahmen einverstanden sind. Auch wenn vielleicht die Erinnerung eines einzelnen Autors nicht mehr vollständig sein mag - Erlebnisse in der Jugend verklären sich oft im Alter, schlimmes Erleben bleibt möglicherweise selektiv im Gedächtnis - so vermittelt die Summe der Beiträge sicher ein richtiges und authentisches Bild des Schicksals der Odrauer nach der Vertreibung.

Ich freue mich, daß es offenbar vielen Odrauern gelungen ist, nach der Vertreibung wieder Fuß zu fassen und ein neues, gutes Leben in Freiheit in einem Rechtsstaat aufzubauen. Das verdanken sie sowohl ihrem Fleiß und ihrer Tüchtigkeit als auch der Hilfe und den Möglichkeiten zur Selbsthilfe, die ihnen in der neuen Heimat geboten wurden. Wir sind uns dieser Tatsache mit Dankbarkeit bewußt.

Denken wir aber auch an diejenigen, die die Folgen der unmenschlichen Vertreibung nicht überwinden konnten, die Älteren, Kranken, Schwächeren, körperlich und psychisch Mißhandelten, die nicht mehr die Kraft zu einem neuen Anfang aufbringen konnten.

Denken wir auch an diejenigen, denen die Arbeitsgrundlage durch die Vertreibung genommen wurde, zum Beispiel die Bauern, die nun ohne Hof und Land dastanden, oder die selbständig Gewerbetreibenden, denen ihre Betriebe fehlten, und all die anderen, die nicht mehr ihrem Beruf nachgehen konnten, da dafür die Grundlagen und das Umfeld fehlten.

Denken wir an die vielen, die sich nicht mehr zu Wort melden können, da sie in dem unseligen, von Deutschland begonnenen Krieg geblieben sind, so daß sich ihre Angehörigen alleine durchschlagen mußten.

Und denken wir auch an die Mitbürger, die dem Wahnsinn und der Brutalität der NS-Ideologie zum Opfer fielen, tüchtige, ehrbare Bürger, die ihre Heimat nicht mehr wiedersahen.

Die Mehrzahl der Sudetendeutschen konnte die Folgen der Vertreibung meistern, konnte integriert werden und ist nach wie vor ein starker und tüchtiger Teil unseres Volkes. Das gilt auch für die ehemaligen Bewohner der Stadt und der Umgebung von Odrau. Nicht zuletzt davon legt dieses Buch Zeugnis ab. Ich freue mich, daß wir noch nach so langer Zeit zu dieser Gemeinschaftsleistung bereit und fähig waren.

Unsere alte Heimat ist unvergessen, aber unsere neue Heimat ist jetzt unser Zuhause.

Walther Mann

Darmstadt, im Mai 2005

Teil 1: Persönliche Berichte

Adolfine Bruder geb. Sommer

Unsere alte Heimat vergaß ich nie!

Vorerst zu meiner Person: Am 8. März 1911 wurde ich in Mährisch Wolfsdorf als Tochter von Josef und Marie Sommer geboren. Mein Vater war Schmiedemeister und hatte auch eine kleine Landwirtschaft, so daß wir Selbstversorger waren. Wir waren 6 Kinder, 4 Mädchen und 2 Buben. Aber schon im Jahr 1924 starb ganz plötzlich unsere liebe Mutter und 1926 auch unser Vater, so daß wir alleine standen. Das kleinste der Geschwister war drei Jahre alt. Wir bekamen für die Schmiede einen Geschäftsführer. Die älteste Schwester mußte die Mutterstelle übernehmen. So konnten wir Kinder zusammen bleiben. Ein großer Schlag war es für uns, als 1928 unser Bruder Karl nach einem schweren Sturz beim Eislaufen an Gehirnerschütterung starb.

Von 1922 bis 1925 besuchte ich die Mädchen-Bürgerschule in Fulnek. Ich hatte Interesse für das Nähen von Kleidern. Deshalb mußte ich diese Aufgabe für die ganze Familie übernehmen. Auch die Buchhaltung für die Schmiede war meine Sache. In der damaligen Zeit wurden Rechnungen erst zum Jahresende geschrieben und verschickt. So hatte jeder von uns seine Arbeit, die ohne Murren erledigt wurde. Wenn ich heute daran denke, muß ich sagen, es ging uns gut.

Im Jahr 1942 heiratete ich den Oberlehrer Otto Bruder, der Witwer mit zwei Kindern, Inge (18) und Roman (14), war. Roman wurde 1945 in den

letzten Kriegsmonaten zur Wehrmacht geholt und starb 1946 als Zwangsarbeiter in den Kohlegruben von Mährisch Ostrau.

Für uns Deutsche waren schon seit Ende des 1. Weltkrieges gespannte Verhältnisse mit der Tschechoslowakischen Republik. Dies steigerte sich am Ende des 2. Weltkrieges 1945. Die Flucht vor der russischen Front hatten wir überlebt. Danach kehrte ich mit meinen Geschwistern und mit Tochter Inge mit dem Gedanken zurück, unser Dorf wieder aufzubauen. Es kam jedoch anders. Über die folgenden schrecklichen Monate unter tschechischer Herrschaft habe ich bereits in den „Erinnerungen an Odrau“ ausführlicher berichtet. Deshalb will ich mich hier kurz fassen.

Kaum waren wir zu Hause angekommen, wurden wir aus unserer inzwischen ausgeplünderten Wohnung vertrieben. Inge wurde von Juni 1945 bis Juli 1946 zur Zwangsarbeit auf einen entfernten tschechischen Bauernhof verpflichtet. Ich selbst mußte für zwei Tschechen, die einen Wolfsdorfer Bauernhof beschlagnahmt hatten, den Haushalt führen. Mein Mann kam am 30. Mai 1945 von der Wehrmacht nach Hause. Bereits am nächsten Tag wurde er in das Arbeitslager nach Fulnek abgeholt. Dort wurde der Bauer Otto Hof aus Klantendorf auf unmenschliche Weise gezwungen, meinen Mann mit einem Riemen so schwer zu schlagen, bis das Blut aus dem Rücken spritzte.

Am 3. Januar 1946 wurden wir beide in das Internierungslager Odrau verlegt, wo wir grauenhafte Strapazen erlebten. Bei großer Kälte und vereisten Straßen spannte man uns wie Zugtiere vor Leiterwagen. Junge tschechische Milizer trieben uns bis Maria Stein, wo wir an einem bewaldeten Hang Scheitholz aufluden und mit Muskelkraft zurück nach Odrau brachten. Am Abend wurden im Hof des Lagers alle Internierten, alt und jung, zum 'Apell' mit stundenlangem 'Auf!' und 'Nieder!' kommandiert. So ging das Tag für Tag.

Dann eine weitere Steigerung der Quälerei: Ende Januar 1946 wurde mein Mann zur Zwangsarbeit in die Kohlegruben von Poruba bei Mähr. Ostrau verschleppt; ich mußte ab März auf einen Bauernhof bei Baschka. Die nächsten Monate waren eine Pein. Völlig auf mich allein gestellt arbeitete ich bei zwei alten Bauersleuten als Magd. Sie konnten kein Deutsch, ich nicht Tschechisch. Eines Abends ging ich hinaus in die ruhige Natur. Da hörte ich in der Ferne Glocken läuten, in dieser unmenschlichen Zeit. Ich erinnerte mich an ein Gedicht, das jetzt zu meinem Gebet wurde:

„Es läuten die Glocken zum Abendgebete. Gottvater, Dir sei nun die Ehre. Erhalte den Mut mir, gib Kraft zu ertragen das Joch hier, das unsagbar schwere. Zum Himmel laß wenden den bittenden Blick. Dort oben, da endet das Hassen. Gottvater, Du leite mein schweres Geschick, Du hast

noch keinen verlassen. Heimat ade, Heimat ade - grüß mir die Heimat, die nimmer ich seh!“

Am 9. Juli 1946 kam endlich die Erlösung. In Viehwaggons wurden wir nach Deutschland in eine ungewisse Zukunft transportiert. Ich hatte Sorge, ob wir auf der Fahrt etwas zu essen bekämen, denn die Verpflegung war schlecht. In Prag stand ein Kessel mit Suppe auf dem Bahnsteig. Vor Ekel konnte ich nichts essen. Wir kamen nach Nürnberg. Angestrengt sah ich durch einen Schlitz in der Waggonwand hinaus. Ob ich wohl Kornfelder entdecken könnte? Es war aber nur Sand und Kiefernwald zu sehen. Am 12. Juli kamen wir in Seckach im Odenwald an.

Zunächst wurden wir im Lager „Teufelsklinge“ untergebracht. Die Baracken waren baufällig, der Regen tropfte in die Betten - wie würde es weitergehen? Bettelarm hatten wir fast nur das, was wir am Leibe trugen, und auch das waren nicht immer unsere eigenen Kleider. Der Anzug, den mein Mann trug, war die Leihgabe eines mitleidigen Tschechen aus der Gegend von Königgrätz während der letzten Kriegstage; mein Mann sollte damit nach Kriegsende die Uniform ablegen können, um sich auf den Heimweg zu machen. Später sollte er den Anzug an ihn zurückschicken. Leider war das nun nicht möglich. Der Anzug mußte die ersten Jahre in Deutschland aushalten. Er wurde sogar gewendet und dann passend neu zusammengenäht.

Nach acht Tagen brachte man uns in einer Gruppe von 24 Personen aus der Odrauer Gegend zu einem neuen Bestimmungsort. Unter uns war die Familie Schenk aus Mankendorf. Frau Berta Schenk war eine Schwester des Bürgermeisters Böhm aus Odrau. Auch ihre Schwester Czerny, eine Hebamme, war dabei. Aus Wessiedel stammte eine Familie mit 6 Kindern. Am Nachmittag kamen wir in Altheim, einem Dorf in 'Badisch Sibirien' an. Wir wurden an der Straße vor der Kirche abgeladen. Niemand interessierte sich für uns. Als es gegen Abend zu regnen anfang, kam der Gemeindediener, sperrte in der Schule ein Klassenzimmer auf und bot uns an, auf dem Boden zu schlafen.

Früh am nächsten Morgen kam er wieder: Leider sei in der Gemeinde kein Platz für uns. Schnell wurden wir auf einen privaten Lastwagen verladen, der uns ins Lager zurück brachte. Kaum hatten wir uns versehen, standen wir also schon wieder auf der Straße. Das Frühstück fiel aus, denn im Lager gab es keine Lebensmittel. Immerhin bemühte jetzt die Lagerleitung eine US-Dienststelle in Buchen. In Begleitung der Amerikaner wurden wir wieder nach Altheim gebracht, und die Gemeinde wurde verpflichtet, uns aufzunehmen.

Zu Dritt wurden wir einem Bauernhof zugewiesen. Frau Frank, die Bäuerin, bot uns ein Zimmer mit einem Bett und einer Pritsche an. Zwar war kein Herd zum Kochen vorhanden, aber wir hatten ja auch kein Kochgeschirr. Frau Frank verließ das Zimmer, ohne ein Wort mit uns zu reden. Am Abend ging ich zu ihr und fragte, wo ich Wasser bekommen könnte. Sie verwies mich auf einen Kuhstall auf der anderen Seite der Straße, dort gäbe es Wasser. Verpflegung erhielten wir in der ersten Zeit in der Schulküche im Ort.

So begann unser Weg im Westen. Daß der Krieg auch in Deutschland schwere Wunden geschlagen hatte, sahen wir ein. Dennoch schmerzte uns das Unverständnis und die Geringschätzung, die uns so manchmal entgegengebracht wurde.

Zunächst mußten wir die 'Entnazifizierung' über uns ergehen lassen. Das bereitete uns zwar keine Probleme, jedoch war an eine Lehrerstelle für meinen Mann nicht zu denken: Einstellungssperre. Also griffen wir zur Selbsthilfe. Man gab uns ein kleines Stückchen Acker und eine Hacke zum Pflanzen von Gemüse. Nach der Ernte gingen wir auf die Felder zum 'Ährenlesen'. Im Herbst sammelten wir Buchecker im Wald. Im Straßengraben fand ich eine durchgerostete Blechschüssel. Mein Mann trug sie zum Spengler. Nun hatten wir für einige Zeit eine Schüssel zum Abwaschen. Schließlich bekamen wir einen kleinen Küchenofen aus Blech - eine Rettung für uns. Er war etwa 50 cm breit und 30 cm tief und hatte auch ein Backrohr, das für einen kleinen Gugelhupf reichte.

Um Brennholz aus dem Wald zu erhalten, mußten wir als Gegenwert einen Ster Holz aufarbeiten. Das war für mich eine schwere Arbeit. Auch mein Mann hatte so etwas zuvor noch nicht gemacht. Wir lernten es. Aus Holzabfällen eines Sägewerks und mit rostigen, gerade geklopften Nägeln nagelte er unsere erste Küchenmöblierung zusammen.

In diesem Elend trat nun ein großes Ereignis hinzu: Ich sah Mutterfreuden entgegen. Wir waren zwar nach wie vor mittellos, aber ein Kind erschien uns als ein Geschenk Gottes. Unsere Hausfrau sorgte nun dafür, daß wir eine andere Wohnung bekamen. In der Schule machte man zwei Zimmer für uns frei. Jemand borgte uns eine Nähmaschine, so konnte ich aus alten Sachen neue Kleider für uns nähen. Im Garten zogen wir Gemüse. Tochter Inge häkelte zusammen mit anderen Mädchen Deckchen für ein Geschäft in Heidelberg und verdiente so einige Mark. Mit meiner Nähmaschine und dem Prinzip: aus Alt mach Neu! konnte ich ebenfalls etwas für kleine Anschaffungen sparen. Leider hatte mein Mann immer noch keine Anstellung, man stellte keine Lehrer ein. Trotzdem waren wir

nach allem froh, daß wir in Freiheit lebten und daß die Familie zusammen war.

Meine Zeit kam nun immer näher. Ich hatte oft bange Gedanken, aber meine Geschwister waren weit weg in Bayern. So dachte ich an unsere liebe Mutter: Sie hatte uns Kinder geboren, so würde auch ich es schaffen. Dann kam der 23. Juni 1947, ein Sonntag Nachmittag. Ein Mann sollte mich mit dem Auto ins Krankenhaus bringen. Er rief im Krankenhaus Buchen an: Kein Platz! In Walldürn hieß es, ich könne kommen. So ging die Fahrt 11 km nach Walldürn. Als wir ankamen, erneute Enttäuschung: Ich sei nicht die Frau, die sie erwartet hätten. Man behielt mich dann doch da, und einige Stunden später kam unser kleiner Wolfgang zur Welt.

Ein gesunder Junge war in unsere Armut geboren. Es ging alles gut, und es gab liebe Menschen, die uns halfen. Mein Mann freute sich, hatte er nun doch wieder einen Jungen, der den Platz von Roman einnehmen konnte, der sein junges Leben in tschechischer Zwangsarbeit hatte lassen müssen. Wolfgang war nun unser Sonnenschein, der uns durch diese schwere Zeit half. Ich habe ihn hauptsächlich mit Haferflocken ernährt, etwas anders gab es nicht für Kleinkinder.

1948 kam die Währungsreform und langsam ging es aufwärts. Endlich, im Juni 1949, bekam mein Mann eine Stelle als Lehrer, erst in Höpfingen bei Walldürn, danach in Hettingen bei Buchen. Als der Bescheid kam, wurden gleich Möbel bestellt. Die Holzkisten, aus denen unsere Möbel bestanden, und die Strohsäcke brauchten also nicht mit umziehen. Von da ab änderte sich unser Leben ständig zum Besseren. Am 10. Dezember 1950 kam unser 'Mädelbub' Dieter zur Welt, auch er unser Liebling.

Unsere Tochter Inge hatte im Juli 1949 Hochzeit. Auf der Suche nach einem Zahnarzt stieß sie in Buchen auf Albert, einen jungen Arzt, der gerade seine Praxis eröffnet hatte. Es war Liebe auf den ersten Blick. Es wurde eine gute Ehe. Inzwischen konnten sie Goldene Hochzeit feiern.

Da mein Mann in der alten Heimat Schulleiter gewesen war, strebte er wieder eine solche Stelle an. 1953 wurde er als Schulleiter nach Baiertal im Kreis Heidelberg versetzt. Nun hieß es wieder Abschied nehmen und umziehen. Wir taten dies mit gemischten Gefühlen, denn mein Mann war inzwischen bei den Schülern und bei der Bevölkerung sehr beliebt. Ende August bezogen wir unsere Wohnung im alten Schulhaus von Baiertal oberhalb der Räume des Gemeindeamtes.

Die Jahre vergingen rasch. 1958 trat mein Mann in den Ruhestand. Wir mußten die Schulwohnung räumen. Mietwohnungen für eine Familie mit Kleinkindern waren damals nicht leicht zu finden. So entschloß sich mein Mann nochmals zu einem Hausbau, obwohl er doch schon einmal alles

verloren hatte, auch sein 1938 neu erbautes Wohnhaus in Fulnek. Diesmal stand das Glück auf unserer Seite. Mit äußerster Sparsamkeit konnten wir 1960 in unser neues Haus in Wiesloch einziehen. Nach 10 Jahren waren die Schulden abbezahlt.

Wolfgang war schon im Studium und Dieter hatte gerade sein Abitur bestanden, als 1971 mein lieber Mann starb. Mit viel Gottvertrauen ging unser Leben weiter. Wolfgang studierte in München Physik und danach auch Medizin, Dieter wurde Zahnarzt. Meine Kinder heirateten, waren aber immer zur Stelle, wenn sie gebraucht wurden. Heute, mit 93 Jahren, kann ich erleben, wie 7 Enkelkinder erwachsen werden. Ich bin dankbar, daß ich gesund bin, und ich freue mich, daß ich immer noch für meine Familie da sein kann, so Gott will.

Unsere liebe alte Heimat vergaß ich nie. In der Familie sprachen wir oft über unser eigentliches Zuhause und die schrecklichen Erlebnisse in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Waren wir mit unseren Verwandten beisammen, gab es auch immer wieder dieses Gesprächsthema. Als meine Kinder älter waren, sagten sie zu mir: „Mutti, Deine Märchen kennen wir schon alle!“ Beim Sudetendeutschen Tag 1989 in Stuttgart ergab es sich, daß meine Söhne mich begleiteten. Sie hörten bei den Ansprachen aufmerksam zu und sagten dann: „Jetzt erst verstehen wir, um was es geht.“ Seither arbeiten beide in sudetendeutschen Gremien mit. Es freut mich.

Im Jahr 1992 kamen meine Kinder und sagten: „Wir wollen die alte Heimat sehen. Komm mit!“ Gerne kam ich mit. Aber mich hinstellen und heulen wollte ich nicht. Ich wußte, die Heimat aus meiner Erinnerung gab es nicht mehr. Als wir nach der Fahrt durch Mähren in die Nähe des Kuhländchens kamen, rief ich: „Jetzt aber langsam!“ Und in mir stieg eine Freude auf, die ich heute noch spüre: Ich war in der Heimat!

Weiterer Bericht von Adolfine Bruder in den „Erinnerungen an Odrau:
Band II: Mein Erlebnis von Flucht und Vertreibung

Josef Christ

Aus Not und Elend zu Freiheit und Glück

Wir schreiben das Jahr 2005. Seit Kriegsende sind 60 Jahre übers Land gegangen. Nach Jahren des Wiederaufbaus unseres vom Krieg zerstörten deutschen Landes, nach Jahren in Frieden, Glück und zunehmendem Wohlstand, haben wir heute durch eine um sich greifende Arbeitslosigkeit, große Staatsverschuldung, landesweites Verschwinden aller kleinen und mittleren Bauernhöfe, Schließung vieler Industrie- und Handwerksbetriebe oder Verlagerung von Produktionen ins Ausland, eine allgemeine Ratlosigkeit und unter der jungen Generation eine auffällige Orientierungslosigkeit. Etliche unserer Regierenden wollen sich nicht mehr auf christlich-abendländische Grundwerte berufen. Über unserem Land liegt die bedrückende Sorge um die Zukunft.

In meinem Weihnachtsbrief an die noch lebenden Mankendorfer schrieb ich zum Weihnachtsfest 2004: „Unser Glaube an eine gute Zukunft hat einen festen Grund. Die schwere Zeit bei Kriegsende und die ebenso schweren ersten Jahre danach führten uns vor Augen, daß wir einen Retter hatten - einen Retter, wie ihn die Engel den Hirten auf dem Felde verkündeten - der uns aus tiefer Unterdrückung, aus bitterer Hungersnot, aus Armut und Hilflosigkeit herausgeführt hat und uns zu freien und glücklichen Menschen machte.“ Diese Aussage möchte ich in den folgenden Zeilen am Schicksal der Familie Christ aus Mankendorf näher ausführen.

Als im Juni 1945 das russische Militär weitgehend aus Mankendorf abgezogen war und die Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen und auch die Räubereien und Plünderungen der Soldateska nachließen, kamen tschechische Milizen mit ihrem Anführer Pernitzki. Die nun von jungen tschechischen Männern einsetzenden Prügelorgien, vielfältigen Bedrückungen, Räubereien, Plünderungen, Verschleppungen und zwangsweise angeordneten Arbeitseinsätze waren für die Dorfbevölkerung eine noch viel härtere, kaum zu ertragende Tyrannei. Hinzu kamen kurz darauf die tschechischen Hausbesetzer. Fremde Menschen, meist aus der Walachei, kamen ins Dorf, nahmen sich Häuser oder Bauernhöfe, verdrängten die Eigentümer in irgendeine Kammer oder gar aus dem Haus und machten aus den nicht verschleppten deutschen Dorfbewohnern Arbeitssklaven. Die Not stieg grenzenlos. Meine Tante mit ihren drei Kindern mußte unser Haus verlassen.

Ich als gerade 14-Jähriger mußte mit anderen Mankendorfern nach Nymburg an der Elbe in ein Internierungslager. Meine aus Sponau stammende Großmutter war zwar tschechischer Volkszugehörigkeit, stand aber genauso wie wir dem bestialischen Treiben der tschechischen Miliz hilflos und fassungslos gegenüber.

In dieser Not beteten, ja flehten die Menschen um einen Retter aus allem Elend einer nie zuvor gekannten Tyrannei. Eine Rettung deutete sich im August 1945 durch das Potsdamer Abkommen an. Darin wurden dem tschechischen Staat seine mörderischen, wilden Vertreibungen verwiesen und ein humaner Transfer gefordert. Gleichzeitig verpflichtete es den Staat, alle in Lagern und Gefängnissen festgehaltenen Deutschen mit ihren Familien zusammenzuführen. Als im Frühjahr 1946 der erste Transport mit Mankendorfern vom Lager Odrau abging, waren die Menschen weitgehend mürbe, verzagt und auch hoffnungslos und nahmen die Ankündigung zur Vertreibung deshalb mit einer gewissen Erleichterung auf oder sahen in ihr die Rettung aus rechtloser Sklaverei.

Allerdings waren alle Deutschen damals der festen Meinung, daß die Vertreibung nur ein kurzes Zwischenspiel sein würde. Wir sagten uns: „Das kann doch unser Herrgott nicht zulassen, daß an Millionen unschuldiger Menschen ein so schweres Verbrechen verübt wird. Wir werden bald wieder in unsere Heimat zurückkehren.“ Mit dieser Einstellung im Kopf haben viele ihre Anwesen in Ordnung verlassen und haben zu vertrauten tschechischen Leuten gesagt: „Bitte achte ein wenig auf unser Haus oder unseren Hof, daß wir wieder anfangen können, wenn wir zurück kommen.“

Mein Vater war Maurer von Beruf und hatte sich neben anderen Dingen auch auf den Bau von Backöfen für Bäckereien spezialisiert. Ihm wurde deshalb der Besitz seines Fahrrades als einzigem Deutschen zugestanden. Damit mußte er in die Nachbardörfer fahren, um die dortigen Backöfen auszubessern oder neue Backöfen aufzubauen. Das führte dazu, daß wir nicht zum Abtransport eingeteilt wurden und meinem Vater angeboten wurde, zwar restlos enteignet und völlig rechtlos, als Arbeitssklave in Mankendorf verbleiben zu können.

Doch mein Vater sah auf mich 15-jährigen Jungen, dem keine Ausbildung zugestanden worden wäre, und der jederzeit wieder in Lagerhaft kommen konnte. Er sah aber auch seinen eigenen angegriffenen Gesundheitszustand und entschied sich für die Ausweisung. Wie richtig diese Entscheidung war, wurde uns später bewußt. Etwa 300.000 Sudetendeutsche konnten in der Heimat bleiben, teils durch Zufall, teils weil sie tschechische Verwandte hatten oder weil man sie als Spezialisten nicht freiließ. Sie alle wurden in der Folgezeit stärkstens diskriminiert; nur hinter vorgehal-

tener Hand wagten sie gelegentlich, davon zu berichten. Erst vor kurzem konnten wir hören und lesen, daß viele von ihnen ins Innere von Böhmen und Mähren verwiesen worden sind, so daß auch sie das Letzte, was sie noch hatten, ihre Heimat, verloren. In der Literatur wird diese Deportation „die zweite Vertreibung“ genannt. Bis heute besteht für die wenigen noch lebenden tschechischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit keine Aussicht, daß sie das ihnen widerrechtlich weggenommene Eigentum zurückbekommen.

So kam es, daß wir vier Personen, meine gelähmte Großmutter, meine Eltern und ich, zu den Letzten zählten, die am 5. August 1946 über das Lager Odrau die Heimat verlassen mußten. Unser Transport ging wie alle über die Grenzstation Furth im Walde, wo wir mit DDT zur Desinfektion und Entlausung eingestäubt und auf Tuberkulose geröntgt wurden. Dort bekamen wir auch unser erstes Essen. Für das Lager in Odrau und die mehrtägige Transportzeit waren wir angewiesen worden, unser eigenes Essen mitzubringen. In Furth wurde mein Vater erstmals auf eine mögliche Lungenerkrankung hingewiesen. Über die Tragweite dieses Hinweises wurde uns nichts gesagt. Dann ging es weiter nach Nürnberg und von dort nach Augsburg. Im Lager Augsburg verblieben wir eine Woche.

Hier erfolgte die Einteilung in die verschiedenen Wohnorte zum endgültigen Verbleib. Die Stadt Kempten im Allgäu wollte einige Maurer haben. Also stellte man einen Viehwaggon mit Maurern und deren Familien für den Transport nach Kempten zusammen. So wurden wir, da mein Vater Maurer war, von den restlichen Mankendorfern getrennt und kamen mit Familien aus Pohorsch, Kamitz, Lautsch, Jogsdorf und anderen nach Kempten ins Flüchtlingslager. Dort verbrachten wir etwa drei Wochen, bis uns eine Wohnung zugewiesen werden konnte.

Ohne zu wissen, wohin es gehen sollte, wurden wir mit unseren Habseligkeiten auf einen offenen Lastwagen geladen. Die Fahrt ging aus der Stadt hinaus Richtung Buchenberg zu einem einsamen, hinter einem Waldstück gelegenen Bauernhof. Kaum stand der Wagen vor dem Hof, kam ein Nachbarbauer und fing an laut zu schreien, was sich der Fahrer eigentlich erlauben würde, auf seinem Privatweg und durch sein Grundstück zu fahren. Das war die erste Begrüßung. Meine Mutter weinte bitterlich. Später erfuhren wir, daß die beiden Bauern im Streit lebten.

Wir befanden uns also plötzlich auf einem kleinen Bauernhof weit außerhalb der Stadt Kempten. Die ^{freien} ~~ein~~ndlichen Bauersleute hatten 6 Kinder, alle erwachsen, die Söhne nach Jahren im Krieg und Gefangenschaft Heimkehrer, die Töchter, die als Rotkreuzschwestern an der Ostfront gedient hatten, jetzt verheiratet bzw. verwitwet mit einem Kind. Und nun wurde

ihnen die große „gute Stube“ für eine „Flüchtlingsfamilie“ beschlagnahmt. Es traf sie hart. Und uns auch, denn wir mußten uns als unfreiwillige Eindringlinge vorkommen.

Die Einquartierung heimatvertriebener Familien führte im ganzen Land zu verständlichen Härten für die einheimische Bevölkerung. Während unsere Kemptener Bauernfamilie Verständnis für uns aufbrachte, erging es einigen Mankendorfer Familien im Nördlinger Ries schlechter. Dort schimpfte der Dorfpfarrer hin und wieder von der Kanzel herunter auf die „Flüchtlinge“. Das schmerzte die frommen katholischen Mankendorfer zutiefst. Erst als nach einiger Zeit unser Mankendorfer Pfarrer Rudolf Horak erstmals seine ehemaligen Pfarrkinder an den verschiedenen Orten aufsuchte, konnte er durch ein klärendes Gespräch mit seinem ortsansässigen Kollegen erreichen, daß dieser die Beschimpfungen unterließ.

Aus Beständen des Flüchtlingslagers erhielten wir für meine Eltern und mich drei amerikanische Feldbetten. Für meine Großmutter gab es als Bett ein Holzgestell mit Strohsack. Kein Ofen, kein Küchenherd, kein Schrank, nur ein alter wackliger Tisch und ein Stuhl. Das war's. Wie sollten wir da existieren? Wo sollte die Mutter ein Essen zubereiten? Um angesichts dieser Ausgangslage nicht zu verzweifeln, war ein starkes Gottvertrauen nötig und gute Ideen zum Überleben in einer von Hunger und Arbeitslosigkeit gekennzeichneten Zeit und einer trostlosen Situation in einer vollkommen unbekanntem fremden Umgebung.

Mein bereits schwer kranker Vater bekam sofort eine Arbeitsstelle in 8 km Entfernung und nur zu Fuß erreichbar. Das bedeutete täglich für 16 km gut 3 ½ Stunden Fußmarsch bei damals 9 ½ Stunden Arbeitszeit. Es war abzusehen, daß er das nicht allzu lange durchhalten würde. Ich bekam in einer von Arbeitslosigkeit und Lehrstellenmangel gekennzeichneten Nachkriegszeit mit viel Glück eine Lehrstelle als Maschinenschlosser. Leider mußte ich aber sehr schnell erkennen, daß es diesem Betrieb nicht um Ausbildung zu tun war, sondern um billige Arbeitskräfte. Diese Lehrstelle trat ich außerdem mit einem denkbar schlechten Gewissen an, denn ich sah deutlich, daß mich meine Eltern und die Großmutter als Hauptverdiener benötigen würden. Als Lehrling bekam ich damals im ersten Lehrjahr eine monatliche Ausbildungsvergütung von 35.- RM (Reichsmark!). Aber meine Eltern wollten mir eine Ausbildung ermöglichen.

Meine Mutter mußte in der Küche, wo sich die Bauernfamilie eng zusammengedrängt aufhielt, unser Essen kochen und jeden Tropfen warmes Wasser holen. Ein ganz unerträglicher Zustand. Der Winter stand vor der Tür und unsere Stube war eiskalt. Wir mußten handeln. Aus der Ruine eines zerbombten Hauses ragten einige verbogene Winkeleisen heraus. Die

durften wir uns holen. Nach dem Geraderichten und Zuschneiden waren diese paar Winkelleisen die Basis für den Eigenbau eines eisernen Küchenherdes und damit auch einer Wärmequelle für den Winter. Wir besorgten uns etwas Schwarzblech, aus einer Gießerei eine gußeiserne Herdplatte und einen Feuerrost, etwas Schamotte und Ofenrohre. Dann baute ich mit meinem Vater spät abends und samstags einen viele Jahre funktionierenden Küchenherd. Ich übernahm den Stahlbau, mein Vater die Ausmauerung. Diese Hürde war genommen.

Dann kam ein erster schwerer Schlag. Der Arzt stellte bei meinem Vater eine offene Lungentuberkulose mit fünf eiternden Kavernen fest. Wahrscheinlich hatten die Unterernährung und die Strapazen 1945/46 seinen Körper so geschwächt, daß er die Erkrankung nicht abwehren konnte. Unverzüglich mußte er in ein Krankenhaus, das auf der Ostseite von Kempten im Ortsteil Lenzfried lag. Für die sonntäglichen Besuche bei ihm hatten wir zu Fuß eine Entfernung von 10 bis 11 km zu bewältigen. Die Erkrankung meines Vaters nahm uns den Ernährer. Um es vorweg zu sagen, mein Vater blieb ohne Unterbrechung vier Jahre in diesem Krankenhaus und starb dort im Oktober 1950 im Alter von 54 Jahren. Körperlich sehr geschwächt, seelisch geknickt durch die Vertreibung und den Verlust seines Lebenswerkes, den Bau eines schönen Eigenheimes in Mankendorf, waren seine letzten vier Lebensjahre von tiefer Traurigkeit gezeichnet. Sehr zu schaffen machte ihm der Gedanke, nicht für seine darbende und hungernde Familie sorgen zu können. Für meine Mutter und mich brachte seine höchst ansteckende Erkrankung die Auflage, daß wir uns über 10 Jahre lang alle drei Monate einer eingehenden Röntgenuntersuchung unterziehen mußten. Aber das war kein Problem. Einschneidender für unser Leben war, daß wir gerne das Leid, das mein Vater trug, mit ihm tragen wollten und doch völlig hilflos daneben stehen mußten.

Meiner Mutter oblag die Versorgung und Betreuung ihrer gelähmten Mutter. Für jede kleine Besorgung mußte meine Mutter einen 5 km weiten Fußweg ins Stadtzentrum machen. Die geringen Lebensmittelzuteilungen unmittelbar nach dem Krieg konnte man nur bekommen, wenn man rechtzeitig „Schlange stand“ und schon vorher um ein Warenangebot wußte. Im Allgäu gab es damals nur Grünland, kein Getreidefeld, keinen Kartoffelacker. Um ein paar Kartoffeln zu erbetteln, bin ich mit dem Zug an manchem Samstag Nachmittag - bis Samstag Mittag mußte ich arbeiten - in Richtung Illertissen / Ulm oder Augsburg gefahren. Das innere Elend war schrecklich, wenn ich dann mit nahezu leeren Händen heimkam.

Erschwerend kam hinzu, daß meine Mutter durch die Kriegseignisse und das ganze Vertreibungsgeschehen an vielerlei gesundheitlichen

Beschwerden zu leiden hatte und auch deshalb - nicht nur der Wohnlage wegen - keine Arbeitsstelle annehmen konnte. Aber sie hatte ein fröhliches Herz, wenngleich diese Zeit für sie Jahre der Tränen waren.

Im November 1954 starb meine geliebte Großmutter. Sowohl mein Vater als auch meine Großmutter fanden auf dem Friedhof in Kempten ihre letzte Ruhestätte.

Und wie erging es mir? Ungeachtet der weiten Wege zur Stadt und des 9 ½ - stündigen Arbeitstages versuchte ich, mich durch den Besuch von Abendkursen in Englisch, Mathematik und Naturwissenschaften auf ein vielleicht doch einmal mögliches Studium vorzubereiten. Doch dann erkrankte ich mit 19 Jahren plötzlich an Scharlach. Diese Infektion verursachte ein Herzleiden, das mich für ein dreiviertel Jahr aus dem Arbeitsprozess warf. Die Krankheit und ihre Begleitumstände waren abermals ein tiefes Tal, das es zu durchschreiten galt. Doch mit dem festen Entschluß, nicht aufzugeben, mit eiserner Disziplin und Sparsamkeit, konnte ich mit Begabtenabitur ein Chemiestudium beginnen und mit einem sehr guten Staatsexamen abschließen. Auch das waren noch einmal Hungerjahre.

Doch dann ging es langsam aufwärts. Nach erfolgreichen Anstellungen in der Industrie entschloß ich mich 1965, in den Lehrdienst an beruflichen Schulen zu wechseln, um mich der Ausbildung von Chemie- und Physikalaboranten zu widmen. Dazu waren zusätzlich zu meiner bereits angetretenen Lehrtätigkeit vier Semester Pädagogikstudium zu absolvieren. Zuvor schon hatte ich die als freischaffende Künstlerin arbeitende naturwissenschaftliche Malerin und Zeichnerin Hildegard Müller geheiratet. Unsere Ehe blieb leider kinderlos.

1974 baute ich, mittlerweile in Sulzbach-Rosenberg ansässig, ein Einfamilienhaus, um darin meine bereits gehbehinderte Mutter und die alte Tante meiner Frau aufzunehmen. Das erworbene Grundstück hatte ungefähr die Größe des verlorenen in Mankendorf. Als meine Mutter an meinem Arm erstmals den Rohbau betrat, kamen ihr die Tränen. Sie sah mich an und sagte: „Geht es uns nicht wie Hiob? Wir haben alles verloren: Hab und Gut, Heimat und Gesundheit. Wir kamen in Knechtschaft und erhielten die Freiheit. Heute wird uns alles überreichlich geschenkt, mehr als wir je zuvor hatten. Wir haben einen gnädigen Gott und einen lieben Vater im Himmel.“ Ich werde diesen Augenblick nie vergessen.

Für meine Mutter kamen nun drei glückliche Jahre ihres viel zu kurzen Lebens. Leider wurde sie schon 1978 vom großen Lebensmeister der ewigen Heimat zugeführt. Bereits 1975 hatten wir aus Dankbarkeit für alles Geschenke zwei Knaben aus dem Waisenhaus Amberg zu uns genommen

und großgezogen. So hatten die Kinder drei Jahre lang eine Großmutter und meine Mutter zwei Enkel.

Meine berufliche Tätigkeit erfuhr in den letzten sieben Jahren vor meinem Ruhestand noch eine sehr segensreiche Erweiterung. Auf Grund meiner privaten interdisziplinären Studien zu Philosophie und Naturwissenschaft wurde ich berufen, an der Ausbildung von Ethiklehrern aller Schulgattungen Bayerns mitzuarbeiten. So konnte ich von der aus unserer mährischen Heimat stammenden pädagogischen Geisteshaltung an viele Lehrer und Schulen im ganzen Freistaat Bayern kulturelle und zeitlos gültige Werte weiterreichen. Es sind dies jene Werte, die ein aus unserem Kuhländchen heraus weltberühmt gewordener Comenius mit seiner Philosophia 350 Jahre zuvor schon zum Ausdruck gebracht hat. Darüber hinaus engagierte ich mich ehrenamtlich über 30 Jahre lang in der mittleren Oberpfalz, meiner neuen Heimat, im Heimat- und Naturschutz.

Hier möchte ich unbedingt noch eine Begebenheit aus der Heimat anfügen. Bald nach dem Krieg sagte einer der neuen tschechischen Hausbesitzer, der auf dem Bauernhaus Nr. 69 von Alfred und Martha Bernhauer saß, ein gewisser Herr Hub, zu meiner Mutter: „Jetzt werden sein fünfzig Jahre der tiefste Friede.“ Meine Mutter antwortete ihm: „Gott gebe es.“

Für uns, die am meisten Geschlagenen, um Hab und Gut und Heimat Beraubten, hat sich dieses Wort tatsächlich erfüllt. Für ihn und das tschechische Volk nicht. Gleich 1948 kam in der damaligen CSSR der kommunistische Putsch und die Ermordung vieler mißliebiger Leute. Auch der frühere Präsident Benesch ist damals auffällig schnell gestorben. Dann setzte der Krieg im eigenen Land gegen das eigene Volk ein, mit Unfreiheit, Verhaftungen, Enteignungen aller Landwirte, Gewerbetreibenden und Geschäftsleuten. 20 Jahre später, im Jahr 1968, kam der Einmarsch der Truppen der Warschauer-Pakt-Staaten mit abermaligen Verhaftungen und Todesurteilen.

Während wir in Deutschland, in den Jahrzehnten nach dem Kriege, eine Zeit des Aufschwungs, des zunehmenden Wohlstands, des Glücks und des Friedens erleben durften, haben alle Siegermächte des 2. Weltkriegs, die USA, Frankreich, England und Rußland immer wieder Kriege geführt. Es war der Segen der guten Tat der hier im zerschlagenen Deutschland lebenden und hungernden Menschen, daß sie zusätzlich 15 Millionen heimatvertriebene Ostflüchtlinge aufgenommen hatten. Und dann auch die Bereitschaft Deutschlands, das Wenige, das die einheimische Bevölkerung noch hatte, mit Millionen Hinzugekommener zu teilen. Andererseits trugen, entgegen den Erwartungen Stalins, auch die Millionen geschlagener Menschen, die als Flüchtlinge und Heimatvertriebene ins Land kamen, ihr

Schicksal in Ergebenheit und arbeiteten sofort still und mit großem Fleiß am Wiederaufbau Deutschlands und an einem befriedeten Europa.

Der Diktator Stalin hatte gehofft, daß durch eine so große und völlig ausgeraubte Anzahl vertriebener Menschen ein ähnliches Pulverfaß wie in Nahost entstehen würde, das ihm die Voraussetzung für den von ihm gewünschten Marsch nach Westen ermöglicht hätte. Mit der Charta der Heimatvertriebenen haben 15 Millionen deutsche Vertriebene, vollständig ausgeraubte und durch schreckliche Qualen gegangene Menschen, unmittelbar nach den an ihnen verübten Untaten bereits im Jahr 1950 auf jede Form von Revanchismus und Rache verzichtet. Die Charta der deutschen Heimatvertriebenen ist ein Zeugnis echt christlich-abendländischer Geisteshaltung, zutiefst friedfertig und, wie die zurückliegenden 60 Jahre zeigen, auch Frieden stiftend und Frieden erhaltend. So wurde auch unser Dasein als Heimatvertriebene für uns selbst und für das ganze deutsche Land zum Segen.

Weitere Berichte von Josef Christ in den „Erinnerungen an Odra“:

Band I: Soldaten in Mankendorf

Die Russen erobern Mankendorf

„Ich erinnere mich an meine Angst“

Franz Dolak

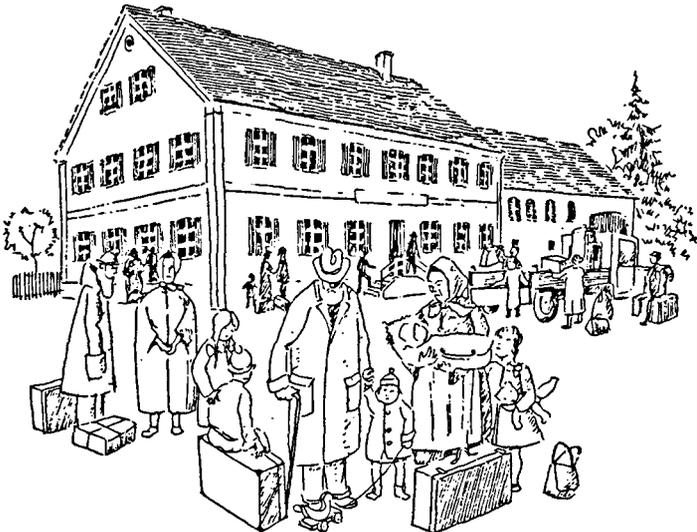
Heimatvertriebene kommen zu uns

Denkwürdige Ostern 1946

Man schreibt den 21. April 1946 - erster Ostersonntag nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Aber die aus Taschendorf im Ostsudetenland vertriebene Familie Dolak, die sich von dem Nachtlager im Kellerraum der Meitinger Gemeindehalle erhebt, merkt nichts von diesem Feiertag; für sie ist der Leidensweg noch nicht ganz zu Ende. „Weiß Gott, was heute mit

uns geschehen wird“, seufzt der Vater, der die Schlafdecken auf dem blanken Stroh zusammenlegt. „Es wird ja immer besser“, wirft die 16jährige Tochter Ida ein, „hier haben wir doch nach der fünftägigen Eisenbahnfahrt das erste kräftige, schmackhafte Essen bekommen.“ Sie denkt dabei an das gestrige Quartier in der Augsburger Georgs-Schule, wo die hungrigen Mägen der ausgemergelten Körper mit verdorbenen Speisen gefüllt wurden, so daß viele Angehörige des Vertriebenentransportes danach erkrankten. Die Mutter kann weniger an sich denken. Auf dem Stroh sitzend, löffelt sie dem 15 Monate alten Herbert sein Frühstück in den Mund. Das Nesthäkchen hat schon immer mit seinem unbeschwerten Lächeln Sonne in die trüben Tage der Vertreibung gebracht.

Der alte Großvater schaut sich inzwischen außerhalb der Gemeindehalle etwas um und bemerkt auf dem Vorplatz die bereitstehenden Lastwagen. „Mit ihnen wird wohl die Fahrt weitergehen“, denkt er sich im stillen. Da erschallt der Ruf: „Alle Leute für Hohenreichen fertigmachen!“ Das betrifft 20 Personen, darunter auch die Familie Dolak. Ein sogenannter „Holzgaser“, ein wegen Streibstoffmangels mit Holzgas betriebener offener Lastwagen, nimmt die Leute samt ihrem Gepäck auf. Am steilen Langenreicher Berg heißt es allerdings absteigen und zu Fuß gehen, aber um so leichter geht es dann bergab durch das Reichenbachtal. Das Mittagsglöckchen ertönt gerade auf dem hohen Schloßberg, als die Heimatvertriebenen - gruppiert nach Familien - vor dem Dorfgasthaus bei ihren Koffern, Säcken und Bündeln stehen und mit bangen Gesichtern der Dinge harren,



die da kommen sollen. Die 13jährige Helma Dolak beginnt zu winken, aber niemand winkt zurück. „Haben nicht die anderen Leidensgenossen schon während der Fahrt durch das bayerische Land gesagt, die Einheimischen freuen sich auf unser Kommen?“ fragt sie sich. Nur ein alter Bauer hat sich neugierig und mißtrauisch zugleich genähert. Er kann nicht begreifen, daß die vom Unglück Betroffenen nichts anderes verbrochen haben, als eben Deutsche zu sein.

Da nimmt sich auch schon der Bürgermeister zusammen mit einem Vertrauensmann der Wartenden an. Zögernd folgt ihm die Familie Dolak in ein nahes Gehöft. Doch kaum hat er das Hoftürlein geöffnet, da tritt ihm die Bäuerin samt ihren Töchtern entgegen und wettet: „Was went ui bei uns mit sieba Persona, für dia hen mer doch koin Plaaz!“ Nachdem das Gemeindeoberhaupt erklärt, für die stärkste Familie käme nur diese Unterkunft in Betracht und das Gesetz ermögliche das Belegen des beschlagnahmten Wohnraums, kann der Einzug geschehen. Was die zurücktretenden Frauen noch in saftigem Schwäbisch schimpfen, verstehen die Ankömmlinge nicht. Mehr Verständnis für die Not der Heimatlosen zeigt der betagte Bauer. Er öffnet nun die Zimmer: Eine große Stube im Erdgeschoß und ein kleineres Schlafgemach im Dachgeschoß. Gleich bemüht sich der Vater, in dem schon lange nicht mehr benützten Herd ein Feuer zu entfachen, was anfangs gar nicht gelingen will. Trotz des Qualms schmeckt das 'Festtagsessen': trockenes Schwarzbrot und schwarzer Malzkaffee, alles Überreste aus der alten Heimat. Erst abends bringt die Bäuerin etwas Milch für den kleinen Herbert. An Möbelstücken sind ein Tisch und eine wacklige Eckbank vorhanden. Bei dem 60 kg schweren Gepäck, das jede Person mitnehmen durfte, befinden sich glücklicherweise neben den Federbetten auch die Strohsäcke, die am Nachmittag im benachbarten Bauernhof gefüllt werden können. Am Abend tritt der Hausherr herein und beginnt ein Gespräch. „Ihr habt bestimmt eine anstrengende Fahrt hinter euch“, sagt er. „Die werden wir nicht vergessen“ erwidert der Vater. Am 10. April sperrten uns die Tschechen in das stacheldrahtumzäunte Odrauer Lager und durchstöberten das Gepäck, das uns von dem acht Hektar großen Bauernhof noch geblieben war, Sechs Tage später pferchten sie nicht weniger als 30 Personen samt ihrer letzten Habe in einen überdachten Viehwaggon, wo es kaum eine Sitzgelegenheit gab, ganz zu schweigen von einer Schlafstelle. So bewegte sich der Transport während der Karwoche durch Mähren, dann durch die Städte Prag, Pilsen, Furth im Walde, Regensburg, München und Augsburg. Kein Wunder, daß wir körperlich erschöpft sind und obendrein an Katarrh leiden. Hinzu kommt noch ein seelischer Schmerz: Unser Sohn Franz zog noch im letzten Jahr in den

Krieg. Ob er wohl noch am Leben ist?“ Inzwischen wird es Zeit zum Schlafengehen. Auf dem Boden der Dachkammer kommt die siebenköpfige Familie endlich zur Ruhe.

Ein Wiedersehen

Die Hitze des Sommers 1946 brütet über dem Land. In Frauenstetten steigt ein junger Mann aus dem Zug und erkundigt sich nach der Hohenreicher Straße. Er trägt gefärbte Soldatenkleider. In Hohenreichen zieht er einen Briefumschlag aus der Tasche und liest den Absender: . . . Hausnummer 43 bei Kuhn. Er enthält das erste Lebenszeichen seiner Angehörigen, die er heute wiedersehen möchte. Bald hat er das Haus gefunden. Die Kinder, die sich auf dem Hof tummeln, beachtet er kaum, denn ihn zieht es ins Gebäude. „Der Franz es doo!“ schallt es ihm freudig entgegen, als er in Dolaks Zimmer tritt. Nun geht es an ein Händeschütteln und Umarmen, bei dem manches Auge feucht wird. „Host du daen Bruder im Hof gesahn?“ fragt die Mutter. Nachdem Franz verneint, wird ihm der Kleine vorgeführt. Die beiden können sich nicht kennen, denn Herbert kam zur Welt, nachdem Franz vor zwei Jahren zu den Waffen gerufen worden war. Eine Angehörige fehlt - die Großmutter. „Sie konnte den Schmerz der Vertreibung nicht ertragen“, berichtet die Mutter, „und drei Wochen nach der Ankunft in Hohenreichen erlitt sie einen Schlaganfall, an dessen Folgen sie eine Woche später starb. Drei Tage lag der Leichnam im Schlafzimmer. Mit Ach und Krach bekam der Vater in Wertingen einen Sarg, in dem sie auf dem Bliensbacher Gottesacker ihre letzte irdische Heimstätte fand. Der Pfarrer war so gut zu uns, er verlangte auch nichts für die Beerdigung.“ - „Wie geht es dir, Franz?“ wollen nun alle wissen. Seine Zufriedenheit in diesen wirren Nachkriegsmonaten beruhigt. Franz erzählt von seiner im Westen erlittenen Kriegsverwundung, vom Lazarettaufenthalt und schließlich davon, daß er zur Zeit bei einem Bauern in Mittelfranken für das bloße Essen arbeitet. „Ich freue mich, daß ich nicht nach der Lebensmittelkarte leben muß, und das ist bei meinem gesegneten Appetit viel wert“, bekennt er. „Kannst du denn nicht weiterstudieren?“ wirft die Schwester ein. „In dieser Hinsicht sind bisher alle Versuche gescheitert, denn in den wenigen Anstalten fehlt es ja auch an allem.“

„Auch wir mußten den Krieg und seine bitteren Folgen bis zur Neige auskosten“, meldet sich der Vater zu Wort. Was es nun von Ereignissen in der sudetendeutschen Heimat zu erzählen gibt, würde ein ganzes Buch füllen. Bilder werden lebendig von den Einquartierungen der zurückflutenden deutschen Soldaten auf dem landwirtschaftlichen Anwesen, von dem

sechstägigen Treck mit zwei Fuhrwerken, von den Ausschreitungen und Plünderungen der einmarschierten Russen, von der Besitznahme des Hofes durch den Tschechen Jurtscha und von den folgenden monatelangen Schikanen, von der völligen Rechtlosigkeit der Deutschen, den an den Nachbarn im Gefängnis begangenen Bluttaten und vieles andere. „Wir haben uns das Kriegsende nicht rosig vorgestellt, aber den Verlust von Haus und Hof, Hab und Gut, Heimat und Scholle haben wir uns nicht träumen lassen. Aber wir sind froh, daß wir alle durchgekommen sind und nun auch dich, Franz, gefunden haben“, fügt die Mutter hinzu. „Mit Gottes Hilfe wird es schon weitergehen. Der Vater dient unserem Hausherrn als Bauernknecht; ich helfe auch, wenn es nötig ist. Da fällt manchmal auch für die Familie ein Stückchen Wurst ab. Die Helma macht Dienstmädchen bei einem anderen Bauern im Dorf, und Ida betreut den kleinen Herbert, bis sie eine Lehrstelle als Schneiderin findet.“ Vom Großvater, der auf der Holzkiste sitzt und seine mit getrockneten Brombeerblättern gestopfte Pfeife raucht, erfährt Franz, daß er sich beim Gänsehüten nützlich macht und nebenbei im Wald dürres Holz für den Herd zusammensucht. So verdient also die Familie Dolak ihr tägliches Brot - einige Kleider hat sie ja gerettet. In dieser schweren Zeit gibt es für Geld kaum etwas zu kaufen.

Zwanzig Jahre nach der Vertreibung

Die Zeit der Lebensmittelknappheit und der Kleiderbezugscheine, des „Schwarzschlachtens“ und des „Schwarzen Marktes“ ist vorüber. Alt- und Neubürger halfen nach dem unseligen zweiten Weltkrieg zusammen, so daß sich das deutsche Vaterland sehr rasch erholte und wirtschaftlich aufblühte. Wenn bei den anfänglichen Reibereien der Heimatvertriebene seinen Quartiergeber einen „sturen Schwaben“ nannte und von diesem mit „Hura-Flüchtling“ angesprochen wurde, so lächeln heute beide Teile darüber. Frauen mit großen Kopftüchern und Männer mit Pelzmützen empfindet man nicht mehr als Fremdlinge, ja die Mode wandelte die Formen dieser Kopfbedeckungen ab und sorgte für eine allgemeine Verbreitung. Kurz und gut: aus dem Nebeneinander von Einheimischen und Vertriebenen wurde ein Miteinander, denken wir nur an die Vielzahl glücklicher „Mischehen“.

Zwanzig Jahre nach der Ankunft in der neuen Heimat hat sich auch bei Familie Dolak manches geändert. Inzwischen verkündeten zwei Richtbäumchen den Neubau von Eigenheimen, dreimal gab es Hochzeit, und fünf Neugeborene trug man zur Taufe. Auch der Tod klopfte an die Tür und entriß zwei liebe Angehörige. Der betagte Großvater fand noch auf

dem Bliensbacher Friedhof seine letzte Ruhestätte, und erst vor kurzem trug man auch den Vater zu Grabe. Er hatte nach der Währungsreform als Bauarbeiter mit seiner Hände Fleiß den Familienunterhalt verdient und war später nach Meitingen in die Nähe seiner verheirateten Kinder gezogen.

Bei einer familiären Jahresabschlußfeier wandern die Gedanken nochmals zurück. „Wir hoan bei de schechn foast oalles verlorn oan onder de Russn vial duichgemacht, oaber die Arbeitskroaft oan die Gesondheit saen ons gebleen“, bemerkt die Mutter, die als Gemeindearbeiterin noch ein paar Mark zu ihrer Kriegsschadensrente verdient. „Drei Kender saen versorgt, oan du host etz ao a Oanstellung bei der Post“, sagt sie zu Herbert, der sein Geburtshaus nur von einem geretteten Foto kennt und inzwischen zu einem 1,85 Meter großen Mann herangewachsen ist.

Fast 60 Jahre in Schwaben

Inzwischen sind sechs Jahrzehnte seit dem Verlust der alten Heimat verstrichen. Die treusorgende Mutter als letzte Vertreterin der älteren Generation schloß 1988 für immer ihre Augen. Franz, der seine Lehrerausbildung in Böhmisches-Budweis begonnen und nach dem Krieg in Lauingen abgeschlossen hatte, war 40 Jahre an der Volksschule Meitingen tätig. Als Oberlehrer wurde er 1989 in den Ruhestand versetzt. Seine vier Kinder, eine 'Mischung' aus sudetendeutschem und schwäbischem Blut, studierten Musik (zwei Söhne) und Wirtschaftsingenieurwesen (ein Sohn); die Tochter arbeitet bei der Rentenversicherung. Der Bruder Herbert hat inzwischen eine höhere Stellung bei der Post erreicht. Die Schwester Ida war Schneiderin und verstarb im Alter von 74 Jahren, und die Schwester Helma war Weberin und mußte schon mit 41 Jahren ihre Familie für immer verlassen.

Weiterer Bericht von Franz Dolak in den „Erinnerungen an Odrau“:
 Band II: Schicksale 1945 - Das Martyrium von Johanna Hilscher,
 genannt Fräulein Hansi - Franz Jankowski ermordet

Gerlinde Dumm geb. Mann

Die neue Heimat ist mir ganz und gar Heimat geworden

Es war Ende Juni 1946, als unser Transport mit 1200 aus unserer Heimat vertriebenen Odrauern die neue Heimat im Westen erreichte - wir kamen in Heidelberg an. Welch ein Glück: Unsere Familie war vereint geblieben, und wir konnten nach schrecklichen Erlebnissen von Flucht, Internierungslager, Verschleppung zu Zwangsarbeit und Vertreibung - in den „Erinnerungen an Odrau“ habe ich darüber berichtet - gemeinsam ein neues Leben beginnen.

Mein Vater war durch all die Strapazen und Entbehrungen schwer krank: Ein durch einen Lungenschuß im 1. Weltkrieg entstandenes Lungenleiden war wieder aktiv geworden. Trotzdem ging er uns voll mit neuer Kraft und Optimismus voran, und wir alle unterstützten ihn beim Neuanfang. Er hatte bald eine Arbeitsstelle in seinem Beruf als Baumeister gefunden. Später gründete er sogar wieder einen eigenen selbständigen Betrieb.

Mein Bruder und ich wurden in Gymnasien in Heidelberg angemeldet und gingen schon gleich nach unserer Ankunft noch vom Auffanglager aus wieder zur Schule - welch eine Erleichterung, nach den Erfahrungen der Gefangenschaft und Zwangsarbeit wieder lernen zu dürfen! Zwar lebten wir sehr beengt, zu Fünft in zwei Zimmern mit Küchenbenutzung, zwar hatten wir Hunger, zwar besaßen wir keinerlei Lernmittel wie Schulhefte oder Bücher, zwar hatten wir durch die Zwangspause unter tschechischer Herrschaft und durch die Umschulung manche Lücken im Schulstoff, aber: wir durften wieder lernen.

Mir selbst erleichterten auch meine Klassenkameradinnen diesen Neubeginn. Sie nahmen mich selbstverständlich in ihren Kreis auf und immer wieder bekam ich von ihnen eine der von den Amerikanern gestifteten Schulspeisungen zugeschoben - sie kannten unsere Lage und unseren Hunger. Durch eine freundliche deutsche Frau, die bei der amerikanischen Armee arbeitete, erhielt ich nach einiger Zeit sogar eine Arbeitsstelle, die ich nachmittags, also neben der Schule, ausfüllen konnte: Tag für Tag verkaufte ich Coca-Cola in dem neuen Universitätsgebäude in Heidelberg, in dem ein Kino für die amerikanischen Soldaten eingerichtet worden war. So verdiente ich amerikanisches Geld, und irgendwann bekamen wir sogar ein Care-Paket, gefüllt mit Lebensmitteln, Kleidern, Wolle usw.

In der übrigen freien Zeit gab ich Nachhilfeunterricht und verdiente mir damit etwas Geld, sodaß es mir schließlich mit Unterstützung meiner Eltern möglich war, nach dem Abitur ein Studium an der Universität Heidelberg zu beginnen und durchzuführen: Ich wurde Zahnärztin.

Heute sehe ich mit großer Dankbarkeit auf diese ersten und späteren Zeiten in der neuen Heimat zurück. Nach den grauenvollen Erlebnissen in der Nachkriegszeit unter tschechischer Herrschaft durften wir uns wieder als Menschen fühlen. Für unsere Eltern, die noch ungleich mehr verloren hatten als wir damals jungen Menschen und die nicht mehr in jugendlicher Kraft standen, war der Neubeginn sicher sehr viel schwerer - aber gemeinsam schafften wir es, neue Wurzeln zu schlagen. So darf ich heute nach vielen Jahren Berufsarbeit mit meinem Mann in unserer gemeinsamen zahnärztlichen Praxis im Kreis unserer großen Familie - 4 Kinder und 7 Enkelkinder - leben: Die neue Heimat von damals ist mir ganz und gar Heimat geworden.

Weitere Berichte von Gerlinde Dumm in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Die Flucht vor den Russen
 Im Internierungslager in Odrau
 Zwangsarbeit im Lager Friedland

Charlotte von Gareih

Wir waren beim ersten Transport aus Odrau

Im März 1946 waren wir beim ersten Transport zur Aussiedlung aus Odrau. Meine Mama Margarete von Gareih, geb. Kauder, war Witwe. Unser Vater wurde im 1. Weltkrieg schwer verwundet und starb bereits 1921, zwei Jahre nach meiner Geburt. Mit uns war meine Schwester Grete sowie Tante Herta Schenk mit ihren drei Kindern Ortwin, Renate und Sieglinde und Großmama Franziska Kauder. Unser Großvater Ernst Kauder war von den Tschechen schuldlos ins Gefängnis gesperrt worden, obwohl er schon älter als 75 Jahre war. Von Odrau kam er ins Gefängnis in

Troppau, wo er zur Arbeit im Steinbruch verurteilt wurde. Er war durch die schlimme Behandlung so geschwächt, daß er eine Verletzung mit Blutvergiftung nicht mehr überwinden konnte und daran starb.

Das Wenige, das wir mitnehmen durften, war verpackt. Ich wollte ein bißchen Geld mitnehmen und wußte, daß die Tschechen immer an den Schultern fühlten, ob Schmuck oder Geld eingnäht war. Ich hatte ein Kostüm mit Faltenrock an und war sicher, daß mir der tschechische Kontrolleur nicht an den Bauch fühlen würde; er tat es doch, und ich mußte sämtliche Scheine selbst heraustrennen und abgeben. Auch meine Lederstiefel mußte ich ausziehen und ihm lassen.

Im Viehwaggon wurden wir zusammen mit 1200 Odrauern abtransportiert und landeten in einem Auffanglager, einem Priesterseminar, in Neuburg an der Donau. Am folgenden Tag kam eine Angestellte vom Arbeitsamt und fragte uns nach unseren Berufen. Ich gab an, daß ich höhere Behördenangestellte sei, worauf sie mir keine Hoffnung machte. Ein Herr aus unserer Gruppe war Gerber. Er bekam Arbeit bei einem Kürschner. Als er zurück kam, sagte er zu mir: Sie können doch nähen, der Kürschner sucht eine Pelznäherin! Ich antwortete, daß ich doch nicht Pelz nähen kann. Er meinte, ich sollte trotzdem mal hingehen. Ich ging. Der Kürschner zeigte mir, wie die Maschine läuft. Ich probierte und durfte am nächsten Tag anfangen. Mama, meine Schwester und ich konnten daher in Neuburg bleiben. Meine Tante und Großmama mußten aufs Land nach Oberbaar.

Meine Schwester Grete arbeitete im Krieg beim Roten Kreuz. Dort hatte sie einen Soldaten kennen gelernt, der wegen Erkrankung in der Etappe war. Er war Stuttgarter, verwitwet, mit einer fast erwachsenen Tochter. Er hatte ihr Telefonnummern von Angehörigen gegeben, bei denen sie sich melden sollte. Ihm war die Flucht vor der Roten Armee gelungen. In Verkleidung hatte er sich von Österreich aus auf den Weg gemacht und war den weiten Weg zu Fuß nach Hause marschiert, so daß er jetzt wieder in Stuttgart war. Er ließ meine Schwester durch das Rote Kreuz suchen, so fanden sie sich. Meine Schwester fuhr nach Stuttgart, nach einiger Zeit heirateten sie.

Mama und ich bekamen ein möbliertes Zimmer in einer Metzgerei zugeteilt. Ich arbeitete zunächst als Pelznäherin. Doch ich wollte unbedingt wieder in meinen Beruf zurück. Daheim war ich als Angestellte bei der Finanzbehörde tätig gewesen. Ich erinnerte mich an einen Beamten, der von Stuttgart nach Troppau versetzt worden war. Ich vermutete, daß er jetzt wohl wieder am Finanzamt in Stuttgart arbeitete. Meine Schwester konnte mir seine Anschrift besorgen. Er ließ mir sagen, ich sollte mich beim Finanzamt Stuttgart I melden. Das tat ich. Im Laufe des Vorstellungs-

gespräches fragte der Direktor, ob ich auch Stenographie beherrschte. Ich sagte ja, aber nur die Gabelsberger. Er reagierte spontan: Sie bleiben bei mir, ich schreibe auch Gabelsberger. So kam ich wieder, wie daheim auch, in die Personalabteilung. Der Kürschner konnte es nicht fassen, weshalb ich gehen wollte. Es war sehr nett in seinem Betrieb, und ich fühlte mich in Neuburg mit meinen Schulkameradinnen, die auch mit dem ersten Transport vertrieben worden waren, sehr wohl. Aber es war nicht mein Beruf.

Zunächst wohnte ich bei Schwester und Schwager. Wir waren aber bestrebt, auch Mama nach Stuttgart zu holen. Das war schwierig. Durch den Bruder meines Schwagers, einem Gemeindebeamten, bekamen wir ein Zimmer in Untermiete. Wir wohnten bei einer netten Dame, deren Mann noch in russischer Gefangenschaft war. Er hatte Glück und kam bald heim. Als auch Mama einen Büroposten fand, waren wir glücklich. Und nach eineinhalb Jahren erhielten wir durch Vermittlung von Freunden eine eigene Wohnung - wir hatten wieder ein Zuhause! Nun kauften wir unsere ersten Möbel, ich auch noch einen schwarzen Zwergschnauzer, weil wir in der Heimat immer einen Hund hatten.

Mama holte meine Cousine Renate Schenk aus Bayern zu uns. Auch sie konnte eine Anstellung beim Finanzamt bekommen. Durch die Maßnahme 'Familienzusammenführung' war es schließlich möglich, daß auch meine Tante Herta Schenk mit ihren Kindern Ortwin und Sieglinde und mit Großmama nach Stuttgart kam. Sie fanden eine schöne Wohnung in einem wieder aufgebauten Haus. Später fand auch Tantes Mann Josef Schenk, der kriegsverpflichtet im Westen gewesen war, die Anschrift seiner Familie und konnte zu ihr kommen. So bemühten wir uns, die einzelnen Teile unserer großen Familie, die durch die Vertreibung auseinandergerissen worden waren, wieder zu vereinen.

Meine Cousine Renate hatte auf einer Tanzveranstaltung des Liederkranzes, bei dem mein Schwager ehrenamtlich tätig war, einen Gewerbeschulrat kennengelernt. Sie freundeten sich an, heirateten bald, bekamen drei Kinder, die inzwischen auch Familie haben. Renates Bruder Ortwin hatte noch in Odrau bei seinem Onkel Richard Schenk Landmaschinenbau gelernt. Er fand eine Stelle bei Bosch in Stuttgart. Auch er ist verheiratet und hatte mit seiner Frau Erika zwei Söhne. Der jüngere Sohn Stefan ist achtzehnjährig mit seinem Motorrad tödlich verunglückt. Der ältere Sohn Volker ist Doktor der Chemie. Er heiratete eine Gymnasiallehrerin, mit der er zwei Kinder Guido und Sylvia hat. Auch meine Cousine Sieglinde ist verheiratet. Sie hat Zwillingssöhne, die inzwischen ebenfalls verheiratet sind und Familien haben.

Unser Onkel Edwin Kauder hatte in Odrau ein Textilgeschäft geführt. Auch er mußte zu Militär; seine Frau führte das Geschäft während des Krieges weiter. Bei Kriegsende verschlug es ihn nach Dillenburg in Hessen. Dort verkaufte er vorerst Leiterwagen, die nach dem Krieg sehr begehrt waren. Mit Hilfe des Lastenausgleichs konnte er ein Haus in der Hauptstraße in Dillenburg kaufen und zusammen mit seiner Frau wieder ein Textilgeschäft eröffnen. Sie starb leider sehr früh; er starb in einem Pflegeheim mit 83 Jahren.

Mein jüngster Onkel Othmar Kauder war Elektro-Ingenieur und arbeitete vor dem Krieg bei AEG in Berlin. Auch er mußte Kriegsdienst leisten und geriet in russische Gefangenschaft. Es ging ihm, wie fast allen Gefangenen, äußerst schlecht. Aber er überstand diese Zeit. Seine Frau Paula Schenk aus Odrau war in Berlin total ausgebombt. Sie überlebte und flüchtete zu ihrer Jugendfreundin nach München, wo sie freundlich aufgenommen wurde. Onkel Othmar kam nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft auch nach München, wo er etliche Jahre bis zu seiner Pensionierung an der Universität tätig war. Meine Schwester und ich waren mit beiden sehr verbunden.

Wir damals jungen Leute haben uns in der neuen Heimat schnell angepaßt und sind nach all den Schrecken der Vertreibung froh, hier leben zu können. Die Älteren hatten es schwerer. Sie brauchten länger, um hier heimisch zu werden, wenn sie es überhaupt noch schafften. Sie haben die Unmenschlichkeit der Vertreibung am stärksten zu spüren bekommen.

Manchmal gehen meine Gedanken an meine alte Heimat zurück. Meine Schwester war bereits zweimal in Odrau. Später fuhr sie auch mit mir in unsere Heimatstadt. Ich würde nie wieder hinfahren, zu bedrückend war mein Eindruck, zu schwer lasteten die Erinnerungen an das schlimme Jahr nach Kriegende und die Vertreibung. Das schöne Haus Schenk-Kauder, ein Klinkerbau mit Türmchen, erbaut 1906, wurde von den Tschechen abgerissen, in den großen Garten Plattenbauten gesetzt; der Mühlbach, der den großen Garten begrenzte, war abgedeckt; auch das Schloß, eine Zierde für Odrau, ist abgerissen. Ich war sehr traurig. Es bleibt uns nur unsere Erinnerung an Odrau und an das Odertal.

Zum Schluß dieser Schilderung des Weges der Familie Kauder nach der Vertreibung noch eine Fügung des Schicksals: Ende des 17. Jahrhunderts ist eine arme Tuchmacherfamilie Kauder aus Reutlingen nach dem Osten ausgewandert. Mit Fleiß und Sparsamkeit schuf sie eine eigene Tuchfabrik. Unser Großvater Ernst Kauder stammte aus dieser Familie. Jetzt sind wir wieder im Schwabenländle heimisch geworden und haben hier Wurzeln geschlagen. So hat sich der Kreis geschlossen.

Ernst Habiger

Meine Wege und Welten nach der Vertreibung

1946 - Hass, Wut und Brutalität der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten sich fast ausgetobt - begann die von den Siegermächten sanktionierte, größte, völkerrechtswidrige ethnische Säuberungsaktion des 20. Jahrhunderts bürokratische Formen anzunehmen. So bescheinigt mir noch heute ein tschechisches Dokument (prepravni listek pro odsunovaci), daß ich am 8. August 1946 zusammen mit meinen Eltern aus der angestammten Heimat ausgetrieben wurde. Wie Tiere in Viehwaggons, vierzig Personen, meistens Frauen, Kinder und alte Leute, samt ihren durch Plünderungen in den tschechischen Sammellagern dezimierten Habseligkeiten, jeweils zusammengepfercht in einem Waggon. Am selben Tage passierten wir die Grenze bei Bad Schandau und verbrachten unsere erste Nacht im nunmehr „kleindeutschen“ Reich auf einem Abstellgleis des kleinen Bahnhofes Rathmannsdorf in der Sächsischen Schweiz. Zum Schrecken vieler - ungute Erlebnisse während der Besetzung durch die Rote Armee, aber auch die Nachwirkungen der Nazi-Propaganda waren noch allgegenwärtig - waren wir in der damaligen „Russenzone“ gestrandet.

In den folgenden Tagen ging die Odyssee weiter, zunächst in ein Aufanglager am Küchensee bei Storkow in der Nähe von Berlin, einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager mit eigenem Friedhof und unzähligen Birkenkreuzen deutscher Soldaten darauf. Entlausungsprozeduren, nicht ungefährliche Spiele auf einem in der Nähe gelegenen riesigen Schrottplatz voll von ausgedientem Kriegsmaterial, und äußerst dürftige Beköstigung sind mir noch heute in deutlicher Erinnerung. Vom Hunger getrieben durchstreiften wir Kinder die umliegenden Wälder auf der Suche nach Pilzen und Beeren. Unzählige sauber abgenagte menschliche Skelette, nicht mehr erkennbar welcher Nationalität, lagen damals noch, im August 1946, im Walde verstreut umher, so wie die Bestie des Krieges sie gerissen hatte.

Im September 1946 kam ich schließlich mit meinen Eltern nach Hennigsdorf, einer relativ unzerstörten kleinen Stadt im Norden Berlins. Dort fanden wir in einem winzigen Gartenhaus für's Erste eine Bleibe; von den Einheimischen zunächst als „Flüchtlinge“, d.h. als unerwünschte Eindringlinge, Habenichtse und Mitesser verachtet und gemieden. Die Not war groß und alles Sinnen und Trachten darauf gerichtet, zusätzlich etwas Eßbares

zu beschaffen, denn vom Kontingent der Lebensmittelkarten konnte man nicht leben.

Was meinen persönlichen Werdegang betrifft, so hatte ich zunächst überhaupt keine Lust mehr, die Schule weiter zu besuchen; bis ich eines Tages durch Zufall, so war's tatsächlich, ein altes Latein-Lehrbuch in die Hände bekam, das mich, Rede kurzer Sinn, für den weiteren Schulbesuch motivierte. So kam ich im Frühjahr 1947 nach zweijähriger Unterbrechung wieder in den Schulbetrieb in die dortige Oberschule, wo ich auch 1952 das Abitur bestand. Die Integration in die Klassengemeinschaft bereitete gar keine Probleme. Unsere Abiturklasse trifft sich noch heute jährlich an wechselnden Orten. Auch unser ehemaliger Klassenlehrer, damals ein engagierter, gerade aus dem Krieg heimgekehrter junger Mann, dem wir als moralischem Leitbild sehr viel verdankten, war bislang immer dabei.

Die Schulzeit war für mich trotz aller Widrigkeiten des Nachkriegsalltags eine relativ unbeschwerte, jedoch vom frühen Tod meiner Eltern überschattete Zeit. Wir genossen eine sehr gute naturwissenschaftliche und klassisch humanistische Bildung. So hatten wir damals als Schüler nahezu kostenlosen Zutritt zu allen Berliner Bühnen, wo seinerzeit ein sehr gutes klassisches, aber auch modernes Theater geboten wurde. Das Verhältnis zu den Lehrkräften, die menschlich sehr um uns bemüht waren, war respektvoll und ohne Angst sehr diszipliniert. Eine Ausnahme bildete allerdings zeitgeistbedingt der Russischunterricht und der Russischlehrer, ein älterer Herr, der sich redlich Mühe gab, uns diese nicht einfache Sprache zu vermitteln. Ihn haben wir dummen Jungen damals unsäglich gequält. Allerdings muß man hier einflechten, daß die „Späße“, die wir uns erlaubten, in keinem Verhältnis zu den heute an manchen Schulen üblichen Ausschreitungen von Schülern gegenüber Lehrer standen.

Angesiedelt unmittelbar an der Grenze zwischen Ost und West - die nahe gelegenen Havel bildete die natürliche Grenze zu Westberlin - bekamen wir Schüler die beginnenden Aktivitäten des Kalten Krieges unmittelbar vorgeführt. Sie gipfelten in der Berlin-Blockade, in der daran gebundenen Luftbrücke mit ihren riesigen, noch vom Krieg her bekannten Bomberschwärmen, die diesmal nicht Bomben, sondern Lebensmittel nach Westberlin flogen, und schließlich in der Gründung der beiden deutschen Staaten mit all den bekannten Folge- und Begleiterscheinungen.

Später folgten für mich Berufsausbildung und danach Studium, Diplom, Promotion und Habilitation an der Technischen Universität Dresden; begleitend dazu einige Jahre Berufspraxis im damaligen Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz; schließlich die Berufung für das Fachgebiet „Industrielle Steuerungstechnik“ an der Fakultät Elektrotechnik der TU

Dresden. Hier habe ich mein Berufsleben als Hochschullehrer zugebracht, und hier bin ich auch heute noch in einem gewissen Umfang tätig. Wer mag, siehe meine Website <http://www.et.tu-dresden.de/ifa/ifa.htm>.

In Dresden lernte ich auch meine Frau Inge kennen, mit der ich in altmodischer Weise, wie man mit Blick auf heutige Gepflogenheiten und Leitfiguren wohl sagen muß, immer noch, und das zu meiner ausgesprochenen Freude und Zufriedenheit, nunmehr seit fast 50 Jahren verheiratet bin. Wir haben Kinder und Enkelkinder, auf die man durchaus stolz sein kann und mit denen uns sehr gute familiäre Verhältnisse verbinden.

Dann war 1989 der politische Umbruch, die Wende, mit all ihren Sonnen- und Schattenseiten, einschlägigen Eindrücken sowie erfreulichen und unerfreulichen Erlebnissen. Für mich, nebenbei bemerkt, nach 1938 und 1945 die dritte „Befreiung“ in meinem Leben. Viele Begleiterscheinungen erinnerten mich im Nachhinein an meine erste „Befreiung“ 1938 im Sudentenland. Die rauschende Euphorie im Vorfeld, die hohlen Phrasen der Politiker, das unweigerlich bei solchen Anlässen einhergehende Glücksrittertum, die unausweichlich folgende Ernüchterung sowie die Enttäuschung bei vielen unbedarften Zeitgenossen, die sich eine Art Schlaraffenland erhofft hatten. „O Sancta Simplicitas“ würde ein Herr Hus wohl wieder gerufen haben, hätte er als neutraler Beobachter diesem Treiben zugeschaut. 1415 soll der böhmische Reformator bei seiner Verbrennung diese Worte angeblich ausgerufen haben, als er Bäuerlein und alter Weiblein ansichtig wurde, die Holz zu seinem Scheiterhaufen schleppten. Selbst bis hin zu den 1938 aufgekommenen Wortgebilden „Reichsdeutscher“ und „Beutedeutscher“ sind für mich gewisse Parallelen zu den heute noch, 16 Jahre nach der Wiedervereinigung, gängigen Synonymen „Ossi“ und „Wessi“ deutlich zu erkennen.

Blicke ich abschließend, nunmehr fast am Ende meines Lebens, zurück und frage mich, was die uns vom Schicksal, oder genauer gesagt, von menschenverachtenden Politikern aufgezwungenen Wege nach der Vertreibung - für mich nicht in eine, sondern in zwei neue Welten - beschert haben, komme ich in etwa zu folgendem Schluß:

In der ersten Welt konnte man, respektierte man die durch die Staatsräson gesetzten Grenzen, trotz aller Restriktionen und Vorbehalte ein relativ auskömmliches, weitgehend frei von Existenzangst, Arbeitslosigkeit und Kriminalität, bei angemessener medizinischer Grundversorgung, Altersversorgung und guten Bildungschancen für die Kinder geprägtes Leben in bescheidenem Wohlstand führen. Das Zivilrecht war für den einfachen Bürger durchschaubar angelegt, das Bildungssystem so beschaffen, daß noch heute ein EU-Staat, der es sich zum Vorbild nahm, die Pisa-

Statistik im positiven Sinne anführt, und eine Steuererklärung, sofern sie notwendig war, hätte tatsächlich vom Umfang her auf einen Bierdeckel gepaßt. Nun, die Utopie zerschellte, wie nicht anders zu erwarten, an den Klippen der Realität.

In die zweite neue, wiederum ganz andere Welt kam ich zwar nicht im Viehwaggon, aber doch auf Straßen und Wegen, die oft nicht einfach zu bewältigen waren. Nun, auch das ist fast schon wieder Geschichte, und ich möchte es dabei bewenden lassen. Im übrigen kam ich und komme ich noch heute mit den in der ersten Welt erworbenen Kenntnissen und Fähigkeiten in dieser reichen, armen neuen Welt ganz gut zurecht, sodaß ich eigentlich nicht klagen kann. Blickt man allerdings auf das politische Geschehen im Lande und in der Welt, kann man schon sehr nachdenklich werden. So bleibt einem als machtlosem Einzelwesen angesichts dieses moralischen Verfalls letztlich nur die Hoffnung, - bekanntlich stirbt sie ja zuletzt - die bescheidene Hoffnung, daß die großen Macher dieser Erde sie wenigstens nicht mehr als bisher verwüsten, und daß das Narrenschiff Erde nicht endgültig leck geschlagen wird, daß der Verstand der Menschheit wenigstens in dem Maße zunimmt, wie es ein Herr Le Bon schon vor 100 Jahren festgestellt hat, nämlich äußerst langsam - zu bemerken ist davon so gut wie nichts, - und daß insbesondere unseren Kindern und Kindeskindern die Hölle des Zwanzigsten Jahrhunderts, so wie wir sie durchleben mußten, erspart bleibt.

Aber schon beim Niederschreiben dieser Zeilen wird mir klar, daß dies nur ein unerfüllbarer Wunschtraum ist. Die Menschheit ist nun mal Teil der Natur. Und die Natur kennt keine Moral, keine Ethik, keine Gerechtigkeit und Nachsicht, sondern es gelten die Darwinschen Gesetze, das mit legalen Mitteln offensichtlich nicht zu bremsende Recht des Stärkeren, Bedenkenloseren, Gewalttätigeren, und dies heute ins Uferlose verfeinert und gesteigert durch die von Wissenschaft und Technik bereitgestellten Mittel und Methoden der modernen Zivilisation. Damit wird man sich wohl abfinden müssen. Jedenfalls sind einschlägige Versuche, hieran etwas entscheidend zu ändern, bekanntermaßen bisher kläglich gescheitert. Wohl dem, der das alles gläubig oder schicksalsergeben mit Gelassenheit erträgt.

Weiterer Bericht von Ernst Habiger in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band II: Meine „Erinnerungen an Odrau“.

Elfriede Härtl geb. Balhar

Nach abenteuerlicher Flucht kommt mein Vater zu uns

Es war 1945: Das Ende des Krieges naht. Endlose Trecks mit Flüchtlingen ziehen bei uns vorbei, Soldaten sind auf dem Rückmarsch. Am 4. Mai werden die Brücken über die Oder gesprengt. Bald darauf kommen die ersten russischen Soldaten. Plünderungen, Vergewaltigungen, Tag und Nacht Schrecken, ständige Angst. Obwohl ich damals erst 12 Jahre alt war, fühle ich diese Angst noch heute.

Endlich sollte es wieder besser werden. Wird es besser? Dann kommen Tschechen, enteignen unsere Häuser, viele Deutsche müssen ins Gefängnis oder ins Internierungslager. Schließlich die Aussiedlung. Beim vierten Transport aus Odrau sind auch wir dabei, ohne meinen Vater. Er war im Bezirksgericht Troppau zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt worden und durfte nicht mit. Im zweiten Band der „Erinnerungen an Odrau“ hat meine Mutter Elfriede Balhar über diese Zeit berichtet.

Als der Transport den Bahnhof Odrau verläßt, ein letztes Winken und die trügerische Hoffnung, daß dies nur für kurze Zeit sein würde, daß wir bald wieder in unsere Heimat zurückkommen könnten. 30 Personen mit ihrem bißchen Gepäck in einem vollgestopften Viehwaggon, 40 Waggons hintereinander, wir fahren, fahren, fahren . . . nur unterbrochen von kurzen Stops auf offener Strecke. Meine Mutter ist krank. Niemand kennt das Ziel.

Nach Tagen die Grenze bei 'Furth im Walde', wir sind auf deutschem Boden. Mein Gott, die vielen Menschen, und danach, unvorstellbar, die zerbombten Städte. Nach Tagen am Ziel, irgendwo liegt Seckach. Weiter geht es ins Auffanglager. Wo ist Mutter und meine Tante? Ich habe Angst, halte meinen kleinen Bruder fest an der Hand und stolpere den anderen nach. Noch heute, wenn ich daran zurückdenke, verbinde ich diese Erinnerung mit den schrecklichen Bildern vom Marsch der Verfolgten in jener Zeit. Danach im Lager: Die ganze Familie wird krank. Wir hatten verdorbene Lebensmittel gegessen. Kein Wunder in dieser Lage.

Mit dem LKW geht es weiter nach Walldürn im Odenwald. Die Einwohner sind nach all den Kriegsjahren selbst arm und nicht begeistert von uns mittellosen Vertriebenen. Zwei winzige Zimmer für uns vier Personen, weiter Hunger, lange Schlangen vor den Läden. Wir sammeln

Brennesseln, Beeren, Holz, sind viel im Wald. Die Odrauer halten fest zusammen und helfen einander, tauschen Informationen aus.

Langsam wird es besser. Es gibt 'Schulspeisung' in der Pause, manchmal ein Brötchen ohne Lebensmittelmarken, und in der Schule stecken mir Mitschüler ab und zu einen Apfel oder ein Pausenbrot zu. Fräulein Wanke, eine Bekannte aus Odrau, teilt mit uns gehamsterte Sachen. Wir waren ihr sehr dankbar; (später fuhr meine Mutter sie auf einem geliehenen Handwagen ins Krankenhaus, als sie sich etwas gebrochen hatte).

Abends ziehen junge Leute durch die Straßen und singen „Wenn bei Capri . . .“; langsam geht es nun doch wieder aufwärts!

Als mein Vater Ende 1947 nach abenteuerlicher Flucht aus dem tschechischen Zuchthaus bei uns eintrifft, sind wir glücklich. Meine Mutter hatte in ihrem bereits genannten Bericht auch über seine Flucht geschrieben. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Erst findet er Arbeit in einer Werkstatt für Kruzifixe. Das ist nicht leicht für ihn, als Kriegsbeschädigter war sein rechter Arm steif. Später wechselt er zu den Glanzstoffwerken in Obernburg am Main. Wir erhalten eine Bleibe in einer Baracke auf dem Werkgelände, die uns etwas mehr Platz bietet. Mein Vater kümmert sich wieder um alles, es geht uns gut.

Schon bald übernehmen meine Eltern ein heruntergekommenes Haus und richten es mit viel Mühe und Liebe her. Wir hatten wieder ein eigenes Zuhause! In unserem großen Garten ziehen wir Gemüse, Beeren und Obst und verkaufen viel, um das Geld für das Haus zusammenzubringen. Das ist mühsam, aber befriedigend, wir kommen voran.

Meine Eltern legen großen Wert auf gute Schulbildung bei uns Kindern. Ich besuchte die höhere Handelsschule in Walldürn und arbeitete danach in einem Büro in Aschaffenburg. Mein Bruder Rudi studierte Maschinenbau in Würzburg und München. Und unser Nachkömmling Werner, bereits hier in Erlenbach geboren, absolvierte eine Banklehre. Wir alle heirateten, bekamen Kinder, bauten Häuser. Die Zeit blieb nicht stehen, wir sind unseren Weg in der neuen Heimat gegangen.

Leider starb mein Vater schon mit 75 Jahren. Die Strapazen der Kriegs- und Nachkriegszeit hatten ihm sehr zugesetzt. Meine Mutter lebt schon lange bei uns. Sie ist jetzt 95 Jahre alt.

Mit 60 Jahren ein Klassentreffen in Odrau, viele Bekannte aus der Kindheit, Ansprachen, Besichtigungen. Für mich jedoch das Wichtigste: Nochmals die Wege meiner Kindheit zu gehen. Ich wundere mich, daß die Oder so klein ist, ich hatte sie viel größer in Erinnerung; ich gehe über die Brücke, den Schloßberg hinauf, vermisste die Häuser Richtung Schule, die

weg sind, besuche den Friedhof. Auch die Kirche hatte ich viel größer in Erinnerung. Ich stehe vor meinem Elternhaus und dem Haus meiner Großeltern, mache Bilder von allem. Es sind nicht mehr unsere Häuser.

Ein bißchen wehmütig und traurig nehme ich nochmals Abschied von den Stätten meiner Kindheit. Meine neue Heimat ist jetzt hier in Erlenbach, am Main.

Weiterer Bericht in den „Erinnerungen an Odrau:

Band II: Elfriede Balhar: Flucht aus dem tschechischen Zuchthaus

Rudolfine Heneka geb. Woznik

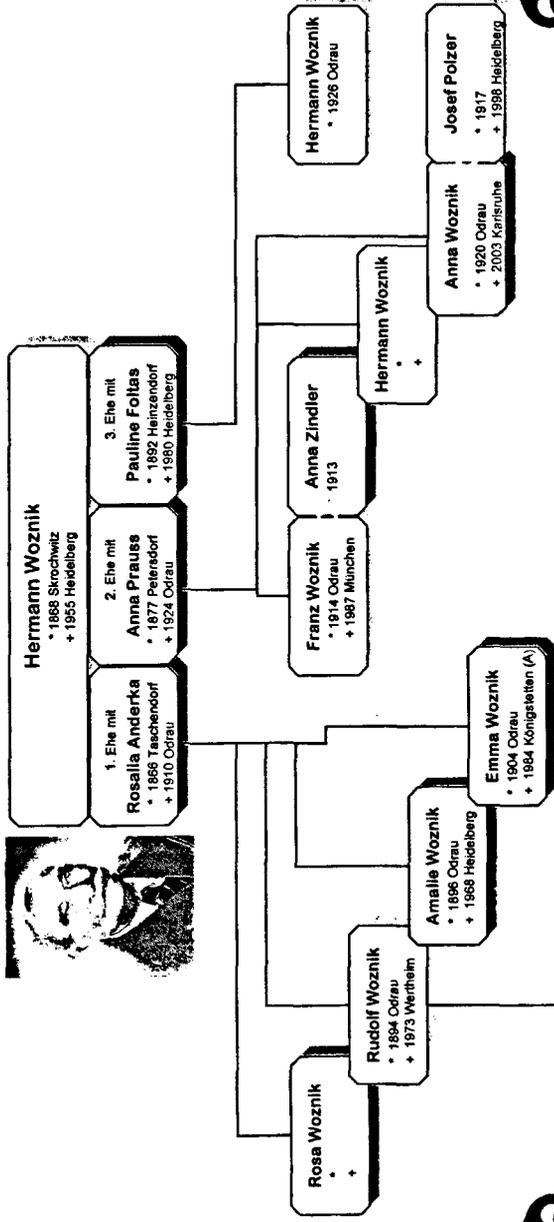
Die Wege der Familie Woznik

1) Familie Rudolf und Franziska Woznik, geb. Forche, und die Töchter Maria und Rudolfine

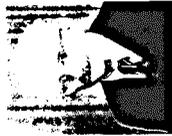
Der 3. Transportzug, der Odrauer aus ihrer angestammten Heimat fortführte, hielt in Heidelberg. Unter den vielen Menschen waren auch Franziska Woznik mit ihren Töchtern Maria und Rudolfine. Der Vater Rudolf war nicht dabei. Ihn hatten selbsternannte Milizen auf offener Straße gefangen genommen und nach Tagen mit unbekanntem Ziel verschleppt.

Während der langen Fahrt beschäftigte uns 3 Frauen immer wieder die Sorge, wohin wir wohl kommen würden. Nach all dem erlittenen Unrecht und den Ängsten, über die ich in den „Erinnerungen an Odrau“ berichtet habe, schöpften wir wieder Hoffnung, als wir unser Ziel erreicht hatten. Alles Weitere konnte eigentlich gar nicht mehr so schlimm werden, denn wir waren in Heidelberg angelangt; in der Stadt, von der es hieß: „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren“. Dieses Lied kannte man auch in der alten Heimat. Die Freude konnte auch die Mitteilung nicht trügen, dass wir

HERMANN WOZNIK IM KREISE SEINER 3 FRAUEN UND 8 KINDER



RUDOLF WOZNIK MIT FRAU UND KINDERN



Rudolf Woznik
• 1894 Odrau
+ 1973 Wertheim

Franziska Forche
• 1888 Odrau
+ 1987 Wertheim

**Rudolf Ferdinand
Woznik**
• 1923 Odrau
+ 1924 Odrau

**Maria Woznik
verh. Sandner**
• 1924 Odrau

**Rudolfine Woznik
verh. Heneka**
• 1925 Odrau

Bernhard Woznik
• 1927 Odrau

noch eine Nacht im Viehwaggon ausharren müssten. Es war Sonntag, der Zug konnte nicht ausgeladen werden, erst mußte man Platz für uns finden.

Es war ein warmer Frühsommertag, da wollten wir jungen Leute nicht im Viehwaggon bleiben, mit schreienden Kleinkindern, im Eck der Eimer für die Notdurft! Wir richteten uns neben dem Bahndamm ein Nachtlager her. Da stand plötzlich ein amerikanischer Soldat vor uns mit geschultertem Gewehr. Aus dem dunkelbraunen Gesicht leuchteten weiß die Augäpfel. Er jagte uns aber nicht in den Waggon zurück, sondern zeigte nur erst auf seine Brust und dann zu uns hin und sagte: „I slave – you slave!“

Am Montag brachte man uns mit unserer spärlichen Habe in die Wilckens-Schule. Grosse Schulräume, Stockbetten, Aufnahmeformalitäten. Das konnte mich nicht erschüttern: Man sprach deutsch mit uns und war freundlich. Nach wenigen Tagen wurden wir in kleinere Lager aufgeteilt. Mit Mutter und Schwester und vielen anderen Odrauern gehörten wir zu der Gruppe, die in das Hotel Kleinlein-Brauerei eingewiesen wurde. In den Hotelzimmern wurden zusätzlich amerikanische Feldbetten aufgestellt, damit die vielen Menschen untergebracht werden konnten.

Während wir in der Wilckens-Schule von einer zentralen Küche versorgt worden waren, musste sich jetzt jeder selbst versorgen. Es gab Lebensmittelkarten, man konnte einkaufen. Kochen mussten wir an dem einzigen Herd des Hauses in der Hotelküche. Damit jede Familie sich warmes Essen bereiten konnte, wurden Gruppen gebildet und ein Plan erstellt. Zwischen 6 und 10 Uhr kam jede Gruppe zum Kaffeekochen dran. Die Gruppe, die um 6 Uhr begonnen hatte, musste um 10 Uhr beginnen, ihr Mittagessen zu bereiten. Dieser Ablauf spielte sich aber bald ein. Nur das Topfgucken ließ sich nicht vermeiden: Hatte die Nachbarin wirklich nicht mehr im Topf, als ihrer Familie nach den Lebensmittelmarken zustand? Woher hatte sie wohl die Bohnen?

Bald bahnten sich auch Kontakte zu den Einheimischen an. So kam auch eine Frau Neumeister aus der nahen Mittermaierstraße in unser Lager und sprach Frauen an. Kam sie aus eigener Initiative oder im Auftrag oder angeregt durch einen Verein, eine Partei? Das war in unserer Situation nicht wichtig. Es zählte nur, dass eine Heidelbergerin freundlich mit uns Ausgewiesenen sprach; es gab nämlich auch solche, die meinten: „Hättet ihr euch ordentlich verhalten, hätte man euch nicht aus eurer Heimat hinausgeworfen“. Die Situation der Deutschen in der Tschechischen Republik nach Kriegsende kannten sie nicht.

Nun, Frau Neumeister sprach auch mit meiner Mutter und vermittelte ihr ein Zimmer im Nachbarhaus in der Mittermaierstraße. In Deutschland waren im Krieg viele Häuser durch Bomben zerstört worden. In die be-

wohnbar gebliebenen Häuser mussten dazu die vielen Flüchtlinge aufgenommen werden. Deshalb wurde der noch vorhandene Wohnraum „bewirtschaftet“, das heißt, jedem Bewohner einer Gemeinde standen eine festgelegte Zahl Quadratmeter Wohnraum zur Verfügung. War die Wohnung größer, mussten Mieter bzw. Untermieter aufgenommen werden. So musste Frau Pfisterer, eine alleinstehende Witwe, das größere ihrer zwei Zimmer abtreten. Wir drei Frauen, unsere Mutter mit zwei erwachsenen Töchtern, waren froh, für uns einen eigenen Raum beziehen zu können. Und Frau Pfisterer wohl ebenso, dass ihre Rentenjahre nicht durch lebhaftere Jugendliche gestört wurden.

Und das war nun unser neues Zuhause: ein leeres Mansardenzimmer, drei Treppen hoch, Kochgelegenheit in der kleinen Küche mit der Wohnungsinhaberin auf dem Gasherd! Im Winter einen „Kanonenofen“ zur Erwärmung des Zimmers. Auf seiner kleinen runden Platte ließen sich dann auch Kartoffeln oder Kräutertee kochen. Als Mobiliar erhielten wir Ausgewiesenen je Person ein Feldbett aus dem Fundus der Amerikaner. Mehr brauchten wir auch nicht. In unserem Gepäck befanden sich nur die notwendigsten Sachen für ein einfaches Leben: Bettdecke, Kissen, Bezüge einmal zum Wechseln, ebenso Kleidung und Schuhe. In der Heimat gab es dafür den Spruch: „Eins am Bauch, eins am Strauch“, d. h. ein Kleidungsstück trägt man, das andere ist gewaschen und muss trocknen. Auch etwas Koch- und Essgeschirr hatten wir. Ein Haken an der Wand reichte für die Kleidung. Schuhe unters Bett, Kochutensilien auf den geborgten Stuhl und wir waren eingerichtet!

Aber jetzt hieß es, den Lebensunterhalt selbst zu verdienen, denn wir mussten für Miete und Essen selbst aufkommen. Meine Schwester wurde als Stationshilfe auf der Wöchnerinnenstation in der Klinik angestellt und kam nur zum Schlafen in das neue Heim. Und welch ein Segen! Manchmal war die Essenszuteilung von der Klinikküche üppiger als der Bedarf der Patientinnen und so konnte Maria einen Rest mit nach Hause bringen. Wie tat uns das gut!

Mit meiner Anstellung als Lehrerin ging das nicht so schnell. Erst einmal musste ich beim zuständigen Amt meine Entnazifizierung beantragen. Am 7.11.1946 erhielt ich die ersehnte Urkunde. Trotzdem dauerte es noch bis zum 08.10.1947, bis ich in den Schuldienst eingestellt wurde. Man wollte erst die einheimischen Lehrer, die aus dem Krieg zurückkamen, unterbringen. So wurde ich von einer freien Stelle zur anderen verschoben, um einheimische Lehrer zu vertreten, bei denen die Entnazifizierung noch nicht abgeschlossen war oder die erkrankt waren. Auf diese Weise kam ich bis

in den nördlichsten Zipfel von Baden und blieb in Wertheim hängen. Hier bekam ich eine feste Anstellung und gründete eine Familie.

Die Zeit bis zu meiner Anstellung verbrachten meine Mutter und ich aber nicht untätig. Wir mussten ja unseren Lebensunterhalt verdienen. Und dazu gab uns Frau Neumeister wieder den richtigen Tipp! Im Gespräch mit uns hatte sie erfahren, dass wir zu Hause für unseren eigenen Bedarf genäht und gestrickt hatten. Warum dann nicht für andere Leute gegen Bezahlung? Sie wollte unsere Fähigkeiten selbst ausprobieren. Sie war Kriegerwitwe und die Hemden ihres gefallenen Mannes lagen ungenützt im Schrank. Daraus ließen sich doch Blusen für sie umarbeiten! Die Umarbeitung hatte ich offensichtlich zu ihrer Zufriedenheit ausgeführt, so dass sie mich in ihrem Bekanntenkreis weiter empfahl. So kam ich in die verschiedensten Haushalte, um dort die Kleidung zu modernisieren. An neue war in dieser schweren Nachkriegszeit nicht zu denken. Es gab keine neuen Textilien zu kaufen. Daneben bot man uns Strickarbeiten an. Nach dem Motto: Aus Alt mach Neu! Von vier Händen rhythmisch bewegt, klappten die Stricknadeln an vielen Tagen in unserem Mansardenzimmer. Mutter und Tochter strickten. Bald auch mit neuer Wolle, denn es ergaben sich Kontakte zu Amerikanerinnen, denen schöne neue Wolle zur Verfügung stand, und die deutsche Handarbeiten schätzten.

So fleißig wir auch strickten oder nähten, die Zeit zur Erkundung der alten Stadt Heidelberg gönnten wir uns dennoch. Schloss, Königsstuhl, Philosophenweg bis hin zur Drei-Burgen-Stadt Neckarsteinach und den Dillsberg suchten wir auf.

Schwer drückte es uns aber, dass wir noch immer nichts über den Verbleib unseres Vaters Rudolf gehört hatten, ja nicht einmal wussten, ob er überhaupt noch am Leben war!

Sobald wir den festen Wohnsitz hatten, schrieben wir an das Pfarramt in Odrau. Wir hatten vor unserer Vertreibung die Absprache getroffen, dem Pfarramt in Odrau eine Nachricht zukommen zu lassen, wohin es uns verschlagen würde. Wir schrieben auch an die Ordensschwwestern im Krankenhaus und in der Klosterschule. Das waren für uns verlässliche Personen in dieser stürmischen Zeit! Das Pfarramt führte bis zur Besetzung des Sudetenlandes durch die Hitler-Truppen im Jahre 1938 die Standesbücher. Der Pfarrer Pillich in Odrau war ein gebürtiger Tscheche und dennoch uns Deutschen stets wohlgesonnen. Er sprach fließend deutsch und machte keinen Unterschied zwischen Menschen verschiedener Nationalitäten. Er würde uns benachrichtigen, wenn er Informationen von Familienangehörigen hätte.

Und wir hatten uns auf den Richtigen verlassen! Als Vater endlich, verschleppt bis in den Kaukasus, wieder nach Deutschland kam, hielt man ihn beim Roten Kreuz in Berlin zurück, bis er den Aufenthaltsort seiner Familie wusste. Er schrieb darum an den Pfarrer in Odrau, der teilte ihm umgehend unsere Adresse in Heidelberg mit und uns wiederum Vaters Anschrift in Berlin – das war im August 1947.

Wie groß war unsere Freude, als Vater am Bahnhof in Heidelberg schließlich vor uns stand. Endlich vorbei mit der Ungewissheit! Trotz der Wiedersehensfreude erschrakten wir bei seinem Anblick, Vor uns stand ein Leidensmann: ausgehungert, zerrissene alte Soldatenkleidung, die Risse waren notdürftig mit Kupferdraht zusammengehalten. Nur mühsam schleppte er sich die drei Treppen in unser Mansardenzimmer hinauf. Wie wollten wir ihn wieder aufpäppeln? Das war nicht so leicht! Ein paar Löffel Suppe, und unserem Vater stand der Schweiß auf der Stirn. Ganz sachte musste man seine Kost steigern, damit sich sein Magen wieder an Essen gewöhnen konnte. Bei uns war noch Schmalhans Küchenmeister, denn die Lebensmittelkarten reglementierten noch immer den Lebensmittelverbrauch.

Bald wurde Vater von den Amerikanern vorgeladen. Sie stellten ihm viele Fragen zu seinem Aufenthalt in Russland. Hatte er doch in Tiflis an der Wasserversorgung mitgearbeitet und war von dort weiter bis nach Baku gebracht worden, bevor man ihn nach Deutschland auf den Heimweg schickte. Als Baumeister hatte er ein geschultes Auge und konnte Türme, Masten und die verschiedenen Bauten fachlich einordnen.

Sehr besorgt waren wir um seine Gesundheit. Deshalb wurde Vater in den Heidelberger Kliniken betreut. Trotzdem war den Ärzten unerkannt geblieben, was bald alle Familienmitglieder belastete: Nach und nach klagten wir alle über Juckreiz am Körper, wir kratzten uns blutig! Ich hatte gerade meine erste Anstellung erhalten und musste mit aller Kraft dem Juckreiz widerstehen, bis endlich ein Arzt den Grund des Übels erkannte: Vater hatte die Krätze mitgebracht. Krätze ist eine durch Krätzmilben erzeugte ansteckende Hautkrankheit. Die Milben graben sich Gänge in der Haut und rufen dadurch starken Juckreiz hervor.

In der Enge des einen Zimmers türmten wir am Morgen nach dem Lüften alles Bettzeug auf ein Bett, um uns in dem einzigen Zimmer alle bewegen zu können. So konnte sich die Krätze von einem Bett in das andere verbreiten und uns alle befallen. Wie war es nur möglich gewesen, dass man dieses in der Klinik übersehen hatte? Man erklärte uns, dass man im Westen nur wusste, dass Krätze ihren Anfang zwischen den Fingern nähme, da aber hatten wir keine Anzeichen von Juckreiz! Endlich erkannt,

wurden wir alle behandelt und waren bald diese Krätze los, wenn auch um eine unangenehme Erfahrung reicher!

Sobald Vater wieder etwas bei Kräften war, bemühte er sich um eine Arbeitsstelle. Er fand sie bei einer Baufirma zweier russischer Emigranten, die Aufträge beim amerikanischen Hauptquartier der Luftwaffe ausführten. Die Russen bemühten sich aber um die Auswanderung nach Amerika, und als diese genehmigt war, hatte Vater wieder keine Arbeitsstelle. An den Aufbau eines eigenen Betriebes konnte er in dieser schweren Zeit und wegen seines schlechten Gesundheitszustandes nicht denken! Er hatte aber Glück, die Amerikaner übernahmen ihn in ihr eigenes Baubüro. Vater machte die Arbeit Freude und er besuchte umgehend einen Englischkurs, der für die deutschen Mitarbeiter angeboten wurde.

Im Lauf der Jahre gab es für ihn verschiedene Veränderungen. Wurde die Dienststelle verlegt, zog er mit, erst nach Wiesbaden-Erbenheim, dann nach Kaiserslautern und weiter nach Ramstein. Seine Frau, unsere Mutter, folgte ihm an diese Orte. Vater arbeite auch noch weiter, als er schon das Rentenalter erreicht hatte. Zu Hause war er selbständiger Baumeister, hatte darum nicht in die Rentenkasse eingezahlt. Er arbeitete so lange, wie es seine Kräfte zuließen, damit er wenigstens Anspruch auf eine Rente hatte. Diese Rente konnte er dann bescheiden, aber sorglos in Wertheim im Familienheim genießen.

2) Familie Hermann Woznik sen. mit Frau Pauline, geb. Foltas, und Sohn Hermann Woznik jun.

Unser Großvater Hermann Woznik sen. hatte ein hartes Leben hinter sich. Er war Zimmermeister in Odrau gewesen. Zweimal mußte er erleben, wie seine Ehefrauen in jungem Alter starben. Mit seiner dritten Frau Pauline geb. Foltas war er als 78-Jähriger mit dem zweiten Transport aus Odrau ausgewiesen worden. Sie lebten seit Juni 1946 in Laufen/Bayern. Ihr Sohn Hermann jun. war als Abiturient zum Militär eingezogen worden und als Soldat in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Er war in ein Gefangenenerlager nach Attichy in Frankreich gebracht worden. Als für ihn die Entlassung anstand, stellte sich ihm die Frage: Wohin? Nach Odrau war der Weg versperrt. Da bot ihm ein Kriegskamerad an, ihn bei sich aufzunehmen, wenn er mit nach Heidelberg kommen würde. Das war ein Angebot! Da musste er einschlagen. So wohnte Hermann jetzt in der Altstadt in Heidelberg. Er arbeitete als Fremdenführer am Heidelberger Schloß.

Auf unseren Erkundungsausflügen in Heidelberg trafen wir mit ihm zusammen. Für uns alle war das eine Freude, endlich Verwandte! Wir

wohnten noch dazu in derselben Stadt! Hermann jun. suchte natürlich nach seinen Eltern und er fand sie auch. Auf welchem Weg ist heute – nach so vielen Jahren! – nicht mehr nachvollziehbar. Nun bemühte er sich um den Zuzug nach Heidelberg für sie, Familienzusammenführung! Sein Vater war bereits 78 Jahre alt. Weil Hermann für die Eltern ein Zimmer in der Mittermaierstraße 7 fand, im Haus neben uns, durften sie nach Heidelberg ziehen. Jetzt lebten 3 Generationen der Familie Woznik Wand an Wand. Für Großvater Woznik war der Lebensabend durch die Rente gesichert, wenn auch sehr bescheiden.

Hermann jun. bemühte sich bald um einen Studienplatz. Nach 2 Vorsemestern in Heidelberg und Karlsruhe erhielt er den gewünschten Studienplatz. Als Dipl.-Ing. für Elektrotechnik zog er später ins Ruhrgebiet und gründete dort eine Familie.

3) Familie Anna Polzer, geb. Woznik

Tochter Anna aus zweiter Ehe unseres Großvaters hatte während des Krieges in Odrau geheiratet. Ihr Mann Josef Polzer arbeitete als Schreiner in den Tatra-Werken in Nesselsdorf, Kreis Neutitschein. Neben der Produktion von Personautos und Lastwagen wurden hier auch Eisenbahnwagen für den Personenverkehr hergestellt.

Da sie das letzte Kriegsjahr bei Josefs Eltern in Altendorf bei Bautsch wohnten, wurden sie mit dem Transport aus Altendorf ausgesiedelt. Mit zwei kleinen Kindern (5 und 1 Jahr alt) wurden sie, nicht weit hinter der tschechischen Grenze, in Rützenreuth, Kreis Stadtsteinach, zwischen Hof und Kulmbach, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagen, angesiedelt.

Für den Familienvater gab es weder im Ort noch in der Umgebung eine Arbeitsstelle. Ihm, ebenso wie seiner Frau, blieb nichts anderes übrig, als auf einem Bauernhof in der Landwirtschaft zu helfen, damit sie wenigstens das Essen für ihre Familie bekamen.

Hermann jun. in Heidelberg hörte, dass die Waggonfabrik Fuchs, alteingesessen in Heidelberg-Rohrbach, Fachkräfte für den Waggonbau suchte. In Rützenreuth gab es ein einziges Telefon, das stand beim Bürgermeister. Dort rief Hermann an. Der freundliche Mann verständigte umgehend den Ausgewiesenen. Und wieder begann ein Spurt bei den Behörden. Josef bekam die ersuchte Arbeitsstelle, die Familie später auch die Zuzugsgenehmigung nach Heidelberg, da eine Wohnung für sie gefunden worden war. Die Söhne hatten nun Gelegenheit, weiterführende Schulen zu besuchen, zu studieren oder eine entsprechende Ausbildung zu machen. Aus beruflichen Gründen verließen sie später die schöne Stadt am Neckar.

4) Amalie Woznik

Amalie, die Tochter aus erster Ehe von Hermann sen., lebte bis Kriegsende als Hausdame in der Villa Weisheit in Fulnek, 10 km von Odrau entfernt. Kurz vor Kriegsende reiste sie mit Frau Weisheit zu deren Tochter nach Karlsbad. Auch dort wurden die Deutschen von den Tschechen vertrieben. Amalie landete nach mehreren Zwischenstationen in Neidenstein bei Heidelberg. Da ihr Vater inzwischen pflegebedürftig geworden war, zog sie zu den Eltern nach Heidelberg, sobald dies möglich war.

Dennoch kam die große Familie Woznik in Heidelberg noch nicht so zahlreich zusammen, wie sie in Odrau gelebt hatte. Das sollte auch nicht mehr möglich sein, obwohl alle Kinder des Hermann Woznik sen. und seiner drei Frauen, Krieg und Vertreibung überlebt hatten.

Viele Schutzengel mussten sie begleitet haben. Gott sei Dank!

5) Familie Franz Woznik

Der Sohn Franz Woznik aus zweiter Ehe unseres Großvaters wurde als Soldat eingezogen. Er diente in einem Fahrzeugpark. Als seine Einheit von Ostrau nach Brünn verlegt wurde, weil die Russen von Nordosten heranrückten, genehmigte ihm der Hauptmann, seine Familie mitzunehmen. Mit drei kleinen Kindern und den nötigen Dingen zu ihrer Versorgung, wurde seine Frau in einem Pkw verstaut. Das fahrende Heim reiste mit den Soldaten von Brünn weiter Richtung Westen, die Russen immer auf den Fersen. Dann aber geriet die Gruppe in den dichten Strom der Flüchtlinge aus dem Osten. Nur weiter! Nächte auf offenem Gelände wechselten mit Nächten in überfüllten Schulräumen. Durch Böhmen führte der Weg weiter mit Ziel Deutschland. Im zerbombten München hatte die Odyssee endlich ein Ende.

Die Familie wurde in den Garderobenraum der Martins-Schule einquartiert. Wenig Bodenfläche, aber viel Raum nach oben! So schlief man in 3-Stock-hohen Betten. Franz, gelernter Elektriker, suchte gleich in den Trümmern der zerbombten Stadt nach verwertbaren Gegenständen, die den Menschen in der Schule helfen konnten. Da gab es Schamottplatten und Drahtspiralen; Stecker und Schalter ließen sich aus Trümmern ausbauen. So konnte er Kochplatten basteln, die seiner Familie und vielen anderen Leidensgenossen in der Schule die Möglichkeit gaben, sich ein warmes Getränk oder ein warmes Essen zu bereiten.

Franz war damit aber nicht zufrieden. Kinder und Jugendliche bildeten im Lager einen ungeordneten Haufen ohne Perspektive. Das musste anders werden. Zu Hause war Franz ein guter Turner gewesen. Er brauchte nur eine kleine, ebene und feste Fläche, da konnte er schon seine Künste vorführen. Die Jugend wollte es ihm gleich tun und übte fleißig mit ihm. So stellte er Turnriegen auf.

Auch Volkstänze wurden angeboten. Bald waren aus den ungeordneten Haufen Gruppen entstanden, die zielstrebig an verschiedenen Bewegungsabläufen arbeiteten. In der Vorweihnachtszeit wurden Krippenspiele und andere Rituale, die in der alten Heimat Brauch waren, in der neuen Umgebung eingeübt. Nicht nur die Jugendlichen, auch die Erwachsenen ließen sich in die Vorbereitung einbinden. So wuchsen die Lagerinsassen, die ja aus verschiedensten Gegenden des verlorenen deutschen Ostens stammten, Junge und Alte, zu einer Gemeinschaft zusammen.

Franz lebte nun im Westen und hatte die Möglichkeit, durch Zeitungen und Nachrichten im Radio das Geschehen in der Heimat zu verfolgen. Er wusste, dass die Deutschen aus der Tschechoslowakei vertrieben wurden. Kam ein Transport mit Ausgewiesenen nach Bayern, konnten die Flüchtlinge in der Martins-Schule an der Anschlagtafel nachlesen, aus welchem Ort des Sudetenlandes er kam und in welchem Ort die Vertriebenen untergebracht wurden. So erfuhr Franz von dem 2. Transport aus Odrau, der Laufen als Ziel hatte. Er erkundigte sich nach den Namen der Ankömmlinge und erfuhr, dass seine Eltern dabei waren. Umgehend nahm er dann Kontakt zu ihnen auf.

Man besuchte sich gegenseitig, aber Franz blieb mit seiner Familie in München. Er hatte inzwischen bei der AEG einen sicheren Arbeitsplatz gefunden. 5 ½ Jahre lebte die große Familie in der Enge des Garderobenraumes, bevor sie in München eine eigene Wohnung beziehen konnte. Dann war es geschafft!

6) Emma Woznik

Emma, eine Tochter aus erster Ehe unseres Großvaters Hermann Woznik sen., war nach Auslandsstudium in Belfast und Paris in den Franziskanerorden eingetreten. Sie unterrichtete am Gymnasium in Römerstadt Fremdsprachen, bis die Nazis die Klosterschwester aus dem Schuldienst verbannten. Emma schulte zur Krankenschwester um. Sie arbeitete dann in Krankenhäusern in Troppau und bildete junge Frauen zu Krankenschwestern aus. Nach Kriegsende wartete sie mit ein paar anderen Schwestern

nicht die Aussiedlung ab, sondern sie suchten sich in Österreich ein neues Betätigungsfeld. Sie arbeiteten im Landeskrankenhaus in Tulln bei Wien. Daneben lernte die sprachbegabte Emma noch russisch und war bei den drei Besatzungsmächten als Dolmetscherin tätig.

Gegenseitige Besuche der Geschwister sorgten für guten Kontakt. Wie sich die Geschwister untereinander gefunden haben, ist uns nicht bekannt. Die Ordensschwwestern schufen sich in Königstetten, einem kleinen Ort bei Tulln, ein eigenes Heim, in dem Emma in der Gemeinschaft der Ordensschwwestern bis an ihr Lebensende lebte.

7) Bernhard Woznik, Sohn von Rudolf Woznik und Franziska Forche

Noch ein Mitglied der großen Woznik-Familie nahm seinen eigenen, sehr verschlungenen, aber nicht glücklosen Weg in den Westen.

Bernd wollte in die Fußstapfen des Vaters treten und besuchte nach bestandener Aufnahmeprüfung die „Deutsche höhere Gewerbeschule“ in Brünn. Wegen Bombenschadens konnte das 3. Semester dort nicht mehr begonnen werden. Wegen der ungewissen politischen Entwicklung und der kritischen Zeiten drängte der Vater Rudolf Woznik wenigstens auf einen Berufsabschluss im praktischen Sektor. Dies erfolgte durch die Gesellenprüfung im Maurerhandwerk im Januar 1945 in Troppau.

Beim Militär war für Bernd in Zeitz in Sachsen-Anhalt am Freitag den 13.04.1945 der Krieg durch Gefangennahme beendet. Es waren amerikanische Kampftruppen, die ihre Gefangenen nach Westen mitnahmen zur vorläufigen Endstation Bad Kreuznach. Dort kamen er und viele andere in ein 80.000-Personen-Lager. Er erlebte die bedingungslose Kapitulation mit sofortiger Herabsetzung der täglichen Verpflegung auf Hungerrationen. Über die Stationen Mainz und Dietesheim bei Bingen kam für Bernd die Entlassung am 31.07.1945 als Jugendlicher.

Der Wunsch, wieder in die Heimat zu kommen, war so groß, dass die Fahrt mit Kohlenzügen nach Osten sofort angetreten wurde, aber nach einigen Tagen am Rangierbahnhof Nürnberg endete. Seit Mainz waren es drei junge Männer aus dem engeren Heimatbereich, die sich zusammengeschlossen hatten auf dem Weg zurück in die Heimat. Zu Bernhard gehörten noch ein Landwirtssohn, sowie ein Dachdecker aus Bautsch. Auf die Frage nach Zügen Richtung Prag kam die Gegenfrage: was wollt ihr dort? Dort kommt ihr doch nur wieder in ein Gefangenlager oder zwangsweise zum Bergbau.

Durch besondere Umstände blieben die Drei in Fürth/Bayern hängen. Als junge Männer mit dringend benötigten Berufen, einer als Dachdecker

und Bernhard als Maurer - nicht Student -, bekamen sie beide jeweils für 1 Monat Aufenthaltsgenehmigung in Fürth und Lebensmittelkarten, während der Dritte, der Landwirt war, auf ein Dorf im angrenzenden Landkreis zum Bauern musste.

Daheim wussten die Zurückgebliebenen durch einen Brief, den Bernhard an Pfarrer Pillich nach Odrau geschrieben hatte, wo der verlorene Sohn zu erreichen war. Dies erwies sich als sehr nützlich, als die Mutter mit den Töchtern nach Heidelberg ausgewiesen wurde und Kontakt mit Sohn und Bruder aufnehmen konnte. Er trat sofort die Zugreise nach Heidelberg an, um nach langer Zeit die Angehörigen in die Arme schließen zu können. Leider fehlte der Vater, der zu dieser Zeit noch unbekannt in der Sowjet-Union vermutet wurde.

Bei einem Besuch in der St. Heinrich-Kirche in Fürth kam es zu einem Wiedersehen mit Kaplan Franz Zimmermann aus der Pfarrei Odrau. Den Priester hatte es nach dem Krieg hierher verschlagen. Durch ihn erfolgte rasch eine Eingliederung Bernhards in ortsansässige Familien über die Zugehörigkeit zu Pfarrjugend und Kolping.

Bernd konnte im Herbst 1947 das Studium für das Fach Tiefbau am damaligen Ohm-Polytechnikum, jetzt Fachhochschule, aufnehmen und 1950 erfolgreich abschließen. Die Bewerbungsunterlagen für das Studium bestanden damals hauptsächlich aus eidesstattlichen Versicherungen über die Vorbildung und der Bestätigung des damaligen Arbeitgebers über die praktische Tätigkeit als Maurer. Im Raum Nürnberg/Fürth gab es für Bernd mit seinem Studienabschluss dann genügend Möglichkeiten, sich eine neue Existenz aufzubauen und eine Familie zu gründen, was er dann auch tat.

Und heute?

Den Familienkern in Heidelberg gibt es nicht mehr. Die älteste Generation ist verstorben und fand auf dem Bergfriedhof in Heidelberg ihre letzte Ruhestätte. Die Jungen verließen auf der Suche nach interessanten Betätigungsfeldern die neue Heimat der Eltern und gründeten eigene Familien an anderen Orten. Wir verloren uns aber nicht aus den Augen. Einmal im Jahr trifft man sich an einem Wochenende und genießt die Stunden im Kreise der großen Familie.

Anna Woznik, die Witwe von Franz, ist mit fast 92 Jahren das älteste noch lebende Mitglied der Großfamilie und zur Freude aller bei jedem Treffen dabei. Aber auch die jungen und jüngsten Generationen sind zahlreich vertreten, berichten aus ihrem Alltag und von besonderen Festen.

Doch die alte Heimat, Odrau, ist nicht vergessen, denn die Jungen hören gerne die Geschichten von früher: „Opa, Oma, erzählt mal wieder aus alten Zeiten!“.

Weitere Berichte von Rudolfine Heneka in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Vergessenes

Das Internierungslager für Kinder in Odrau

Ein Fräulein im Kuhstall

Weiterer Bericht von Maria Sandner in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Erlebnisse als Hilfsschwester im Krankenhaus in Odrau

Anni Kester geb. Mendel

Mein Leben war Arbeit und Fürsorge

Wer beschreibt unsere Empfindungen, als wir, meine Eltern, meine jüngere Schwester und ich, im Juni 1946 im Viehwaggon die tschechisch-deutsche Grenze überquerten und unseren Weg in der neuen Heimat beschrritten! Natürlich waren wir traurig, daß wir unsere Heimat wie Bettler verlassen mußten. Gleichzeitig aber empfanden wir große Erleichterung, daß wir die unmenschliche Behandlung durch die tschechische Miliz überstanden hatten und uns wieder als freie Menschen bewegen konnten. Wir waren glücklich, daß auch mein Vater bei uns war: Er hatte lange Monate im Internierungslager Leipnik gelitten - in den „Erinnerungen an Odrau II“ hatte ich darüber berichtet, - aber am Tag vor unserer Abfahrt war er zur Ausreise freigelassen worden. Als bald nach unserer Ankunft im Westen auch mein dritter Bruder bei uns eintraf, war unsere Freude riesengroß. Meine beiden anderen Brüder waren an der Front gefallen, aber er hatte den Krieg und die Gefangenschaft überlebt.

Vorerst kamen wir in ein Dorf im Vogelsberg. Nach einpaar Tagen im Sammellager wurde uns ein beschlagnahmtes Zimmer in einem Wohnhaus zugewiesen., in dem wir die ersten Monate verbrachten. Als es uns gelang,

einen Ofen aufzutreiben, ging es uns etwas besser, wir mußten nicht mehr so arg frieren.

Eigentlich wollte ich gerne meine schulische Ausbildung fortsetzen. Daheim hatte ich die Realschule besucht, aber noch nicht abgeschlossen. Das hatte mir Freude bereitet und der Erfolg hatte mich angeregt. Jetzt war eine Fortsetzung des Schulbesuchs unmöglich. Zwei Stunden einsamen Fußmarsch zum nächsten Bahnhof durch Felder und Wald, das traute ich mich als Mädchen nicht. Aber ich fand einen Arbeitsplatz bei einem Gemüsebauern, bei dem ich auch wohnen konnte. Die Arbeitszeit war lang, der Lohn niedrig, doch fand ich dadurch wenigstens eine Lebensgrundlage. 2 ½ Jahre blieb ich da. In dieser Zeit hatte ich das große Glück, meinen Mann kennenzulernen. Er war Halbwaive, seine Mutter starb durch einen tragischen Unfall im Haushalt, als er 11 Jahre alt war. Sein Vater sorgte für ihn und seine jüngere Schwester. Er ist Schmied und führte mit seinem Vater eine Schmiede, die 300 Jahre in Familienbesitz war. Er ist ein guter Mann, wir heirateten bald.

Für meine Eltern war der Anfang schwierig. Vertreibung ist für alle Menschen ein schwerer Schlag, Bauern traf es besonders hart. Meine Eltern waren Bauern, in der Heimat in Kunzendorf hatten sie einen Bauernhof bewirtschaftet. Was sollten sie jetzt machen, ohne Hof, ohne Land, ohne Tiere, zudem in fortgeschrittenem Alter? Eine Zeitlang hatten sie die Hoffnung, wieder in die Heimat zurückkehren zu können, wenn sich die Emotionen gelegt hatten, aber diese Hoffnung wurde immer geringer. Meine Eltern gaben nicht auf. Sie suchten Arbeitsplätze und halfen, wo es möglich war. Später gelang es meinem Vater sogar, einen Neusiedlerhof zu erwerben. Mittel aus dem Lastenausgleich waren dabei hilfreich. So konnte mein Vater wieder in der Landwirtschaft, seinem Beruf, tätig sein. Später übernahm mein Bruder diesen Hof.

Nach meiner Hochzeit suchte ich mir einen Arbeitsplatz in der Nähe. Als unser erstes Kind zur Welt kam, blieb ich daheim, kümmerte mich um unsere Familie und um Haus und Hof. Zur Schmiede gehörten auch Land und Tiere, was mir von unserem Hof daheim vertraut war. Daneben betrieb ich ein Geschäft mit Haushaltswaren. Im Mittelpunkt aber stand stets unsere Familie, mein Mann und unsere fünf Kinder. Sie alle sind tüchtige Menschen geworden. Wir bilden eine große, glückliche und zufriedene Familie, in der mit unseren fünf Enkeln bereits die nächste Generation heranwächst. Nur schade, daß unsere Kinder teils weit weg wohnen. Umso mehr freuen wir uns, wenn sie und unsere Enkel uns besuchen kommen. Und zum Glück gibt es ja auch noch das Telefon.

Manchmal gehen meine Gedanken zurück in meine Heimat. Wie wäre mein Leben verlaufen, wenn ich nicht Opfer jener schrecklichen Zeit und der Vertreibung geworden wäre? Ich weiß es nicht. Aber ich bin dankbar für meine neue Heimat, für alles, was sie mir geboten hat. Mein Leben war Arbeit, Sorge und Fürsorge. Es hat sich gelohnt. Gerne denke ich an all die Jahre zurück.

Zu meinem 75. Geburtstag ermöglichte mir meine Familie eine Reise nach Florenz. Es war die erste Flugreise meines Lebens, meine jüngste Tochter begleitete mich. Es wurden wunderbare Tage in dieser herrlichen Stadt. Daß ich das noch erleben durfte! Wie schön und interessant kann das Leben sein. Ich bin zufrieden mit dem, was mir mein Leben geboten hat.

Weiterer Bericht von Anni Kester in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band II: Am Ende des Krieges auf unserem Hof

Helmut Kirschke

Odrau ist und bleibt meine Heimat

Niemals werde ich den Augenblick vergessen, als ich Mitte Januar 1945 als Fünfjähriger im Odrauer Spital die Zimmertür aufriß und hineinrief: „Krakau ist gefallen!“ Meine jüngere Schwester war dort wenige Tage zuvor auf die Welt gekommen. Diese Nachricht war in diesen Tagen für die Ohren meiner Mutter nicht geeignet, da die Front Odrau bedrohlich nahe kam. Ich jedenfalls war mir der Tragweite dieses Satzes nicht bewußt.

Meine Tante, die Schwester meines Vaters, die in der Slowakei ein Gut bewirtschaftet hatte, war bereits mit ihrer Familie nach Odrau gekommen und bereitete die Abreise nach dem Westen vor. Wir sollten unbedingt mitkommen, meinte sie. Offensichtlich hatte sie in der Slowakei verstanden, was es hieß, von der Roten Armee „befreit zu werden“ . So verließen wir,

nämlich meine Mutter mit uns 3 Kindern einschließlich Kindermädchen sowie Tante und Onkel mit Sohn und Tochter, Odrau im März 1945 mit dem Zug in Richtung Eger, einen Waggon mit Nahrungsmitteln und Hausrat im Schlepptau. Beide Großeltern sowie Mutters Schwester Paula Türk mit Familie blieben zurück. Ich erinnere mich an den Schreck, als meine vierjährige Schwester bei einem Zwischenaufenthalt im Gedränge verloren ging. Gottseidank tauchte sie vor der Weiterfahrt des Zuges wieder auf.

In Eger verbrannte der Waggon mit unserem Gepäck bei einem Luftangriff im Bahnhof, sodaß uns nur noch das Handgepäck verblieb. Die letzten Kampfhandlungen zwangen uns in den Keller eines Grenzhäuschens, wo wir den Artilleriebeschuß durch die Amerikaner über uns ergehen lassen mußten. Das Kriegsende erlebten wir im Raum Eger. Oberstes Ziel war stets, nicht in die Hände der Russen zu fallen.

Im Sommer 1945 landeten wir im Kreis Haßfurt in Unterfranken und wurden in einem kleinen Bauernhof in Rügheim in einem 300 Jahre alten Fachwerkhaus einquartiert. Meine Mutter und wir 3 Kinder hausten nun in einem nahezu fensterlosen Raum als Küche und schliefen in einem feuchten Zimmer über dem Viehstall. Meine Tante mit Familie kam einige Häuser weiter unter. Der junge Bürgermeister des Ortes verschaffte uns einen Küchenofen, so daß meine Mutter wenigstens für uns kochen konnte.

Wir lebten vom Fechten (= Betteln), vom Sammeln, was Feld und Wald hergaben, vom Hamstern und Tauschen. Von der Bäuerin und ihrer noch geizigeren Mutter war nicht viel zu bekommen; erträglicher wurde es erst, als der junge Bauer aus der Gefangenschaft zurück kam. Er hatte dort wohl gelernt, was Hunger bedeutet. Zum Glück konnte mein Onkel bei seinem Bauern einige Ziegen und eine Kuh einstellen, sodaß wir Milch bekamen. Weihnachten 1945 feierten wir in einer kalten Stube, mit einigen Äpfeln und Nüssen und einem kleinen mit Engelhaar geschmückten Christbäumchen. Dieses aus Glaswolle bestehende Engelhaar kratzt mich noch heute am Hemdkragen, wenn ich daran denke. Im Herbst des folgenden Jahres wurde ich in Rügheim eingeschult.

Mein Vater war beim Militär und zu dieser Zeit in tschechischer Gefangenschaft. Er erkrankte an Typhus und Ruhr zu dem Zeitpunkt, als die Tschechen ihre Gefangenen an die Russen auslieferten. Ihm blieb somit dieses Los erspart und er landete bei einem tschechischen Bauern. Als mein Großvater, der Schuhmachermeister Lambert Kirschke, ausgesiedelt werden sollte, preßte er meinen Vater frei, indem er sich selbst trotz vorgehaltener Maschinenpistole mehrfach weigerte, Odrau ohne seinen Sohn zu verlassen. So kamen mein Vater und seine Eltern 1946 gemeinsam im

Viehwagon in Bayern an und wurden in einem kleinen Bauernhof in der Nähe von Augsburg einquartiert.

Durch Vermittlung seiner Wirtsleute bekam mein Vater in einem Betrieb für Blechwaren Arbeit. So fertigte er, ein ehemaliger Sparkassenbeamter, Blecheimer, Schaufeln, Waschröge usw., bis er in die Buchhaltung wechseln konnte. Er blieb deren Leiter in dem expandierenden und prosperierenden Unternehmen bis zu seiner Pensionierung. Bald konnten auch wir zu ihm ziehen. Er hatte eine Wohnung im Verwaltungsgebäude erhalten: 2 ½ Zimmer mit Bad, möbliert mit Büromöbeln. So konnten wir Weihnachten 1946 endlich wieder vereint begehen. Amerikanische Jagd-Freunde unseres Unternehmers schenkten ihm Raritäten, von denen auch wir profitierten. So bekam ich zum ersten Mal in meinem Leben Bananen, Orangen, Datteln und Schokolade vor die Augen und, was wichtiger war, zwischen die Zähne.

Später erhielten wir auch ein kleines Stück Gartenland, auf dem wir Gemüse anbauen und Stallhasen halten konnten. Die materielle Not war erträglicher geworden, wir hatten wieder Boden unter den Füßen.

Und noch ein Erlebnis besonderer Art: Aus Brennstoffmangel gab es im Winter in Augsburg 'Kohleferien'. Mein Vater schickte mich daher zu den Großeltern, um die Schule fortzusetzen. Ich lebte bei ihnen in einem 9 qm großen Raum, der dazu noch Platz für eine Schuhmacherwerkstatt hergeben mußte. Das Schlafzimmer durfte ich mit dem 3 Jahre älteren Sohn der freundlichen und hilfsbereiten Hausleute teilen. Mein halbstündiger Schulweg führte mich über einen Berg durch Wald und Felder in ein 4-klassiges Schulzimmer. Ich lernte die Freuden des Landlebens kennen, hütete die Gänse des Großvaters, fischte im nahen Bach und tobte im Wald mit Altersgenossen, fuhr mit dem Ochsespann auf die Felder, half beim Dreschen und wurde nach dem 'Schwarzschlachten' bei den Bauersleuten zur Schlachtschüssel eingeladen. Und bei den Großeltern lernte ich auch den Odrauer Dialekt. Leider mußte ich bald wieder zurück.

1952 bezogen wir unser neues Einfamilienhaus, das mein Vater gebaut hatte. Beide Großeltern, der Schumacher Kirschke und der Uhrmacher Tomsche, zogen im Lauf der folgenden Jahre zu uns, wo sie in bescheidenen Verhältnissen, aber zufrieden lebten. Acht Jahre nach der Vertreibung war unsere Familie wieder vereint! Dankbar können wir alle feststellen, daß wir Krieg, Flucht und Vertreibung überlebt haben, daß wir im Westen bald Fuß fassen und uns eine neue Existenz aufbauen konnten.

Nach meinem Abitur absolvierte ich eine Banklehre, der sich 1 Jahr Praktikum bei einer Bank in Lille in Nordfrankreich und eine 6-monatige Tätigkeit bei einem Stockbroker, einem Wertpapierhändler, in London

anschloß. 1967 fing ich in der Buchhaltung des Kernkraftwerkes in Gundremmingen an der Donau an. 1968 heiratete ich ein nettes Mädchen aus unserem bisherigen Wohnort bei Augsburg. Bald danach wurde ich auf die Baustelle des Kernkraftwerkes Biblis in Hessen versetzt, zunächst für zwei Jahre, aus denen letztlich 28 Jahre in kaufmännischer Führungsposition bis zu meiner Pensionierung wurden.

Meine Frau war mir mit unseren beiden Töchtern nach Biblis gefolgt, wo wir unser neu gebautes Haus bezogen. Wir beabsichtigen, auch weiterhin im südhessischen Ried zu bleiben, da wir uns hier sehr wohl fühlen.

1967 besuchte ich erstmals nach dem Krieg meine Heimatstadt Odrau. Obwohl ich damals erst 5 Jahre alt war, fand ich mich sofort zurecht. Offensichtlich haben mir hierbei die vielen, vielen Erzählungen meiner Eltern, Großeltern und Verwandten, die mit ihren Gedanken immer noch in Odrau weilten, geholfen. Ich habe Bekannte meines Vaters aufgesucht, die für mich dolmetschten und mich herumführten, auch in unsere Häuser. Seitdem fahre ich fast regelmäßig nach Odrau, erkunde die Stadt und die herrliche Umgebung im Odertal. Ich besuche auch immer die beiden noch vorhandenen Gräber unserer Familie auf dem Odrauer Friedhof und lasse sie weiterhin pflegen. Manches hat sich inzwischen seit meinem ersten Besuch zum Besseren gewendet.

Beruflich hatte ich während der letzten 30 Jahre öfters Kontakt mit Tschechen, so auch mit jüngeren Führungskräften aus den tschechischen Kernkraftwerken Dukovany und Temelin. Dabei sprachen wir manchmal auch offen über die Vertreibung, Argumente wurden ausgetauscht. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, in diesen persönlichen Gesprächen Worte des Bedauerns vernommen oder den Anflug eines Schuldgefühls wegen der Vorgänge nach 1945 festgestellt zu haben.

Rückblickend kann ich feststellen, daß unsere Familie und ich es mit der Flucht bzw. Vertreibung nach Bayern noch gut getroffen haben. Waren wir anfangs als Flüchtlinge nur gelitten, so hat sich diese Einstellung bald grundlegend geändert. Seit langem betrachtet man uns Sudetendeutsche als 4. Bayerischen Volksstamm. Wir stehen uns im Wesen nahe.

Dessen ungeachtet ist und bleibt Odrau meine Heimat. Auch wenn ich mich heute woanders wohlfühle, zieht es mich immer wieder dorthin, wo ich leider nur die ersten 5 Jahre meines Lebens verbringen durfte.

Helmut Kotsch

Ich war glücklich, wieder ein freier Mensch zu sein

Mein erster Arbeitsplatz in der neuen Heimat war ein großer Bauernhof, dessen Schafherde mit 60 Tieren ich zu hüten hatte. Zum Glück verstand mein Hund mehr von dieser Aufgabe als ich. Bald danach bezog ich mit drei guten Freunden unser 'Paradies der Junggesellen' in einem Dorf bei Augsburg. Über diesen herrlichen Ort habe ich bereits im Band II unserer „Erinnerungen an Odrau“ berichtet. Von da aus fand ich einen Arbeitsplatz in meinem Beruf als Elektriker in Augsburg.

Diese schöne zweitausendjährige Römerstadt, dann freie Reichsstadt am Lech, Stadt der Fugger und Welser und der Deutschen Reichstage, wurde meine zweite Heimat. Hier war Bert Brecht geboren, hier erfand Diesel seinen Dieselmotor, und nicht zu vergessen: Hier in Augsburg wurde 1559 jene Urkunde ausgestellt, die unserer Heimatstadt Odrau zwei Jahrmärkte zugestand.

Auch Augsburg lag nach Kriegsende in Trümmern. Die Bomben hatten vieles unwiederbringlich zerstört. Frauen saßen im Freien und schlugen den Mörtel von den Ziegeln der zerbombten Häuser. Die wurden für den Wiederaufbau verwendet. Im Winter war es besonders schlimm. Die Arbeitsräume zum Teil unbeheizt, Wasser tropfte von der Decke, die Fenster waren mit Brettern zugenagelt, doch selbst unter diesen schlechten Bedingungen wurde gearbeitet. Auch der Textilbetrieb mit vier Werken, in dem ich arbeitete, war schwer beschädigt. Einige Jahre später hatten hier schon wieder Tausende einen Arbeitsplatz gefunden. Nahrungsmittel, Kleidung, eigentlich alle Güter des täglichen Bedarfs waren Mangelware. Man erzählte, daß alte Menschen sogar verhungert seien, da sie nicht mehr die Kraft besaßen, auf die Dörfer zum Betteln und Hamstern zu gehen. Und die wöchentlich aufgerufenen Rationen auf Lebensmittelmarken reichten zum Leben nicht aus.

Im Kurhaustheater, einem wunderschönen Jugendstilbau, der den Krieg unbeschadet überstanden hatte und den ich oft besuchte, wurden nach den Aufführungen für die Künstler Ami-Zigaretten geworfen, statt Blumen. Dies war die neue Währung. Leider mußte ich damals einen langen Weg bei Nacht in Kauf nehmen, da ich außerhalb im Dorf wohnte. Doch das

bremste meine Begeisterung nicht. Der Regisseur damals hieß Ralph Maria Siegel, ein bekannter Name.

Dann kam über Nacht die Währungsreform, die DM war geboren, und Arbeit lohnte sich wieder. 1950 heiratete ich. Meine Frau stammt aus Neudörfel nahe Odrau, so reißen die Gespräche über die alte Heimat bis heute kaum ab. Ihr Vater war schon 1928 gestorben. Sie war mit ihrer Mutter ins Ries in ein Dörfchen am Berg ausgesiedelt worden. Die beiden wohnten in einem kleinen Raum, der von einem Blech-Öfchen beheizt wurde, der auf einer Holzbank stand. Das Ofenrohr führte zum Fenster hinaus. So einfach mußten wir alle in der ersten Zeit nach der Vertreibung leben. Das Ries war vor Millionen von Jahren durch einen Meteoriten-Einschlag entstanden. Vor der Mondlandung übten hier amerikanische Astronauten, da man annahm, auf dem Mond ähnliche Verhältnisse wie hier vorzufinden.

Bald nach unserer Heirat hatten wir Glück und konnten eine kleine Wohnung in Augsburg mieten. Sie bestand aus einem Zimmer mit Küche. Kleiderschrank besaßen wir noch nicht, so legte meine Frau Wäsche und Kleidung am Fußboden aus. Es ist schon erstaunlich, mit wie wenig der Mensch in der Not auskommen kann. Meine Schwiegermutter konnten wir nicht alleine im Ries zurücklassen. So nahmen wir sie später mit zu uns. Von dem Geld, das die Hochzeitsfeier übrig ließ, kauften wir ein Radio Marke 'Saba Meersburg', natürlich auf Abzahlung. Wir stellten es auf einen Korb, den wir von den Eltern bekommen hatten. Wir waren stolz darauf! So richteten wir uns nach und nach ein. Inzwischen hatte auch meine Frau einen Arbeitsplatz gefunden, es ging aufwärts.

Bereits 1952 bekam ich eine schöne Werkswohnung mit drei Zimmern in einem Neubau, der mit Mitteln des sozialen Wohnungsbaus gefördert war. In dieser ausgebombten Stadt war dies fast eine einmalige Wohnung. Ich bemühte mich um soziale Kontakte. So trat ich in den Werks-Chor ein. Unser Betrieb förderte ihn auch finanziell, sodaß gute Chorleiter verpflichtet werden konnten. Fast 50 Jahre lang gehörte ich diesem Sängerbund „SWA“ an. SWA hieß unsere Textilfirma. Diesem Chor verdanke ich eine rasche Integration in die einheimische Bevölkerung. Konzerte, Sängerkarrieren, Feste, Bälle usw. trugen ihren Teil dazu bei.

Durch die Folgen der Vertreibung und aufgrund anderer Ereignisse lebt unsere Familie ziemlich weit getrennt. Der Bruder meiner Frau blieb durch die Wirren nach Kriegsende in der damaligen DDR hängen. Dort hat er auch geheiratet. 1951 wanderte mein jüngster Bruder nach Schweden aus. Seine Frau, eine Schwedin, sagt von ihm, daß er nicht mehr von einem geborenen Schweden zu unterscheiden sei. Er wäre ein richtiger alter

Schwede geworden. 1953 trat ein trauriges Ereignis ein, mit dem niemand in unserer Familie gerechnet hatte: Mein ältester Bruder starb an den Folgen seiner schweren Verwundung im Alter von 34 Jahren. Ein französischer Partisan, der sich in einem Baum versteckt hatte, schoß auf ihn und hätte ihn fast ins Herz getroffen. Die Kugel zerriß seine Milz und eine Niere, auch ein oder zwei Rippen mußten entfernt werden. Später stellten sich Komplikationen ein. Mein Bruder, Jahrgang 1918, hatte noch in der CSR zur Musterung antreten müssen und war als einziger in Klasse 1 für tauglich befunden worden. Aus dem Krieg war er schwer verletzt und krank heimgekehrt. Neben seiner Frau hinterließ er drei kleine Kinder, das vierte Kind war unterwegs. Sie hatten gerade ein neues Haus in einer Kleinstadt bei Würzburg gebaut und bezogen. Ein schlimmes Schicksal.

Auch meine Eltern wohnten in dem Haus meines Bruders. Sein 4. Kind, das er nicht mehr erlebte, war ein Junge. Er wurde später von Verwandten, deren Ehe kinderlos geblieben war, adoptiert. Heute ist er Oberstudienrat. Die Frau meines Bruders heiratete nicht mehr. Gemeinsam mit ihrer Mutter schaffte sie es, ihr Haus zu erhalten und ihre Kinder groß zu ziehen.

Es war auch unser Wunsch, ein eigenes Heim zu besitzen. So schlossen wir einen Bausparvertrag ab. Baugrund in der Großstadt ist teuer, aber aus beruflichen wie schulischen Gründen kam ein Wegzug aufs Land nicht in Frage. 1953 war nämlich unsere Tochter geboren. Später besuchte sie in Augsburg die Wirtschaftsschule, zog nach Schwabach und heiratete. Sie ist jetzt bei der Stadt als Sachbearbeiterin für Aus- und Fortbildungsangelegenheiten angestellt. 1961 hatten wir endlich unser neues Heim, ein Reihenhaus in Augsburg, beziehen können. Da meine Mutter im gleichen Jahr überraschend starb, nahmen wir auch meinen Vater in unser Haus auf. Die Gemeinsamkeit währte nicht lange: 1965 starb die Mutter meiner Frau, zwei Jahre später auch mein Vater.

Nach 20-jähriger Betriebszugehörigkeit verließ ich 1966 die SWA und trat in die Firma Siemens ein, der ich ebenfalls 20 Jahre lang angehörte, bis ich in Rente ging. Erst später stellte sich heraus, daß mein Wechsel kein Fehler war, da durch die Krise in der Textilindustrie allein in Augsburg mehr als 20.000 Arbeitsplätze verloren gingen. Auch mein ehemaliger Betrieb mußte nach 100 jährigem Bestehen seine Tore schließen.

Als ich mit meiner Frau und Tochter meine Heimatstadt Odrau erstmals nach der Vertreibung besuchte, es dürften etwa 25 Jahre nach der Vertreibung gewesen sein, gingen wir durch die Stadt. Am Ende des Schloßbergs standen Leute mit Handwagen und holten kleinere Mengen Kohle ab. Ich sagte zu meiner Frau: „Schau, hier würde ich jetzt auch stehen und mit einem Handwägelchen Kohle holen, wenn wir in der Heimat geblieben

wären.“ Mein Kontakt in die Heimat riß nie ab. Durch Verwandte, Freunde und Besucher waren wir fast immer informiert.

Den Hauptteil der Zeche für die Vertreibung hat die Generation vor uns entrichten müssen, die Generation unserer Eltern, manchmal auch der Großeltern. Sie wurden um ihr Lebenswerk gebracht und waren oft zu alt und zu schwach, um noch einmal neu beginnen zu können. Meine Eltern bemühten sich, in der neuen Heimat wieder so weiterzumachen, wie sie in der alten aufgehört hatten. Bald nachdem sie etwas Fuß gefaßt hatten, traten sie in die SPD ein, bemühten sich um die Eröffnung eines Konsumladens, waren Mitbegründer eines Gesangsvereins. Sie gaben sich Mühe, trotz aller Nöte.

Mit der Wahl meiner neuen Heimatstadt Augsburg war ich zufrieden, hatte ich doch immer einen Arbeitsplatz und somit Auskommen für meine Familie und mich. Geschmerzt hat es mich schon, als ich nach der Gefangenschaft vom Verlust meiner Heimat erfuhr. Doch ich war jung und war dankbar, daß ich Krieg und Gefangenschaft überstanden hatte. Ich war glücklich, wieder ein freier Mensch zu sein. Viele meiner Schulfreunde mußten ihr junges Leben für nichts hingeben, kaum daß es begonnen hatte. Ich empfinde keinen Haß gegen das tschechische Volk, nur Verachtung für die Verantwortlichen der Vertreibung. Ich sah die Welt durch eine rosarote Brille und glaubte, daß es nach den schlimmen Erfahrungen dieses Jahrhunderts nie mehr Krieg in der Welt geben würde. Wie habe ich mich getäuscht!

Hier in dieser Stadt, in der ich nun lebe, und in der sogar ein Troppauer für einige Jahre zum Oberbürgermeister gewählt wurde, fand ich viele Möglichkeiten. Viele kulturelle Ereignisse laden zur Teilnahme ein, und die Nähe der Berge verführt zum Wandern und Entdecken. Ich bin dankbar und zufrieden. Und trotzdem, mein Oderstadle kann ich nicht vergessen. Die glückliche Lausbubenzeit, die Oder, den Millichberg, den Stadtplatz, wo wir im Frühling auf dem Steinpflaster Killer geschoben haben, die große Übungswiese, die kalten Winter mit Eisblumen an den Fenstern, die heißen Sommer, wenn wir nach dem Baden mit fürchterlichem Sonnenbrand am Rücken an der Oder lagen, und, und, und Das Heimweh habe ich immer noch nicht verloren.

Weitere Berichte von Helmut Kotsch in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Meine Kindheit in Odrau zwischen den Kriegen

Odrau im Umbruch des Jahres 1938

In Odrau am Anfang des Krieges

Band II: Das Paradies der Junggesellen

Günter Kravagna

Jahre, die mich geprägt haben

Am 4. September 1946 wurden wir, meine Mutter, mein vier Jahre älterer Bruder Helmut und ich, von Troppau aus mit einem der letzten Transporte zwangsausgesiedelt. Diese Vertreibung aus der Heimat, in der es für uns unter den damaligen Verhältnissen kein erträgliches Leben und keine Perspektiven mehr gab, war in den letzten Monaten unser einziger Lichtblick gewesen. Mit jeweils 30 Personen in Viehwaggons gepfercht, fuhren wir singend in eine völlig ungewisse Zukunft, voller Sehnsucht nach Freiheit und Menschenwürde! Ich kann mich nur noch schwach an die negativen Umstände der insgesamt dreieinhalbtägigen Fahrt erinnern: An die hygienischen Probleme, die unzureichende Ernährung, das Sitzen und Schlafen auf dem Gepäck oder auf dem blanken Fußboden des Waggons, und dergleichen mehr. Wir fuhren als Habenichtse, jeder von uns mit seinem gesamten Besitzstand in zwei Pappkartons.

Aber was war das für ein Besitzstand! Hierzu ein Rückblick: Fünfzehn Monate zuvor, Ende Mai 1945, waren wir von unserer gescheiterten Flucht vor der Roten Armee nach Odrau zurückgekehrt. Über diese Tage, besonders über die schrecklichen Erlebnisse in einem tschechischen Internierungslager in Brünn, habe ich in unseren „Erinnerungen an Odrau“ bereits berichtet. Nun kamen meine Mutter und ich heim und fanden unsere Wohnung offen stehend, verwüstet und ausgeplündert vor. Fenster, Türen und Möbel waren teilweise zerstört, die Schrankinhalte lagen, vermischt mit Scherben, Schutt, Essensresten und auch Fäkalien, am Boden, dazwischen eine abgebrochene Axt. Wir erfuhren, daß in der Wohnung erst noch deutsche, dann mehrfach wechselnd russische Soldaten gehaust hatten, und schließlich war sie von den neu ankommenden Tschechen durchwühlt worden. Sie ließen nichts Brauchbares zurück.

Wir brauchten Wochen, um die Wohnung wieder einigermaßen bewohnbar zu machen. Bis dahin kamen wir bei Nachbarn unter. Aber schon nach zwei weiteren Wochen wurde meine Mutter ohne jede Vorankündigung in das berüchtigte Odrauer Internierungslager abgeführt, nur mit Waschzeug, Eßnapf, Besteck und einer Decke. Vierzehn Tage später mußte auch ich ihr dorthin nachfolgen. Wir hatten nun nicht nur keinen Besitz, sondern auch kein Zuhause mehr. Ich war damals 14 Jahre alt.

Nach einem Jahr Zwangsarbeit im Lager Odrau und in den Kohlegruben von Poruba - auch darüber habe ich in den „Erinnerungen an Odrau“ berichtet - kam es zur Aussiedlung. Die Amerikaner bestanden auf einem Aussiedlungsgepäck von 50 kg je Person. Da wir dieses Gewicht nicht annähernd zustande bringen konnten, mußten wir es in Eile und unter Bewachung aus einem Restelager bereits ausgesiedelter Deutscher auffüllen. Das also war nun unsere Habe, mit der wir in Deutschland ein neues Leben beginnen mußten.

Nach zweitägiger Fahrt kamen wir im Grenzbahnhof Furth im Walde in Bayern an. Unbeschreibliche Erleichterung! Rasche DDT-Entlausung; kurze Befragung nach Vollständigkeit der Familie und nach dem Gesundheitszustand; wir erfuhren, daß im Büro ein Suchbrief unseres Vaters vorlag. Er lebte also, war bereits aus englischer Kriegsgefangenschaft entlassen und wohnte nun in Dorum bei Bremerhaven bei alten Bekannten aus Odrau. Wir hatten also alle den Krieg überlebt, ein seltenes Glück!

Dann frohe Begrüßung durch viele schon früher ausgesiedelte Odrauer. Sie kamen, wie bei jeder Ankunft eines Aussiedlungstransportes aus unserer Gegend, mit tausend Fragen, insbesondere über den Verbleib von Angehörigen, Freunden und Bekannten, auch über den aktuellen Zustand und die Entwicklung der Verhältnisse in der Heimat.

Danach Aufteilung unseres Transportes und Weiterfahrt. Wir kamen in ein Auffanglager im Schloß Kühbach bei Aichach, wieder mit jeweils zwanzig Personen in einen Raum mit Stockbetten, ohne Schränke, nur mit Waschbecken und Plumpsklo. Aber es war sauber und lag in einer schönen Schloßanlage. Wir waren nun endlich frei, ohne Bewachung und zusammen mit unseren Angehörigen. Wir bekamen auch jetzt nicht ausreichend zu essen, aber wir fanden Gelegenheit, Kartoffeln, Äpfel und dergleichen zu „organisieren“. Wir waren wohl keine Freude für die Einheimischen, die selbst Not litten, aber ich erlebte keine Feindseligkeit, eher Mitgefühl und Verständnis.

Nach etwa vier Wochen dann Verteilung der Vertriebenen in der Region und Zuweisung in beschlagnahmte Wohnräume von Einheimischen. Wir meldeten uns nach Dorum zu unserem Vater. Wieder eine zweitägige Eisenbahnfahrt mit vielen Unterbrechungen. Eine mehrstündige Wartezeit in Frankfurt/Main nutzten wir zu einem Bummel durch die Stadt - es wurde eine bedrückende Wanderung durch endlose Ruinen!

Am 4. Oktober 1946 waren wir endlich in Dorum. Es gab ein glückliches Wiedersehen mit unserem Vater! In dem Haus des mit uns befreundeten Landarztes Dr. Harcken war bereits eine Vertriebenenfamilie untergebracht. Wir bekamen zunächst einen, bald aber zwei kleine Räume im

ersten Stock, einer davon ohne Ofen, der andere mit einem kleinen provisorischen Herd mit langem Abzugsrohr durch das Fenster. Im kalten Raum befanden sich drei alte Betten für uns Männer, ein Schrank, ein Waschbecken, ein Stuhl; kaum noch Platz zum Stehen. Im anderen Raum ein Küchentisch mit vier Stühlen, ein Sofa als Bett für unsere Mutter, davor ein Tischchen und zwei alte Sessel, dann noch eine Anrichte und ein halbhohes Schränkchen. Später bekam Vater noch einen kleinen Tisch als Schreibtisch. So war auch dieser Raum vollgestellt. Die Möbel stammten vermutlich aus ausrangierten Beständen von Einheimischen. Als Bad diente ein Bottich in der Waschküche. Die Toilette der Arztpraxis wurde auch uns sowie der anderen Flüchtlingsfamilie zugewiesen.

Hier lebten wir bis 1952: Zu viert in dem einen kleinen Wohnraum, in dem wir nicht nur leben, sondern auch alle konzentriert arbeiten mußten, in bedrückender Enge, die zwangsläufig zu Spannungen führte. Im Winter drückte der Wind den Rauch öfters zurück in unsere Stube, so auch am Heiligen Abend 1946. Wir mußten die Fenster öffnen, das Feuer löschen, und saßen im Kalten, mit allem am Leib, was wir besaßen.

Wir benötigten und erhielten eine Aufenthaltsgenehmigung, Lebensmittelkarten und ein kleines monatliches Flüchtlingsgeld. Anfangs lebten wir von der Hand in den Mund. Es gab nur unregelmäßig etwas zu kaufen, man mußte sehr aufpassen, um möglichst immer dabei zu sein. Gelegentlich wurden wir von Dr. Harcken zum Essen eingeladen. Dafür arbeiteten wir in seinem Garten, warteten sein Auto und stachen in einem entfernten Moor Torf für ihn und uns für den Winter. Mutter stopfte und nähte unaufhörlich; ich erinnere mich an die für uns alle angefertigten warmen Hausschuhe mit geflochtenen Bastsohlen. Ein Nachbar schenkte uns seinen alten Wehrmachtsmantel; er war für uns drei Männer das gute Stück, wir trugen ihn je nach Bedarf und besonderer Gelegenheit im Wechsel.

Vater war bis zu seiner Entnazifizierung als Hilfsarbeiter beim Deichschutz und auf einem Flugplatz tätig. Zufällig entdeckte er eines Tages einen Müllplatz, auf dem diverse Abfälle der US-Army, darunter auch alte und gebrauchte Wäschestücke, verbrannt wurden. Zusammen mit anderen Deutschen versuchte er, mit Stöcken noch nicht Verbranntes aus dem Haufen herauszufischen. Das war zwar verboten, das Feuer von Militärposten bewacht; aber spät abends und früh morgens hatte man eine gute Chance. Vater beschaffte so eine ganze Menge Unterwäsche, Socken, auch ein Paar getragene Schuhe und große leere Konservendosen, die wir zum Aufbewahren von Lebensmitteln benutzten. Diese Wäsche trug ich bis 1960, noch als Assessor; dann, als ich heiratete, erhob meine Frau Einwendungen gegen derlei Ami-Wäsche.

Keine Frage, es herrschte damals überall Not und Hunger! Aber es gab eine große Solidarität. Jeder war von dem katastrophalen Zusammenbruch unseres Landes geistig, psychisch und materiell tief betroffen. Die über Jahre in uns aufgebauten Ideale und Werte waren erschüttert. Jeder wurde unausweichlich konfrontiert mit der deutschen Schuld. Es war unmöglich, das alles gleich ganz zu begreifen und zu verarbeiten, dazu bedurfte es Jahre, Jahrzehnte! Wir waren zutiefst verunsichert und reagierten zunächst mit Abwehr und Verdrängung. Jeder war ja auch zunächst voll in Anspruch genommen von der Bewältigung der konkreten materiellen Not.

Millionen von Vertriebenen, Flüchtlingen und Ausgebombten ging es ähnlich wie uns. Vielen ging es weit schlimmer: Sie hatten Angehörige verloren oder vermißten sie noch immer. Andere litten an Verstümmelungen und physischen Schmerzen. Uns war sehr bewußt, daß wir in dieser Hinsicht großes Glück gehabt hatten. Dieses Bewußtsein half uns, die materielle Notlage anzunehmen. Außerdem hatten wir viel Schlimmeres hinter uns und waren froh, daß wir es im Vergleich damit nun doch schon viel besser hatten.

Zudem ging es mit uns in anderer Hinsicht erstaunlich schnell bergauf. 1947 erhielten wir von der Gemeinde außerhalb ein kleines Stück Land zum Anbau von Kartoffeln und Gemüse, wodurch sich unsere Ernährungslage verbesserte. Und schon vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Dorum konnte ich wieder zur Schule gehen, was ich nun nicht mehr als notwendige Pflicht, sondern als große Chance wertete. Ich übersprang eine Klassenstufe und trat gleich in die 9. Klasse der örtlichen Mittelschule ein. Da ich in der Mittelschule in Odrau als Fremdsprache nur Tschechisch hatte, mußte ich nun versuchen, vier Jahre Englisch nachzuholen. Eine pensionierte Nachhilfelerhrerin bewunderte meinen Lerneifer.

Nach einem halben Jahr entschloß ich mich, in die 10. Klasse der Oberrealschule in Bremerhaven-Lehe zu wechseln. Der Rektor in Dorum gab mir keine Chance, zumal ich nun auch noch drei Jahre Französisch nachzuholen hatte. Trotzdem wurde ich zur Probe aufgenommen, konnte in allen anderen Fächern gut mithalten und durfte bleiben. Die Lehrer hatten sehr verständnisvoll entschieden! Als Fahrschüler mußte ich immer sehr früh los und kam erst gegen 17.30 Uhr mit dem Zug wieder nach Dorum. Ich fand bald sehr gute Freunde, spielte im örtlichen Verein Hand- und Fußball und besuchte einen Tanzkurs; wir fuhren mit geliehenen Rädern ans Meer zum Schwimmen und Wattlaufen, gingen manchmal ins Kino und nahmen an Hausmusikabenden bei Dr. Harcken teil. Hier fand ich auch eine ältere Literaturgeschichte, die ich mit großem Interesse gleich durchlas. Davon profitierte ich bis zum Abitur.

Mein Bruder schaffte es ebenfalls 1946, in einen schon mehrere Monate laufenden Kurs für Kriegsteilnehmer zur Erlangung des Abiturs aufgenommen zu werden, auch zunächst mit geringen Chancen. Nach fünf Monaten schloß er die Prüfung mit gutem Erfolg ab. Da er erst zum Wintersemester 48/49 zum Studium an der TH Karlsruhe zugelassen wurde, verdiente er sich bis dahin als Maurerlehrling im Hafen von Bremerhaven Geld für sein Studium. Er kam günstig an Fische und Lebertran, und da wir in jener Zeit sehr unter Kalorienmangel litten, schmeckte damals unser Essen über ein Jahr lang nach Tran. Und als die Amerikaner etwas später Maismehl spendeten, sahen viele unserer Speisen gelb aus. Unser Vater wurde zum 1. April 1947 wieder als Realschullehrer eingestellt. Er schied erst 1964 mit 72 Lebensjahren und 54 Dienstjahren aus dem Schuldienst aus.

Nach meinem Abitur im Februar 1951 strebte ich ein Studium für das höhere Lehramt in den Fächern Biologie, Physik und Sport an. Das war aber nur möglich, weil im Oktober 1951 mein Bruder in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen worden war, so daß die elterlichen Zuschüsse für ihn nun entfallen konnten. So begann ich im November 1951 mein Studium. Zuvor verdiente ich ein halbes Jahr als Kompanieschreiber bei einer deutschen US-Wacheinheit Geld für das Studium sowie zum Erwerb eines gebrauchten Fahrrads, eines Koffers und eines Mantels.

Ich studierte in Marburg, Innsbruck und Göttingen; die jeweiligen Übersiedlungen nur mit Fahrrad, Koffer und Rucksack bereiteten keine großen Probleme. Unangenehm war dagegen das Angewiesensein auf Universitätsbibliotheken, da ich mir so gut wie keine wissenschaftlichen Fachbücher leisten konnte. Natürlich wohnte ich immer äußerst preiswert, in kleinen möblierten und außerhalb gelegenen Zimmern. Duschen konnte ich im Sportinstitut. Da ich tagsüber nur selten zu Hause war, heizte ich im Winter meist nicht und setzte mich zum Arbeiten im Mantel über einen kleinen elektrischen Heizlüfter, bis die Augen anfangen zu tränen.

Entsprechend spartanisch und mangelhaft war auch meine Ernährung. Ein mir bekannter Apotheker bot mir einen sehr günstigen Kredit als Unterstützung an, den ich ablehnte, da ich ihn als belastend empfand und mich lieber alleine durchbeißen wollte. Trotz aller wirtschaftlicher Einschränkungen, die ich damals als normal ansah, genoß ich die Studienzeit, zumal ich immer mit guten Freunden zusammen war. In mehreren Semesterferien arbeitete ich teils wieder bei der US-Einheit, teils in der Kesselschmiede der Werft des Norddeutschen Lloyds.

1952 übersiedelten wir in Dorum in eine wiederum recht kleine, preiswerte, nun aber mit Kohleöfen in jedem Raum heizbare Wohnung; aber wieder mit Plumpsklo außerhalb, wieder ohne Bad bzw. Dusche; immer

noch mußte Mutter unsere Wäsche - auch die, die wir ihr von unseren Studienorten per Post zusandten - von Hand in der Waschküche waschen. Wir empfanden diese Wohnverhältnisse damals als ganz normal und den Wohnungswechsel als großen Fortschritt. Zudem wohnten wir Söhne nun nur noch in den Semesterferien zu Hause, so daß uns auch die Größe der Wohnung ausreichte. Die Übersiedlung unserer Habseligkeiten konnten wir ohne große Mühe mit einem geliehenen Handkarren selbst durchführen. 1960 leistete sich mein immer reiselustiger Vater ein Quickly-Moped, mit dem er u.a. zu den Heimattreffen in Süddeutschland fahren konnte.

Ich war bemüht, mein Studium so schnell wie möglich zum Abschluß zu bringen, um endlich finanziell unabhängig zu werden und um meinen Eltern nicht länger auf der Tasche zu liegen. Im Frühjahr 1957 legte ich mein Staatsexamen und nach zweijähriger Referendarzeit in Oldenburg die Assessorenprüfung ab. Danach erhielt ich eine Planstelle im Gründungskollegium des Neuen Gymnasiums Oldenburg. Als zuständiger Fachobmann für die Naturwissenschaften engagierte ich mich neben meinem Unterricht über Jahre stark in der Planung und Ausgestaltung des Schulbaus und war zudem verantwortlich für den Aufbau der biologischen Sammlung sowie der Ruderabteilung. Mein Beruf machte mir Freude, ich empfand ihn nicht nur als Job. Auch nach der Aufbauphase wurde unsere Schule immer wieder erheblich strukturell und baulich verändert entsprechend dem Wechsel der bildungspolitischen Konzeptionen; dies war nur mit großen Anstrengungen zu bewältigen, es gab keine längere Konsolidierungsphase. 1993 trat ich als Studiendirektor und Oberstufenkoordinator in den Ruhestand.

Erst als Assessor sah ich mich innerlich und äußerlich in der Lage, eine feste Bindung einzugehen und eine Familie zu gründen. Ich lernte meine spätere Frau, eine acht Jahre jüngere Oldenburgerin, 1959 beim Tanzen kennen. Die Hochzeit folgte 1961. Ende 1962 kam unser Sohn Andreas (heute Studienrat in Oberhausen; er ist verheiratet und hat eine Tochter), im Mai 1966 unsere Tochter Susanne (heute selbständige Krankengymnastin in Verden/Aller; auch sie ist verheiratet und hat zwei Töchter) zur Welt. Meine Frau gab ihren Beruf als kaufmännische Angestellte im Stalling Verlag auf und widmete sich ganz der Familie; erst 15 Jahre später nahm sie wieder eine berufliche Tätigkeit auf, beendete diese aber nach 9 Jahren und widmete sich von da an ehrenamtlichen Aufgaben im Gemeindearchiv sowie im örtlichen Kunst- und Kulturkreis. Seit zehn Jahren sind wir nun begeisterte Großeltern und freuen uns über unser weithin sehr reges und harmonisches Familienleben.

Im Sommer 1990 besuchte ich zum ersten Mal seit der Vertreibung meine alte Heimat, zusammen mit meiner Frau. Ich konnte dieses erste Wiedersehen kaum ertragen und fuhr nach wenigen Tagen traurig und frustriert wieder ab. Ich war natürlich darauf eingestellt gewesen, viele Veränderungen vorzufinden. Dennoch war ich entsetzt! Ich sah überall mehr Verfall als Erneuerung und empfand allenthalben eine bedrückende graue Tristesse sowohl im Baulichen wie auch im Menschlichen. Ich neigte dazu, dies mehr dem kommunistischen System als den neuen Bewohnern anzulasten.

Besonders traurig war es in Kunewald, wo die Kollektivierung der Landwirtschaft zum völligen Verfall fast aller einst stolzen Bauernhöfe geführt hatte und statt dessen der Ortskern nun durch mehrstöckige gesichtslose und inzwischen heruntergekommene Miethäuser für die Landarbeiter verunstaltet worden war.

Auch die Ausschließlichkeit der tschechischen Sprache machte mich zum Fremden in meiner eigenen Heimat. Ein derartiges Fremdheitsgefühl hatte ich bei meinen vielen Reisen in andere Länder nie empfunden. Ich spürte ein möglicherweise ungewolltes Mißtrauen bzw. eine Befangenheit uns Deutschen gegenüber, auch wenn man freundlich sein wollte. Selbst das Wiedersehen mit zwei ehemaligen Mitschülerinnen und deren herzliche Gastfreundschaft konnten diese Gefühl nicht wirklich mildern. Sie beneideten uns um unsere Vertreibung; sie lebten in der alten Heimat über Jahrzehnte wie ungeliebte Fremde minderen Rechts, obwohl sie der tschechischen Sprache längst mächtig und mit Tschechen verheiratet waren.

Im Jahr 2003 fuhr ich ein zweites Mal in das Kuhländchen, nun mit meinem Bruder. Der Eindruck war diesmal viel besser, die Gespräche viel weniger belastet und leichter. Die Häuser sahen freundlicher aus, die Menschen wirkten zufriedener, in den Gärten und auf Plätzen wuchsen inzwischen Blumen. Wir wohnten bei Tschechen und fühlten uns sehr freundlich aufgenommen. Unter diesen Umständen werde ich in diesem Jahr die Reise mit meinem Bruder gerne wiederholen.

Die entbehrungsreichen Kriegs- und Nachkriegsjahre haben mich, mein Denken, Fühlen und Handeln nachhaltig geprägt. Für die nachfolgende Generation, die in ungleich besseren Verhältnissen groß geworden ist, mag manches davon oft unverständlich und kaum vermittelbar sein. An den meist heiteren Spott über meine materielle Anspruchslosigkeit habe ich mich gewöhnt. Umgekehrt erscheint mir manch heutiges Wehklagen befremdlich.

Wir, die wir bei Kriegsende noch jung waren, ergriffen die sich uns bietenden Chancen mit klarem Bewußtsein und großem Tatendrang. Unsere

Eltern, die schon den ersten Weltkrieg erlebt und erlitten hatten, taten alles, um uns nach Kräften zu unterstützen und zu fördern; sie verzichteten damit über Jahre auf eine Verbesserung ihrer eigenen Lebensqualität. Dies soll hier auch betont werden!

Weiterer Bericht von Günter Kravagna in den „Erinnerungen an Odrau“:
 Band II: Erlebnisse eines Vierzehnjährigen bei und nach Kriegsende -
 Unsere Flucht aus Odrau - Gefangenschaft in Brünn und Rück-
 marsch nach Odrau - Zwangsarbeit im Kohlerevier von Poruba
 und Vertreibung

Helmut Kravagna

Student sein 1948

Mein Bruder Günter hat über die Aussiedlung unserer Mutter mit ihren beiden Söhnen - Helmut, 20 Jahre alt, und Günter, 16 Jahre - in diesem Erinnerungsbuch berichtet; ich möchte das hier nicht wiederholen.

Danach führte uns unser Weg im September 1946 in unsere „neue Heimat“, nach Dorum, einem Dorf nahe von Bremerhaven, 4 km von der Nordseeküste entfernt. Hier erwartete uns unser Vater, der ebenso wie ich Soldat gewesen war und nach dem Ende seiner englischen Kriegsgefangenschaft im Haus seiner Odrauer Jugendfreundin Paula Harcken geb. Tobiasch aufgenommen worden war.

Unsere Familie war nun wieder zusammen und hatte den Krieg überlebt - das war damals unser stärkstes Lebensgefühl; es gab uns Kraft und Zuversicht für die Zukunft.

Alles andere aber, was ein zufriedenes Leben und inneren Frieden ausmacht, hatten wir verloren; unser Traum vom großen Reich der Deutschen hatte ein furchtbares Ende gefunden; die Berichte über die Tage des Dritten Reiches und die in dieser Zeit aufgehäufte deutsche Schuld, die

langsam zu uns drangen, konnten wir kaum begreifen; alles, woran wir geglaubt und wofür wir gekämpft hatten, zerbrach; unser Land und seine Menschen waren der Rache und der Willkür der Siegermächte ausgeliefert; aus großen Teilen des deutschen Siedlungsgebietes wurde die dort seit Jahrhunderten lebende Bevölkerung vertrieben, das Land von anderen Völkern in Besitz genommen; unsere Städte waren zerschlagen und verbrannt; unsere Industrieanlagen wurden demontiert und wegtransportiert; im Land herrschte Hunger, Mangel an Wohnraum, an Heizung, Kleidung und allen Dingen des täglichen Bedarfs.

Und dann kamen Millionen Vertriebene aus den deutschen Ostgebieten, zu denen auch wir gehörten. In dieser Not hat sich unser Volk in bewundernswerter Weise bewährt; wir wurden aufgenommen, wir fanden Verständnis und Mitgefühl, wir erhielten Hilfe von Nachbarn und von Behörden; in meinen Augen war die Eingliederung der Vertriebenen in ein zerstörtes, notleidendes Land eine historische Leistung unseres Volkes, größer noch als der danach beginnende Wiederaufbau unseres Landes, der als „deutsches Wirtschaftswunder“ in die Geschichte eingegangen ist.

Vor diesem Hintergrund begann unser Leben in der „neuen Heimat“; dies war für uns ein fremdartiges Land; es gab keine Berge und Täler wie in unserem lieblichen Odertal, das Land hier war flach wie eine Tischplatte; es gab keine heißen Sommertage, und im Winter kaum Schnee und Eis; es wehte immerzu ein scharfer Seewind übers Land und bog die Allee-bäume zur Lee-Seite hin; es gab keinen Wald, wie wir ihn gewohnt waren. Die herbe Schönheit auch dieses Landes hat sich uns erst Jahre später erschlossen.

Wir alle mußten nun nach vorne schauen; ich wollte Bauingenieur werden und mußte dazu das Abiturzeugnis als Nachweis der Hochschulreife erwerben. In Bremerhaven lief ein 'Abiturkurs für Kriegsteilnehmer', Dauer eineinhalb Jahre, von denen allerdings im Oktober 1946 schon 13 Monate um waren; gegen den Rat der Lehrer trat ich in diesen Kurs ein; in den 5 Monaten bis zu den Abiturprüfungen habe ich gelernt, mindestens 12 Stunden am Tag, 7 Tage in der Woche. Es hat geklappt: im Februar 1947 habe ich ein ganz ordentliches Abiturzeugnis erworben.

Nun aber lag der schwierigste Teil meines Ausbildungsweges vor mir: die Zulassung zum Studium an einer Technischen Hochschule. Diese Zulassung erschien damals fast aussichtslos; die Hochschulen waren zerbombt, viele Professoren im Krieg gefallen, die Aufnahmekapazitäten daher gering; und es kamen 1947 viele Kriegsteilnehmer zurück, mehrere Jahrgänge, die alle studieren wollten. Ich packte damals einen Schlafsack in meinen Rucksack (zur Übernachtung in den Bahnhöfen) und reiste an

die Standorte aller 7 deutschen Technischen Hochschulen, um mich persönlich um einen Studienplatz zu bewerben. Es war ein aussichtsloses Unterfangen; zuerst wurden die älteren Kriegsteilnehmer aufgenommen, und ich war ja erst 21 Jahre alt. So begann ich also eine Maurerlehre in Bremerhaven, meine Bewerbungsunterlagen befanden sich derweil in den Bewerbungsstapeln der 7 Hochschulen. Aber ich wußte, daß sie nicht weit oben lagen.

In dieser hoffnungslosen Situation wurde mir unerwartet eine große Hilfe zuteil; mein Odrauer Schulfreund Hermann Woznik war schon früher als ich aus dem Krieg zurückgekehrt und hatte schon vor dem großen Ansturm der Heimkehrer einen Studienplatz für Elektrotechnik an der Technischen Hochschule Karlsruhe bekommen. Er ging nun alle paar Tage zu dem für die Studienzulassung im Fachbereich Bauingenieurwesen zuständigen Professor und erkundigte sich nach dem Stand meiner Bewerbung, nicht ohne einige löbliche Eigenschaften von mir zu erwähnen. Nach einem Jahr hatte er diesen Professor wohl müde gemacht - und ich erhielt eine Studienzulassung für das Wintersemester 1948/49.

Vorher mußte ich noch ein halbes Jahr „Aufbaudienst“ an der Hochschule ableisten. Dieser Dienst bestand im Abräumen des Bauschutts der Bombennächte und im Wiederaufbau der beschädigten Hochschulgebäude; er war damals für alle Hochschulanfänger verpflichtend.

So zog ich denn im Frühjahr 1948 nach Karlsruhe, ausgerüstet mit meinem Schlafsack, einem Kochtopf, einem Teller und einer Zahnbürste, sowie mit einem Sack frohen Mutes und jugendlichen Tatendranges. Im Zimmer meines Freundes Hermann konnte ich zunächst nächtigen. Dann ging es auf Zimmersuche im zerbombten Karlsruhe, einfach so von Haus zu Haus. Nach einigen Tagen erfolgloser Suche bot mir jemand an, auf seinem Dachboden zu nächtigen, im Schlafsack, wenigstens im Trockenen - für einen, der zwei Jahre vorher bei jedem Wetter in einem Erdloch nächtigen mußte, war das ein gar nicht so schlechtes Angebot. Ich suchte weiter, und dann geschah wieder fast ein Wunder: Ich geriet bei meiner Zimmersuche an eine Familie, die fromme Zeugen Jehovas waren. Die Frau, die mir öffnete, wies mich nicht gleich nach meinen ersten Worten ab, sondern blickte mich schweigend an und hörte mir zu; dann ließ sie mich eintreten und bot mir das Zimmer ihrer Tochter an. Hier wohnte ich dann bis zum Abschluß meines Studiums.

Mit dem Beginn meines Studiums 1948 hatte ich wieder „Boden unter den Füßen“, lag meine Zukunft überschaubar vor mir. Natürlich gab es noch Schwierigkeiten; die Vorlesungsräume waren damals buchstäblich bis auf die letzte Fensterbank und den letzten Platz am Fußboden belegt;

ich riß mir aus den Ruinen Tapeten von den Wänden, um auf ihnen meine Vorlesungs-Niederschriften zu fertigen - vor der Währungsreform gab es ja kein Papier zu kaufen; und wir mußten alles mitschreiben, es gab keine Bibliothek, und Bücher hätte ich mir nicht kaufen können, selbst wenn es welche zu kaufen gegeben hätte. (Mit diesen Erfahrungen kann ich die Klagen vieler heutiger Studenten über „unzureichende Studienbedingungen“ nicht ganz ernst nehmen.)

Wir haben aber auch viel Neues und Schönes erlebt; für 90 Pfennig durften wir Studenten in die Staatsoper, ich lernte damals einen Großteil der Opernliteratur kennen; jeden Sonntag Vormittag veranstaltete die Hochschule ein kostenloses Schallplatten-Konzert mit klassischer Musik - es war für mich der Eintritt in die wunderbare Welt der Musik; ein befreundeter Student nahm mich mit in die Felsen bei Baden-Baden, mit dem Fahrrad, und führte mich in die Kunst des Kletterns ein; in den Semesterferien 1949 fuhren wir nach Österreich in den Wilden Kaiser zum Klettern; die Fahrt dahin war eine 4-tägige Fahrradtour, übernachtet wurde irgendwo im Wald im Schlafsack. Für all dies benötigten wir kein Geld, wir hatten auch keines, aber die Karlsruher Mädchen waren uns dennoch herzlich zugetan und wir verlebten eine „goldene“ Studienzeit. Student sein - auch 1948 blühten die Veilchen.

1953 habe ich - mit 27 Jahren - mein Studium beendet. In den folgenden acht Jahren bekleidete ich drei Stellungen in Ingenieurbüros und einem Wasserwirtschaftsamt, bis ich 1961 eine Professur an der Fachhochschule Oldenburg erhielt. Diese Aufgabe erfüllte ich bis zu meiner Verabschiedung in den Ruhestand.

1956 heiratete ich ein munteres Mädchen aus Bremerhaven; wir bauten ein Haus und zogen drei Kinder groß. Sie alle leben mit ihren Familien in der Nähe von Oldenburg. Das enge Zusammenleben mit ihnen und mit unseren sieben Enkeln ist die große Freude in unserem Alter.

Dies war mein Weg nach der Vertreibung; oft gehen meine Gedanken zurück an verschiedene Stationen dieses langen Weges. Und ich denke dann, daß ich eigentlich über alle Fährnisse ganz gut weggekommen bin.

Weiterer Bericht von Helmut Kravagna in den „Erinnerungen an Odrau“:
 Band II: Odrau in meiner Erinnerung - Allerheiligen und Allerseelen in
 Odrau - Heimkehr 1945 - Wieder in Odrau, nach 1990

Alfred Kremel

Wir begannen in einer 'Dienstwohnung dritter Ordnung'

Ich bin einer vom Jahrgang 22, konnte meine Berufsausbildung in Odrau noch beenden und legte die kaufmännische Gehilfenprüfung vor der Handelskammer in Troppau und die Buchhändlerprüfung, Voraussetzung für die Buchhandelskonzession, in Neutitschein und in Reichenberg ab. Noch am Prüfungstag bekam ich ein Stellenangebot, sodaß ich bereits im nächsten Monat Buchhandlungsgehilfe in Reichenberg war. Die Jahre vom Beginn 1941 bis Ende 1946 verbrachte ich beim Arbeitsdienst, bei der Wehrmacht und in russischer Gefangenschaft. Nach zwei Wochen Bahnfahrt konnten wir endlich in Frankfurt/Oder den Entlassungsschein in Empfang nehmen. Aber eine Heimkehr gab es nicht.

Die russische Besatzungszone verließ ich im Frühjahr 1947, nachdem das Rote Kreuz die Anschrift meiner Mutter, die aus der Heimat vertrieben worden war, gefunden hatte. Sie war einem Transport in den Kreis Bruchsal zugeteilt worden. Nun konnte ich sie nach Jahren der Ungewißheit begrüßen, mit ihr auch den kleinen Sohn meines Bruders Karl und die andere Großmutter des Buben. Seine Mutter war im Internierungslager in Odrau gestorben, mein Bruder hat in diesem Buch darüber geschrieben. Wir bewohnten zwei Räume bei einer Witwe und ihrer Tochter. Beide waren freundlich und hilfsbereit. Bald nahm mich ein Nachbar mit in seinen Gesangsverein und zum Theaterspielen. So lernte ich rasch einheimische Leute kennen. Ich fühlte mich wohl in dieser Umgebung.

Sehr schwierig war es, Arbeit zu finden. Für einen Buchhändler konnte ich keinen 'Silberstreifen' erkennen. So betätigte ich mich in verschiedenen anderen Berufen, z.B. auch als Nachtwächter und Eintagskückenverkäufer.

In einem kleinen Dorf in Oberbayern war eine junge Lehrerin angestellt. Sie stammte aus Tschirn bei Wigstadt, wo ihr Vater vor der Vertreibung eine Tischlerei geführt hatte. Ich hatte sie während meines letzten Urlaubs in der Heimat kennen gelernt. Sie war damals Nachbarin meiner Bekannten in Heinzendorf, meinem Geburtsort. Dieser Umstand und ein Zufall fügten es, daß wir nach vierjähriger Unterbrechung unseren Briefwechsel fortführen konnten. Wir besuchten einander, und bald zog auch ich nach Bayern. Hier fand ich Arbeit als Buchhändler in einem Anti-

quariat in München. Fußmarsch, Bahnfahrt und Arbeitszeit summierten sich auf zwölf Stunden täglich. Das Gehalt betrug 100 DM im Monat.

Im Jahr 1950 feierten wir Hochzeit. Meine bisherige Schlafstelle, ein Bett und ein Stuhl, im Hausgang eines Bauernhofes, abgeteilt durch eine Decke, benötigte ich nun nicht mehr. Wir zogen zusammen in die kleine 'Dienstwohnung dritter Ordnung' meiner Frau, insgesamt 12 ½ qm. Der Platz reichte für uns und unsere Habseligkeiten, wir waren ja beide nur mit dem wenigen, das wir auf dem Leibe trugen, nach Deutschland gekommen und besaßen noch nicht viel mehr. Zwei Jahre später konnten wir drei kleine Räume beziehen, zwar ohne Wasserleitung und ohne Ausguß, aber im schönen Oberland gelegen, und es ging aufwärts. Als ich bald eine Anstellung in einer Schreibwarenhandlung fand, waren wir froh.

Unser Verhältnis zu den Einheimischen war auch hier gut. Natürlich reagierten sie unterschiedlich, von Mitleid bis Ablehnung, aber das legte sich bald, vor allem als die ersten 'Mischehen' geschlossen wurden. So verkündete Anfang der fünfziger Jahre ein Bauer, der eine recht dürftige Wohnung zur Verfügung gestellt hatte, ganz stolz: „Mein Flüchtling ist der erste im Dorf, der ein Haus baut!“ Das dauerte dann noch einige Zeit, bis es fertig war, es war das Haus der Eltern meiner Frau.

Meine Frau konnte weiterhin den von ihr geliebten Beruf ausüben. Die Regierung von Oberbayern übernahm die 'außerbayerische Lehrerin'. Im Rahmen der Zweiten Staatsprüfung für das Lehramt verlieh ihr das Erzbischöfliche Ordinariat die Missio Canonica zur Erteilung von Religionsunterricht. Sie wurde Beamtin auf Lebenszeit und blieb es bis zur Versetzung in den Ruhestand 1986. Viele Kinder, Eltern, das Kollegium und der Bürgermeister verabschiedeten sie damals feierlich.

Mein Ziel war ein eigenes Geschäft. Erst 1955 gelang es mir, in der Kreisstadt einen Raum zu mieten. Die Ladenmiete betrug 100 DM. Für den Anfang standen mir 2000 DM zur Verfügung, die Hälfte war geliehen. An der Stelle einer Tür ließ ich ein Schaufenster einbauen, erwarb eine ausrangierte Ladentheke, und mein Schwiegervater fertigte einige Regale. Ich meldete mein Gewerbe an: Bücher, Bürobedarf, Schulartikel, Zeitschriften. Die Lieferanten zeigten sich größtenteils zuvorkommend. Diese aufregende Zeit des Neubeginns hat sich mir in allen Einzelheiten eingepägt. Noch heute weiß ich, wer der erste Kunde war und was er kaufte, welches Buch als erstes bestellt wurde, daß ich für die erste verkaufte Schreibmaschine einen ungedeckten Scheck bekam.

Der neugewählte Bürgermeister der Stadt, selbst literarisch erfolgreich tätig und Begründer unserer Volkshochschule, regte an, eine Kunstausstellung durch eine Buchausstellung zu ergänzen und bei Dichterlesungen

entsprechende Bücher anzubieten. Das war eine wertvolle Hilfe und Werbung. Nach 33 Jahren Selbständigkeit übergab ich schließlich mein Geschäft einem Nachfolger.

Nun hatte ich Zeit, mich mit meiner Frau an unserem Haus mit dem großen Garten zu erfreuen. Manchmal halte ich auch Rückschau auf all die Jahre, in denen viel gearbeitet, wenig erwartet und nicht gejamert wurde. Und ich blicke zurück auf die Jahre der Kindheit und Jugend in der Heimat, wo einem alles so vertraut war, wie es anderswo nicht sein kann. Aber von alleine, ohne Zupacken, wäre auch daheim nichts gewachsen.

Karl Ferdinand Kremel

Neuanfang nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach fast 7 Jahren Krieg und Gefangenschaft wurde ich am 11. September 1946, dem 3. Geburtstag meines kleinen Sohnes, nach Oberhausen bei Bruchsal entlassen. Ich war damals 28 Jahre alt. In Oberhausen waren meine Mutter und meine Schwiegermutter mit meinem Jungen nach der Vertreibung aus unserer Heimat in zwei kleinen Zimmern untergebracht. Es war ein trauriges Wiedersehen nach 3 Jahren. Meine Frau war in Odrau zu Zwangsarbeit bestimmt worden und dabei im August 1945 gestorben. Sie wurde nur 26 Jahre alt. Mein Sohn hatte nun keine Mutter mehr. Ich bin dankbar, daß seine beiden Großmütter sich in dieser schweren Zeit seiner angenommen hatten. Ein Glück, daß wir alle gesund waren.

Nach 3 Wochen fand ich in einer Drechslerei in Karlsruhe-Durlach Arbeit. Da ich aber in dieser Werkstatt keine Zukunft für mich sah, schrieb ich meinem früheren Chef in Oldenburg, in dessen Betrieb ich 1939 bis zu meiner Einberufung zur Marineartillerie 1940 gearbeitet hatte. Umgehend bot er mir einen Meisterposten an, der Betrieb hatte sich in der Zwischenzeit stark vergrößert. Ich nahm diese Stelle noch im November 1946 gerne an. Endlich konnte ich wieder in meinem Beruf arbeiten, der mir ein Leben lang Freude gemacht hat. Den Umgang mit Lebensmittelmarken mußte ich allerdings erst lernen, aber damals gab es sehr viele Hungerkünstler, so auch mich.

Ein Meisterposten ohne Meisterprüfung war kein Zustand, weshalb ich die Prüfung 1947 mit gutem Erfolg ablegte. Die Arbeit in diesem Betrieb war vielseitig. Wir stellten Binsensitzmöbel und Beleuchtungskörper her sowie Sonderanfertigungen für Architekten und Schreiner. Auch ein Laden war vorhanden, so daß viele Artikel verkauft wurden, vor allem kunstgewerbliche Sachen, an denen ich besonders interessiert war. Ich hatte große Freiheit und konnte meine Ideen umsetzen.

Mein Traum war aber immer eine eigene Werkstatt. Da kam mir der Zufall zu Hilfe. Wir bekamen einen Lehrling, der mir erzählte, daß sie daheim auch eine Drechslerei besitzen, die aber seit der Einberufung seines Vaters 1939 still stehe, da sein Vater leider vermißt sei. Seine Mutter war nach der Währungsreform 1948 bereit, mir die Werkstatt zu verpachten. Wir trafen Abmachungen für den Fall, daß der Vermißte heimkehren würde, und für die Zeit, wenn der damalige Lehrling soweit wäre, daß er die Werkstatt selbst übernehmen könne. Somit stand fest, daß ich nur eine begrenzte Zeit hatte, aber das bedrückte mich damals noch nicht. Mein Chef hatte für mein Vorhaben Verständnis. Er war Innungsoberrmeister und fühlte sich auch für die Familie des Vermißten verantwortlich.

So übernahm ich am 1. September 1948 die Drechslerei Hobbensiefken in Rastede, 14 km nördlich von der Stadt Oldenburg. Ich ahnte nicht, welche Schwierigkeiten mich erwarteten. Die Werkstatt hatte 9 Jahre stillgestanden, es gab keine Kunden, für Werbung hatte ich kein Geld - nun war guter Rat teuer. Ich war wohl zu optimistisch gewesen. Das wenige Geld, das ich seit der Währungsreform gespart hatte, reichte gerade für die erste Pacht und das Allernötigste, um die wenigen Maschinen zum Laufen zu bringen.

Inzwischen hatte ich wieder geheiratet und meinen Sohn zu mir nach Rastede geholt. 1949 wurde uns eine Tochter geboren. Mit meiner zweiten Frau, einer Karlsruherin, hatte ich zuvor fast 6 Jahre lang als Soldat einen Briefwechsel - unbekannterweise, wie das damals oft vorkam. Es war ein schöner Meinungsaustausch, an dem auch Leute meiner Geschützbedienung teilnahmen. Wir korrespondierten wie Bruder und Schwester miteinander, ohne zu ahnen, daß wir uns jemals sehen würden. Sie war es auch, die es in der chaotischen Situation nach dem Krieg fertigbrachte, den ersten Kontakt zu meiner Mutter in Odrau zu knüpfen. In den „Erinnerungen an Odrau“ habe ich mehr darüber berichtet.

Nun stand ich also in meiner Werkstatt und überlegte, wie es weitergehen sollte. Zu meiner Freude kam ein Architekt, der erfahren hatte, daß die Drechslerei Hobbensiefken wieder arbeitete. Er legte mir Zeichnungen von Decken- und Wandlampen für ein Gasthaus vor, recht aufwendige

Arbeit in Eiche. Auf seine Frage, ob ich so das machen könnte, antwortete ich selbstverständlich mit 'ja'. Da aber die Gaststätte in 10 Tagen eröffnet werden sollte, meinte er, ich könnte das unmöglich alleine schaffen. Jetzt mogelte ich und gab vor, ich hätte noch zwei Mann, die zur Zeit außerhalb arbeiten würden. Ich bekam den Auftrag. Tag und Nacht arbeitete ich. Ich weiß heute noch nicht, wie ich das damals geschafft habe.

Am Eröffnungstag nachmittags um 16 Uhr waren alle Lampen an Ort und Stelle und funktionierten. Gastwirt und Architekt waren zufrieden. Da lud mich der Wirt zur Eröffnung am Abend ein. Jetzt mußte ich Farbe bekennen und zugeben, daß ich keine Helfer hatte und alles alleine machen mußte. Ich bat um Verständnis, nicht kommen zu können, da ich total übermüdet war. Beide zeigten Verständnis und akzeptierten meine Absage.

Diese Arbeit hat für sich geworben. Im Laufe der Zeit habe ich noch für viele Gaststätten Lampen und auch Stühle und Bänke angefertigt. Es ging aufwärts, wenn auch langsam. So oft es meine Zeit erlaubte, machte ich kunsthandwerkliche Arbeiten und stellte sie in einem gemieteten Schaukasten aus. Durch sogenannte Flüsterpropaganda wurde unser Kundenkreis immer größer, an Arbeit mangelte es nicht mehr. Unsere prominenteste Kundin war Ihre königliche Hoheit, die Erbgroßherzogin von Oldenburg. Für das Eisenbahnausbesserungswerk Oldenburg bekam ich soviel Arbeit, daß meine Werkstatt, in der wir inzwischen zu fünf arbeiteten, zu klein wurde. Ich mußte noch 4 Leute einstellen und in 2 Schichten arbeiten, was meine eigene Arbeitszeit fast verdoppelte. Nach und nach konnte ich mir auch eigene Maschinen anschaffen, somit rationeller arbeiten.

Zu einem Handwerksbetrieb gehört nicht nur die Arbeit in der Werkstatt, sondern auch viel Büroarbeit. Diese übernahm meine Frau. Sie besaß schulische Vorkenntnisse und erledigte das hervorragend. So praktizierten wir eine ausgezeichnete Arbeitsteilung und ich konnte mich vollkommen der Werkstatt widmen.

Langsam nahte der Zeitpunkt, an dem der einstige Lehrling an die Übernahme der väterlichen Werkstatt dachte. Nach langer Suche hatte die Mutter meiner Frau die rettende Lösung: In Karlsruhe-Bulach war ein Gebäude mit Grundstück auf Rentenbasis zu haben. Wir griffen sofort zu. Im Juni 1956 verließen wir Rastede, mit einem Waggon voll Maschinen, Holz und Hausrat, und fingen noch einmal neu an. Da der Aufbau der Maschinen bis ins Kleinste vorgeplant war, konnte ich nach 3 Wochen mit der Produktion beginnen. Drei Gesellen sind mit mir übersiedelt - es ging wieder los. Ein Großhändler aus Hamburg war mein erster Kunde. Das Geschäft hat sich recht gut entwickelt. Bei der knappen Kalkulation für den Großhandel blieb aber der Gewinn klein.

Nachdem ich eine neue Kollektion kunsthandwerklicher Gebrauchsgegenstände entworfen hatte, fand ich einen tüchtigen Handelsvertreter, der unsere Erzeugnisse den besten Fachgeschäften in ganz Deutschland erfolgreich anbot. Wir stellten auf den Internationalen Frühjahrs- und Herbstmessen in Frankfurt aus und hatten auch damit Erfolg.

Bald mußten wir neue Mitarbeiter einstellen und unsere Werkstatt wurde zu klein. Verhandlungen um ein neues Grundstück zogen sich über Jahre hin, bis wir endlich bauen und 1970 umziehen konnten. Jetzt hatten wir Platz genug, unsere Belegschaft wuchs auf 14 Leute. Unsere Mühe wurde belohnt: Im Laufe der Jahre habe ich auch Lehrlinge ausgebildet. Einer von ihnen wurde erster, ein anderer zweiter Bundessieger. Und auf der Leistungsschau des Baden-Württembergischen Bundes der Kunsthandwerker erhielt ich 1974 einen ersten Preis. 1987 überreichte mir der Bundesinnungsmeister den Ehrenbrief des Deutschen Drechslerhandwerks. Ich konnte viele Ausstellungen im In- und Ausland beschicken. Das war die beste Werbung für meine Arbeiten, die auch von Museen und Sammlern gekauft wurden. Wir freuten uns über diesen Erfolg.

Als ich die Altersgrenze erreichte, überschrieben wir 1981 den Betrieb mit allem Drum und Dran an unseren Sohn. Erst jetzt konnte ich in Ruhe und ohne Druck kleine Dinge fertigen, für die mir früher keine Zeit geblieben war. Damit bin ich nun rundum zufrieden.

Unser Betrieb ist jetzt in guten Händen. Unser Sohn hat seine Gesellenprüfung als zweiter Bundessieger abgelegt und nach einem Studium an der Werkkunstschule in Hildesheim auch die Meisterprüfung mit gutem Erfolg bestanden. Auch seine beiden Söhne gehen in die gleiche Richtung, einer ist Drechslermeister, der andere Schreinermeister. Und unsere Tochter ist in der Verwaltung beim Naturschutz tätig. Sie hat zwei Töchter, die ihren Weg gefunden haben. Es geht also weiter in unserer Familie.

In der Weißkirchnerstraße in Odrau hatte ich einst bei meinem Stiefvater Carl Unger das Handwerk 'Drechsler und Pfeifenschneider' erlernt. Durch Krieg und Vertreibung war mir dieser Weg in der Heimat versperrt. Meine solide Ausbildung daheim aber bildete die beste Grundlage für meinen weiteren Weg. So konnte ich nach der Katastrophe des Krieges und trotz des Verlustes der Heimat und des gesamten persönlichen Umfeldes gemeinsam mit meiner Frau manches leisten und aufbauen, auf das ich heute zufrieden zurückblicke.

Weiterer Bericht von Karl Kremel in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band II: Besuch in Odrau nach dreißig Jahren

Michael Kudlich

Die Kudlich - Familie

Die schönsten Tage meiner Kindheit habe ich in Odrau verbracht. Zwar wohnten wir damals in meiner Geburtsstadt Troppau, aber meine Mutter Ilse Kudlich geborene Waschka war Odrauerin. Sie war die Tochter von Wilhelm Waschka, dem letzten deutschen Besitzer der Seidenfabrik 'Sebastian Waschka & Söhne' in Odrau. Oft und gerne verbrachten wir daher unsere Ferien in ihrer Heimatstadt und besuchten die Familien meiner Großeltern Waschka und Gerlich.

Hier war ich besonders glücklich. Ich liebte die Hunde und Pferde in der Fabrik, fing Elritzen in der Oder, plattelte mit Steinen an der Teichmühle, holte Kohle aus Zauchtel mit dem Kutscher und suchte Osternester im Garten - frei und von den Großeltern verwöhnt konnte ich meinem Tatenrang folgen.

Meine Mutter hatte 1930 meinen Vater, den Troppauer Rechtsanwalt Dr. Reinhart Kudlich, geheiratet. Ein Jahr später kam ich als Ältester von 4 Geschwistern zur Welt. Von meinem Vater hatte ich nur wenige Jahre etwas. Er war sehr beschäftigt in seinem Beruf, trat mehrmals als Verteidiger in den politischen Prozessen im Rahmen der deutsch-tschechischen Auseinandersetzungen auf, wurde 1938 zum Bürgermeister von Troppau gewählt, bald darauf verhaftet und verschleppt, im Oktober 1938 nach der Besetzung des Sudetenlandes durch deutsche Truppen wieder in sein Amt als Bürgermeister eingesetzt. Nach Ausbruch des Krieges mußte er zu Militär. 1943 fiel er an der Ostfront. Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich nach Hause gerufen wurde und meine Mutter mir weinend den Tod meines Vaters mitteilte.

Schon der Vater meines Vaters, Walter Kudlich (1857 - 1930), war von 1908 bis 1919 Bürgermeister von Troppau gewesen. Nach Gründung der CSSR wurde er seines Amtes enthoben. Zdenek Mateiciuc aus Odrau, ein Freund der Familien Kudlich, Waschka und Gerlich, hat mir Dokumente aus jener Zeit besorgt. Mateiciuc betreibt heute die ehemalige Waschka-Fabrik und hat den Namen Waschka im Firmennamen beibehalten; auch seine Spielzeugfirma ist Fa. Gerlich genannt, im Andenken an die vormaligen Odrauer Fabrikbesitzer. Ich zitiere aus einem der von ihm besorgten Briefe, die meinen Großvater in Verbindung zu Odrau bringen: „An die

sehr ehrenwerte Stadtverwaltung von Odrau. Nachdem meine Wahl zum Bürgermeister der Stadt Troppau die allerhöchste Bestätigung erhalten, erlaube ich mir nunmehr für die freundlichen ehrenden Glückwünsche anlässlich meiner Wahl den tiefgefühltesten Dank zu sagen. Es wird mein aufrichtiges Bestreben sein die freundschaftlichen Beziehungen, welche seit jeher zwischen unseren Städten bestanden, zu pflegen und auszubilden im ausgesprochenen Interesse beider Städte.... 13. April 1904.“ Verständlich bei dieser Atmosphäre, daß er später mit der Würde eines Ehrenbürgers der Stadt Odrau geehrt wurde.

Am Ende des Krieges erlitten auch wir das typische Schicksal der Sudetendeutschen: Flucht vor der Roten Armee zu meinem Onkel nach Karlsbad, ich ging verloren und mußte mich allein dahin durchschlagen, dann Besetzung durch amerikanisch, später durch russischen Soldaten, schließlich kamen die Tschechen und übten ihre Herrschaft in der bekannten Weise aus. Als wir ins Internierungslager sollten, flohen wir erneut und schlugen uns in mehrtägigen entbehrungsreichen Fußmärschen zur bayerischen Grenze durch. Wir hatten Glück, mit Hilfe eines Schmugglers erreichten wir deutschen Boden. Im Rückblick kann ich meine Mutter und meine Tanten nur bewundern, wie sie diese unbeschreiblichen Strapazen mit mehreren kleinen Kindern bewältigten!

In Bayern wollte ich nicht mehr zur Schule gehen, ich hatte genug von Griechisch und Latein. Meine Liebe zur Natur und zu Tieren zog mich zur Arbeit auf Gutsbetrieben und zu einer Landwirtschaftslehre. Danach absolvierte ich eine Fachhochschule und war in den folgenden Jahren in verschiedene Positionen in Landwirtschaftlichen Genossenschaften tätig. Gemeinsam mit meiner Frau Brigitte baute ich mit viel Mühe und zum großen Teil eigenhändig ein eigenes Haus in Ebern bei Bamberg, das wir 1960 bezogen und bis heute bewohnen. Mit unseren drei Kindern und unseren Enkeln bilden wir eine große und zufriedene Familie.

Mein Vater stammte aus einer bekannten Familie aus Lobenstein, einem Ort zwischen Troppau und Jägerndorf im damaligen Österreichisch-Schlesien. Das berühmteste Familienmitglied war sein Großonkel Hans Kudlich, allgemein als der 'Bauernbefreier Kudlich' bekannt. Dieser war das jüngste von 8 Kindern eines robotpflichtigen Bauern. Er besuchte das Troppauer Gymnasium, in dem zur gleichen Zeit auch der spätere Entdecker der Vererbungslehre Johann Gregor Mendel zur Schule ging. Danach studierte er in Wien Rechtswissenschaften.

Dort geriet er in die aktive Politik und wurde 1848 mit 25 Jahren in den österreichischen Reichstag gewählt. Als jüngster Abgeordneter stellte er am 24.7.1848 den Antrag zur Bauernbefreiung: „ . . . Von nun an ist das

Untertänigkeitsverhältnis samt allen daraus entsprungenen Rechten und Pflichten aufgehoben. . . .“ Der Antrag wurde mit großer Begeisterung einstimmig angenommen. Sein älterer Bruder Josef Hermann Kudlich war übrigens im gleichen Jahr als österreichischen Abgeordneter in die erste Deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche in Frankfurt/Main entsandt worden. Eine Erinnerungstafel trägt dort auch seinen Namen.

Nach dem Zusammenbruch der Revolution 1848 mußte Hans Kudlich fliehen. Er ging nach der Schweiz und studierte in Zürich Medizin. Zweimal wurde er in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Ich zitiere aus der mir vorliegenden Niederschrift der Minister-Conferenz über den Vortrag des Justizministers am 7. Juni 1854:

„.... Der gewesenen Reichstagsdeputierte Hans Kudlich ist schon im Jahre 1849 vor dem Wiener Kriminalgericht wegen seiner Beteiligung an der Revolution im Jahre 1848 des Hochverraths beanzeigt erklärt worden, entzog sich jedoch der Verhaftung

.... durch die Flucht Das Landgericht in Wien hat ihn hierauf des Verbrechens des Hochverrathes schuldig erkannt und nach Anordnung des Gesetzes zum Tode verurteilt“ Der Kaiser unterschrieb:

„Ich nehme das vom Landgericht in Wien wider den flüchtigen Johann Kudlich wegen des Verbrechens des Hochverrathes in Contumaciam gefällte Todesurtheil zur Kenntnis.... Franz Josef, Laxenburg, den 16. Juni 1854.“

Hans Kudlich wanderte mit seiner Frau Luise Vogt in die USA aus. Viele Jahre wirkte er als Arzt in Hoboken bei New York. Nach Aufhebung seiner Todesstrafe 1867 besuchte er wiederholt seine Heimat. Er starb 1917 im Alter von 94 Jahren in Amerika. Seinem Wunsch entsprechend wurde seine Urne und die seiner Frau 1925 in die Hans-Kudlich-Warte in Lobenstein überführt.



Die Kudlich-Familie ist heute in alle Winde verstreut. Durch die Vertreibung der Sudetendeutschen lebt kein Familienmitglied mehr in unserer Heimat. Dennoch haben wir wieder zusammengefunden. Wiederholt gab es in den letzten Jahren Familientreffen, die von mehr als 200 Familienmitgliedern besucht wurden. Die meisten kamen aus Deutschland, eine große Gruppe auch aus den USA. Im Mittelpunkt unserer Familiengeschichte steht nach wie vor jener Bauernbefreier Hans Kudlich, dessen Rede am 8. August 1848 vor dem Wiener Reichstag bis heute beeindruckt:

„Der freie Mann allein kann der Wächter der Freiheit sein, und deswegen müßt ihr den Bauern frei machen.“ Diese seine Forderung ist bis heute unvergessen.

Walther Mann

Mein Weg in der neuen Heimat begann in Heidelberg

Ende Juni 1946 kamen wir mit dem 3. Transport aus Odrau in Heidelberg an, 1200 Personen in 40 Viehwaggonen, ohne jede Vorstellung, wie das Leben nun weitergehen sollte. Natürlich waren wir erschüttert, daß wir unsere Heimat hatten verlassen müssen, gleichzeitig aber auch erleichtert, daß wir das schreckliche Jahr unter tschechischer Herrschaft überstanden hatten. Nun hofften wir auf ein Leben in Freiheit unter menschlichen Bedingungen.

Es war fast ein Wunder: Unsere Familie war nach einem Jahr Trennung wieder vereint. Meinen Vater hatten die Tschechen das ganze Jahr über eingesperrt, mal im Odrauer Internierungslager, mal im Ortsgefängnis, dann im Bezirksgefängnis in Troppau. Auch meine Mutter war während dieses Jahres im Lager interniert. Meine 15-jährige Schwester Gerlinde hatten sie vom Internierungslager aus zur Zwangsarbeit ins Ostrauer Kohlrevier verschleppt. Nun aber konnten wir unseren Weg gemeinsam gehen. Wir empfanden es fast als Wunder.

Wahrscheinlich verdankten wir diesen Umstand der Menschlichkeit amerikanischer Offiziere. Wie ich heute weiß, schickten sie wiederholt Familien, die nicht vollständig waren, weil Angehörige nicht freigelassen worden waren, an der deutsch-tschechischen Grenze wieder zurück. Dies wollten die Tschechen wohl vermeiden, so daß sie Familien beisammen ließen und gemeinsam abtransportierten.

Heidelberg blieb im Krieg verschont, war aber völlig überfüllt, es gab kaum Platz für uns. Vorerst kamen wir in das Auffanglager in der Heidelberger Wilckensschule, danach in ein Massenlager im Schankraum des Gasthauses 'Zur Lokomotive'. Zusammen mit 30 Odrauern lagen wir eng nebeneinander auf amerikanischen Feldbetten, während der rege Schankbetrieb weiterging. Mittags gab es einen Schöpflöffel Suppe beim Roten Kreuz in der Bienengasse. Nach einigen Wochen wurden wir in zwei beschlagnahmte Zimmer mit Küchenbenutzung in einem Altbau eingewiesen. Wir waren glücklich, wieder in eigenen Räumen zu wohnen.

Meine Eltern waren sehr besorgt um unsere Schulbildung. Während des Krieges hatten meine Schwester und ich als Fahrschüler das Gymnasium in Neutitschein besucht. Danach unter tschechischer Herrschaft war Schulbesuch für uns Deutsche verboten. In Heidelberg fragten meine Eltern noch vom Viehwaggon aus nach Schulen. Wir wurden ohne Schwierigkeiten aufgenommen. Unsere Schule daheim war wohl gut gewesen, denn trotz der Zwangspause fanden wir rasch Anschluß. Wir hatten keine Schulbücher und nur Schmierzettel statt Schulhefte. Hausaufgaben schrieben wir, auf dem Feldbett hockend, auf den Knien in all dem Rummel des Schankbetriebs - trotzdem: es ging wieder aufwärts. Später konnte ich gar eine Klasse überspringen und so das verlorene Jahr aufholen.

Mein Vater hatte Arbeit als Angestellter in einem Baugeschäft gefunden. Sein Verdienst war wenig wert, es gab nicht viel, und das wenige nur auf Bezugschein. Die Lebensmittelkarten reichten nicht um satt zu werden. Wir hatten fast immer Hunger. Oft ging ich mit meinem Freund August Schmied in den Wald, um Beeren, Buchecker und Brennholz zu sammeln. Später wurde es besser, als wir täglich in der Schulpause „Schulspeisung“ erhielten, ein Geschenk der Amerikaner. Ich erinnere mich dankbar daran. Mit der Währungsreform 1948 änderte sich alles fast über Nacht; Arbeit lohnte wieder, Geld hatte wieder Wert. In meiner Freizeit gab ich oft Nachhilfe-Unterricht, um eigenes Geld zu verdienen. 1950 schloß ich die Schule mit dem Abitur ab. Bereits im Jahr zuvor hatte meine Schwester ihr Abitur mit bestem Erfolg bestanden und studierte nun Zahnmedizin.

6 Wochen nach der Währungsreform gründete mein Vater, inzwischen 57 Jahre alt, noch einmal ein eigenes Baugeschäft - bei unserer Armut und

Fremdheit im allgemeinen Umbruch eine bewundernswerte Leistung. Wie in unserer Heimat, in der er sich aus eigener Kraft zum Baumeister hochgearbeitet hatte, wollte er auch in der neuen Heimat selbständig arbeiten. Seine Eltern hatten für ihn, ihr 10. Kind, das damals übliche Lehrgeld aufgebracht und ihm eine Maurer- und Zimmererlehre ermöglicht. Erst kürzlich brachte mir Zdenek Mateiciuc, ein menschlich denkender und handelnder Tscheche aus Odrau, den Gesellenbrief meines Vaters aus dem Jahr 1908, auf den er durch Zufall gestoßen war.

Nach der Gesellenprüfung hatte sich mein Vater neben seiner täglichen Arbeit durch Fernstudium fortgebildet. Oft erzählte er mir, wie morgens die Bettlampe noch brannte, weil er vor Erschöpfung über seinen Büchern eingeschlafen war. Dann besuchte er die Staatsgewerbeschule in Brünn und nahm danach eine Stellung als Bautechniker in einem Baugeschäft am Semmering in Österreich an. Nach dem ersten Weltkrieg, aus dem er mit Orden dekoriert und zweimal schwer verwundet zurückkehrte, ging er erneut nach Österreich und legte die Baumeisterprüfung ab. Mitte der 20er Jahre erwarb er das Baugeschäft seines Lehrherrn in Odrau. Hier errichtete er mit seinen Mitarbeitern viele Bauwerke, u.a. die nördliche Hälfte der neuen Volks- und Bürgerschule in Odrau. 1945 war sein mit viel Einsatz und Tüchtigkeit aufgebautes Lebenswerk zerstört; ersatzlos übernahm ein zugezogener Tscheche das Baugeschäft, wir wurden vertrieben.

Nun ein neuer Anfang in Heidelberg. Mit größter Mühe baute mein Vater wieder, kämpfte um Aufträge, kratzte das Geld für die wöchentliche Lohnzahlung zusammen, gönnte sich selbst fast nichts und investierte jeden Pfennig in neue Maschinen. Meine Mutter machte, wie daheim, Bürodienst und Buchhaltung, während mein Vater unterwegs war.

Auch ich half, so gut ich konnte. Vormittags ging ich zur Schule, nachmittags auf die Baustelle, und oft arbeiteten wir noch nach Feierabend weiter. Auch später als Student wurde ich häufig zu Hilfe gerufen. War ein Dachstuhl aufzuschlagen, balancierte ich auf der Firstpfette und nagelte die Sparren an. Zur Belohnung durfte ich beim Richtfest den Richtbaum tragen und den Richtspruch auf das Wohl des Bauherrn sprechen.

Es war eine Zeit härtester Arbeit, die man heute kaum beschreiben kann, aber auch eine Zeit voller Befriedigung, wenn eine Leistung erbracht war. Auch heute noch kann ich meine Eltern nur bewundern, wie sie in fortgeschrittenem Alter aus dem Nichts heraus noch einmal begannen und ihrem Leben nach Enteignung und Vertreibung einen neuen Sinn gaben.

Die Lage im völlig zerstörten Deutschland und meine Erfahrung am Bau legten nahe, daß ich einen Bauberuf ergreifen wollte. Bereits wenige Wochen nach dem Abitur war ich zur Gesellenprüfung als Zimmermann

zugelassen worden, da ich genügend praktische Arbeit nachweisen konnte. 1950 begann ich das Studium des Bauingenieurwesens an der Technischen Hochschule Darmstadt. Das Studium begeisterte mich, das Angebot an allgemeinbildenden und speziellen Fächern, auch das Engagement und Vorbild unserer Professoren. Die äußeren Umstände waren schwierig, da die Hochschule und die Stadt durch Bombardierung zu $\frac{3}{4}$ zerstört waren.

Meine Studienzeit war stark geprägt von finanziellen Sorgen. Es gab aber auch Hilfen, bei entsprechender Leistung, nicht im Gießkannenprinzip. In den Grundlagenfächern wurden am Semesterende spezielle Klausuren, sogenannte Fleißprüfungen, angeboten. Hatte man zwei von ihnen mit gutem Erfolg bestanden, konnte das damals noch übliche Studiengeld teilweise erlassen werden. Mit ihnen konnte man sich auch um einen kleinen Zuschuß aus dem Lastenausgleich für Vertriebene bewerben.

In der vorlesungsfreien Zeit arbeitete ich, wie viele meiner Kommilitonen, als Zimmermann auf Baustellen, um das nächste Semester zu finanzieren. Meine Lage besserte sich nach dem Vorexamen, als ich eine Stelle als Hilfsassistent am Lehrstuhl für Mathematik erhielt und außerdem in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen wurde. 1956 schloß ich mein Studium mit dem Diplom ab. Eine Last fiel von mir, ich hatte es geschafft! Von da ab standen mir alle Wege eines Bauingenieurs offen.

Mein Vater war sicher enttäuscht, daß ich sein mühsam aufgebautes Baugeschäft nicht übernehmen wollte, aber er verstand, daß der Ingenieurbau mich mehr anzog. Es folgte die Zeit als Assistent am Institut für Massivbau, die Promotion über ein Thema der Schalentheorie, dann meine Tätigkeit in der damals größten deutschen Baufirma, der Philipp Holzmann AG in Frankfurt. Viele interessante Projekte kamen da auf mich zu, sowohl als Konstrukteur als auch als Bauleiter! Brücken, Hallen, Schalen, Kohle- und Atomkraftwerke, die Jahrhunderthalle in Höchst, das NW-Zentrum in Frankfurt, die Messehallen, Terminal I und Wartungshallen am Frankfurter Flughafen, um einige Bauwerke zu nennen. Es war eine anstrengende, aber großartige Zeit, es war die Zeit des Wirtschaftswunders und des Wiederaufbaues nach dem Krieg. Fast gleichzeitig mit der Prokura unserer Firma erhielt ich 1967 einen Ruf auf den Lehrstuhl für Statik der Hochbaukonstruktionen an der TH Darmstadt. Ich entschied mich dafür und wurde Hochschullehrer. Diese Entscheidung war richtig, wie ich heute weiß.

Lehre und Forschung waren nun meine Aufgaben. Da mein Fach zu den angewandten Wissenschaften zählt, gehörte auch die Anwendung in der Praxis dazu. Drei Jahrzehnte lang war ich als Prüflingenieur für Baustatik und als Gutachter tätig und für die Standsicherheit von vielen Bauwerken mitverantwortlich. Meine Arbeit bereitete mir Freude. Die Lehre lag mir,

das Vermitteln der statischen Zusammenhänge in Konstruktionen, die anschauliche Darstellung abstrakter Formeln. Ich baute eine Sammlung von statischen Anschauungsmodellen auf, die im In- und Ausland Beachtung und Nachahmung fand. In der Forschung widmete ich mich Problemen des Betonbaus, später des Mauerwerkbaus. Auf dieser Grundlage wirkte ich in nationalen und internationalen Ausschüssen mit, in denen Bau-Normen beraten wurden, z.B. DIN- und ISO-Normen, später die neuen Europäischen Normen, die Euro-Codes. Das brachte mit sich, daß ich unsere Forschungsergebnisse und Vorstellungen auf vielen nationalen und internationalen Sitzungen und Kongressen vorzutragen und zu vertreten hatten - dies kam meiner Reiselust sehr entgegen.

Meiner Frau, einer Mannheimerin, verdanke ich, daß ich mich so stark meinem Beruf widmen konnte. Sie schuf mir ein familiäres Umfeld, in dem ich mich wohl fühlen und Kraft schöpfen kann. Obwohl sie selbst mehr musisch orientiert ist, brachte sie Verständnis für meine Arbeit auf. Im vergangenen Jahr feierten wir unsere Goldene Hochzeit. Dieses Fest stand ganz im Zeichen von Dankbarkeit. Wir wissen, was es bedeutet, daß wir diesen Tag gemeinsam begehen durften, daß unsere vier Kinder liebenswerte und tüchtige Menschen geworden sind und daß wir das Heranwachsen unserer sieben Enkel erleben können.

Denke ich zurück an unsere geradezu aussichtslose Lage in Odrau nach dem Krieg, an die Orientierungslosigkeit nach der Vertreibung, an die Schwierigkeiten der ersten Schritte in der neuen Heimat, dann wird mir bewußt, daß alles hätte auch sehr anders kommen können. Ich habe allen Grund, dankbar zu sein.

Weitere Berichte von Walther Mann in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Die deutsche Wehrmacht rückt 1938 in Odrau ein
 Mit Fahrtenmesser und Koppelschloß
 Als Fahrschüler ins Gymnasium nach Neutitschein
 Vor dem Massaker in Prerau
 Außerhalb des Internierungslagers in Odrau
 „Nemci ven! - Deutsche raus!“
 Mendels Manuskript

Band II: Dreimal Heiligabend: 1944, 1945 und 1946
 Denkschrift für den Turmknopf der neuen Schule in Odrau
 Gedenken an die Ankunft der Odrauer 1946 in Heidelberg

Vinzenz Mathan

Ein Pohorscher Weg nach der Vertreibung

Als Häuslerkind 1928 in Pohorsch geboren, erlebten ich und mein um vier Jahre jüngerer Bruder für die damaligen Verhältnisse eine sehr schöne Jugend. Weil wir der Mutter in der Landwirtschaft etwas helfen mußten, würde man heute sicher sagen: Es war stressig. Wir aber genossen das Leben und die Freiheit auf einem Kleinbauernhof und halfen unserer Mutter gerne. Mein Vater war Maurer und an vielen Baustellen nah und fern im Einsatz. Während seiner Abwesenheit führte meine Mutter, wie das bei uns üblich war, unseren Hof.

Nach drei Jahren Bürgerschule in Odrau wollte ich nicht mehr weiter in die Schule gehen. Auch Herr Direktor Böhm konnte mich nicht dazu überreden. So begann ich eine Lehre als Dreher, weil mir dieser Beruf imponierte. Ich habe es niemals bereut.

Nach zwei Jahren Lehre bekam ich im November 1944 die Einberufung ins Reichsausbildungslager und später zum Arbeitsdienst. Ich war damals 16 Jahre alt. Wir wurden im Egerland eingesetzt und kamen dort in amerikanische Gefangenschaft. Zum Glück entließen sie mich schon im August 1945 auf deutschem Boden in der Nähe von Hof in Bayern.

Alle Landser wollten so schnell wie möglich nach Hause, auch ich, aber die Situation in diesem Dreiländereck machte dies unmöglich. Wir hatten auch keine Ahnung, wie es daheim war. Ich konnte nur einen Brief nach Hause schicken, unter fremdem Absender, unauffällig. Der Brief kam an. Ich danke noch heute der Frau, die dieses Lebenszeichen aus der Gemeindeganzlei schmuggelte und meiner Mutter brachte. Ich wurde Knecht bei einem Bauern in Walpertskirchen bei Erding. Daheim auf unserem Hof hatte ich etwas Landwirtschaft gelernt, das kam mir jetzt zugute.

Meine Eltern fand ich nach deren Vertreibung über das Rote Kreuz. In der Heimat war es ihnen schlecht ergangen, mein Vater war eingesperrt und zur Zwangsarbeit in die Kohlegruben verschleppt worden. Jetzt hatte es sie nach Kempten verschlagen. Ich besuchte meine Eltern sofort und fand meine Mutter im Krankenhaus, schwer herzkrank, bereits mit den Sterbesakramenten versehen. Ihre Augen leuchteten, als sie mich erkannte. Das gab ihr Auftrieb, und bald konnte sie entlassen werden.

Ich zog zu meinen Angehörigen nach Kempten. Sie lebten in einer Einzimmerwohnung. Mein Vater fand bald wieder Arbeit als Maurer, hatte aber täglich lange Wege zu seinen Arbeitsstellen. Mein Bruder war bei einem Gärtner angestellt und machte später eine Lehre als Möbelschreiner. Ich fand meinen Lehrmeister aus Freiberg wieder: Also nichts wie hin zu seiner Firma Allgäuer Maschinenbau, nochmals 6 Monate Lehre, dann die Gesellenprüfung in Augsburg.

1950, bevor das Wirtschaftswunder begann, mußten wir Kurzarbeit machen. Also noch weniger Geld. Ich brauchte aber etwas zum Leben, durch die Vertreibung hatten wir keine Reserven. So wechselte ich zu einer kleineren Firma mit 50 - 60 Mann Belegschaft. Der Betrieb war eine lohnverarbeitende Firma mit allen spanabhebenden Bearbeitungen. 41 Jahre hindurch wurde diese Firma zu meinem zweiten Zuhause. 1955-57 absolvierte ich nach meiner Arbeitszeit von 10 bis 12 Stunden noch ein Heimstudium des Christiani-Fernkurses, und 1959-61 fuhr ich jeden Samstag nach Augsburg zu einem Industriemeister-Lehrgang. So bemühte ich mich um Qualifikation. 1961 schließlich wechselte ich von der Drehbank ins Büro und wurde zuständig für die Arbeitsvorbereitung. Als später unser Betriebsleiter ausschied, wurde mir dieser verantwortungsvolle Posten übertragen.

Im Lauf der Jahre hatten wir uns zur Zulieferfirma der Heizungsbranche entwickelt. Wir fertigten Getriebe, Gasklappen, Düsengestänge und vieles mehr. Eine unserer Stärken war die Herstellung von Flammenrohren aus hoch-hitzebeständigem Stahl. Wir lieferten nach halb Westeuropa und fürchteten keine Konkurrenz. Ich ließ fertigen nach dem Prinzip: Qualität vor Quantität. Liefertermine, Einkauf, Angebote und Kundenbetreuung machte ich selbst, Kundenbesuche bis ins Ausland manchmal in Begleitung meines Chefs.

1965 begann eine schwere Zeit. Mein Chef, zu dem ich eine vertrauensvolle Beziehung hatte, verstarb überraschend. Ich erhielt Einzelprokura und damit zusätzliche Verantwortung. So verging Jahr für Jahr. Meine Arbeit nahm zu, als mein neuer Chef krank wurde und mit zunehmendem Alter oft ins Krankenhaus mußte. Er starb 1990. Schließlich beendete ich 1991 nach 41 Dienstjahren meine Tätigkeit in dieser Firma. Meine Rente hatte ich mir, so meinte ich, ehrlich verdient.

Obwohl ich aus der Firma ausgeschieden war, stimmte es mich sehr traurig, als ich hörte, daß das Firmeninventar 1999 versteigert wurde. Die Söhne meines früheren Chefs, die die Firma übernahmen, hatten die Arbeit nicht erfunden. So kam es zum bitteren Ende.

Noch einpaar Worte zu meiner Familie. 1952 heiratete ich meine Edith. Sie stammt aus Groß-Aupa im Riesengebirge. Sie war auch aus ihrer Heimat vertrieben worden und war so arm wie ich. Wir haben zwei Söhne, geboren 1954 und 1961. Beide sind tüchtige Menschen geworden. Der Ältere ist Frauenarzt in Lahnstein bei Koblenz, der andere arbeitet im Blumen-Großhandel. Meine Eltern konnten sich mit den neuen Lebensverhältnissen schlecht abfinden. Sechs Wochen nach unserer Hochzeit starb meine Mutter, ein Jahr später die Mutter meiner Frau. Für meinen Vater war das Leben in der Fremde sehr, sehr schwer, vor allem nachdem er seine langjährige Partnerin verloren hatte. Er starb 1960.

Natürlich dachten wir oft an unsere alte Heimat. 1967 besuchten wir sie mit dem Auto. Mein Elternhaus, es war ein sehr altes Haus, war nur noch ein Schutthaufen. Mitten im Hof weidete eine Ziege. Nur die vom Vater selbst veredelten Obstbäume waren schon groß. Bis auf die Scheune war sonst alles weg. Sogar auf dem Friedhof war unser Familiengrab mit einem Tschechen neu belegt. So ist mir nur die Erinnerung an mein erstes Zuhause geblieben.

Dann fuhren wir weiter zur Heimat meiner Frau. Dort durften wir ihr Elternhaus, gebaut 1927, betreten, durften uns sogar auf dem Dachboden aus einem Haufen einpaar alte Fotoplatten ihres Vaters heraussuchen - mein Schwiegervater hatte ein gutgehendes Fotogeschäft betrieben. Heute ist das Haus eine Pension und kann im Internet betrachtet werden. Meine Frau möchte trotzdem kein zweites Mal in die alte Heimat fahren. Sie kann das Herausjagen aus dem Elternhaus, das Erschießen und Erschlagen ihrer Nachbarn, überhaupt all die Greuel der damaligen Zeit nicht vergessen. Ihre Kindheitserinnerungen sind nach wie vor so gewaltig, daß sie heute noch manchmal davon träumt.

Erich Meixner

Kriegsende und Neuanfang

Ende Februar 1945 wurde ich als Kampfpilot im Jagd-Geschwader 106 in Rißtissen bei Ulm für den Einsatz auf dem Flugzeugtyp FW-190 ausgebildet. Die Versorgung mit Benzin wurde wegen der vielen Bombenangriffe auf die Treibstoffindustrie und die Versorgungswege der Eisenbahn immer schwieriger. Da entschied das Oberkommando der Luftwaffe, daß die jungen Piloten in Rißtissen als Infanteristen die Stadt Nürnberg verteidigen müssen. Die Flugzeughordkanonen wurden auf Fahrgestelle montiert und wir erhielten alte französische Gewehre mit einem Bajonett und einige Schuß Munition. Die nutzlose Verteidigung dauerte nur wenige Tage, bevor die Stadt Nürnberg in die Hände der amerikanischen Truppen fiel. Mit einigen Kameraden versuchte ich, durch die amerikanische Frontlinie zu kommen, um nicht in Kriegsgefangenschaft zu geraten.

Ohne Waffe und in gestohlener Zivilkleidung griff mich auf der ziellosen Flucht eine Feldpolizeistreife der deutschen Wehrmacht auf. Später sah ich, daß ich dabei in die Hände einer Truppe der Waffen-SS geraten war. Dort wollte man mich, den Fähnrich der Luftwaffe, als SS-Fahnenjunker einkleiden, um kämpfend als Infanterist mitzuhelfen, den Vormarsch der amerikanischen Truppen zu verhindern. Schließlich wurde in den letzten Kriegstagen jeder Mann gebraucht. Mir schwante nichts Gutes.

Da kam ein Sonderbefehl des Oberkommandos der Wehrmacht. In diesem „Führerbefehl“ hieß es, daß alle Spezialkräfte sofort zu den zuständigen Truppenteilen in Marsch zu setzen sind. Ich hatte noch mein Flugbuch und meinen Pilotenschein in der Brusttasche und erhielt trotz Schütteln des Kopfes des Kommandierenden Obersturmführers der Waffen-SS einen Marschbefehl zum Flugplatz Ingolstadt, wo ich mich zur weiteren Verwendung zu melden hatte. Der Angst, meine Blutgruppe in den Oberarm eingebrannt zu bekommen, entging ich auf diese Weise. Dies wäre ja das Erkennungszeichen eines Angehörigen der Waffen-SS gewesen, der ich nicht sein wollte.

In Ingolstadt kam ich nicht mehr an. Der Flugplatz war bereits in amerikanischen Händen. Nach mehreren Fluchttagen fand ich mich in Prien am Chiemsee bei einer versprengten Luftwaffentruppe wieder, wo man bereits auf die amerikanischen Panzertruppen wartete, um in Gefangenschaft zu

gehen. Mit einem Luftwaffensoldaten, den ich nicht weiter kannte, beschlossen wir, weiter unser Heil in der Flucht zu suchen, und tauchten als Zivilisten unter. In einem Lager des weiblichen Arbeitsdienstes in Dorfen, ca. 50 km nordöstlich von München, fand ich für ein paar Tage Unterschlupf und entging auf diese Weise der Gefangenschaft. Das Maidenlager des Reichsarbeitsdienstes wurde aufgelöst. Ich erhielt ein Damenfahrrad und verpflichtete mich, der aus 5 Frauen und 2 Männern bestehenden Schar auf der Fahrradreise nach Hessen technische Hilfe bei eventuellen Pannen zu leisten.

Auf diese Weise landeten wir nach 4 abenteuerlichen Fahrrad-Wochen in Giflitz bei Bad Wildungen, wo eine der Arbeitsmädchen zu Hause war. Über die Vermittlung helfender Dorfbewohner erhielt ich sehr bald eine Stelle als landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter beim Bauern Kurt Schaumburg, der bereits als Soldat entlassen war und für seinen Hof eine Hilfe benötigte. So lernte ich Pferde putzen, Pferden Geschirr anlegen, Stall ausmisten und auch ackern, eggen, Heu, Getreide und Rüben ernten nebst Kühe auf der Weide hüten. Dies geschah ab Juli 1945. Meine Habseligkeiten: Eine Mütze, ein Unterhemd, ein Hemd, eine kurze Schülerrhose und ein Brotbeutel. Dies war alles, was ich besaß. Trotz allem war ich froh, ein Dach über dem Kopf zu haben und Essen für meine Arbeit zu erhalten. Mein Verdienst: 50 Reichsmark pro Monat.

Von meinen Eltern, von meinen Schwestern, von meinem Bruder und auch von unseren Verwandten im Sudetenland und Österreich wusste ich nichts. Zur damaligen Zeit, von Juli bis Dezember 1945, konnte man weder Briefe ins Ausland senden, noch ins Ausland telefonieren. Das Weihnachtsfest 1945 feierte ich mit der Familie Schaumburg in Giflitz. Es war das traurigste Weihnachtsfest meines Lebens. Die Ungewißheit über das Schicksal drückte sehr auf meinen seelischen Zustand, zumal man viel von Grausamkeiten an deutschen Menschen in Ostpreußen, in Schlesien und im Sudetenland munkelte. Am liebsten wollte ich nach Groß-Petersdorf zu meinen Eltern, per Eisenbahn oder zu Fuß.

Man hielt mich zurück und verwies auf die brutalen Berichte, die überall die Runde machten. So entschloß ich mich, landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter zu bleiben und auf bessere Zukunftsnachrichten zu warten. In die neuerstandene Tschechoslowakei konnte man keine Nachricht senden, aber die Briefpost von Deutschland nach Österreich wurde im März 1946 eröffnet. Da entsann ich mich der Adresse meiner Tante Luise Wagner in der Schikanedergasse in Wien, der Schwester meiner Mutter. Ich bat sie, brieflich meinen Eltern in der Tschechoslowakei mitzuteilen, daß ich am Leben sei und in Giflitz/Hessen lebe. Sie schrieb sogleich nach Groß-Petersdorf.

Wie mir meine Eltern später mitteilten, erhielten sie diese Nachricht, daß ich lebe, 8 Tage bevor ein Aussiedlungstransport sie mit vielen Nachbarn aus Groß- und Klein-Petersdorf über Furth im Walde in das Barackenlager, genannt Klinge, nach Seckach in Nordbaden brachte. Die Nachricht über das erste Lebenszeichen eines ihrer beiden Soldatensöhne milderte wohl den Schmerz der Aussiedlung.

Das Wiedersehen mit meinen Eltern und meinen Schwestern, die inzwischen nach Hardheim/Nordbaden verlegt worden waren, nach einem Jahr der Ungewißheit, kann man nicht beschreiben. Das muß man am eigenen Leib erlebt haben.

In der Zwischenzeit hatte ich bei den Bauersleuten in Giflitz guten Anschluß gefunden. Man gestattete mir, den Abiturientenkursus in Bad Willungen zu besuchen, denn mein Notabitur sollte für ein Studium nur begrenzte Gültigkeit haben. So wollte ich also, wenn möglich, später ein Studium beginnen. Nach Beendigung des einjährigen Abiturientenkurses zog ich zu meinen Eltern nach Hardheim und verdingte mich als Klavierspieler für die Tanzschule Gustav Meyer. Auf diese Weise erhielt ich auch die damals notwendige Bescheinigung für den Erhalt von Lebensmittelkarten.

In dieser Zeit reifte in mir der Entschluß, über ein Studium möglichst meinem Ikarus-Traum vom Erheben in die Lüfte wieder näher zu kommen. Laut Beschluß der Besatzungsmächte durften im Nachkriegsdeutschland keine Luftfahrzeuge gebaut oder neu konstruiert werden. Es gab dafür auch keinen Studiengang. Die Technische Hochschule Darmstadt und die Universität Frankfurt boten aber die Möglichkeit, Wetterkunde (Meteorologie) zu studieren. Dies wollte ich tun, um später auf einer Wetterwarte zu arbeiten. Damit hoffte ich, später auf Flughäfen der Erfüllung meines Ikarus-Wunschtraums näher zu sein. Gesagt, getan! Es kam zu einer Aufnahmeprüfung im Meteorologischen Institut in Frankfurt/Main. So begann ich als Student der Naturwissenschaften in der Mainmetropole.

In den ersten Semestern unterstützten mich finanziell meine Eltern, denn mein Vater wurde in Hardheim und später in Rüdental bei Hardheim als Lehrer eingesetzt. Leider verstarb mein Vater 1949 im 62. Lebensjahr an den Spätfolgen der tschechischen Zwangsarbeit in Beroun bei Prag. Meine Mutter hatte außer mir noch zwei Kinder zu versorgen. So musste ich mich auf eigene Füße stellen. Mit meinem Kriegskameraden Rolf Meißner, der wie ich das Studienfach Meteorologie belegt hatte, gründeten wir ein Bar-Trio und finanzierten mit Musik unser Studium.

Für das Fach Meteorologie waren auch die Fächer Physik, Mathematik und Geophysik zu belegen, was mir persönlich viel Freude bereitete, denn ich war ja ein Anhänger der Naturwissenschaften. Das Vordiplom legte ich

1950 ab, und im Dezember 1953 war der Diplom-Meteorologe fertig. Leider waren die Berufsaussichten für Meteorologen plötzlich sehr schlecht, denn kurz vor meiner Diplom-Prüfung beschloß die damalige Regierung, alle Meteorologen der ehemaligen Wehrmacht in den Deutschen Wetterdienst aufzunehmen, so daß für junge Meteorologen kein Platz war. Nun war guter Rat teuer!

In der Zwischenzeit erlebte die angewandte Geophysik auf der ganzen Welt mit der Suche nach Bodenschätzen einen unerwarteten Boom. Der Wirtschaftsaufschwung in Deutschland ging einher mit einer starken Nachfrage nach Erdöl. So wechselte ich von der Universität Frankfurt/M. an die Universität Hamburg. Bei Prof. Menzel wollte ich auf dem Gebiet der Angewandten Geophysik promovieren. Ich erhielt eine experimentelle Aufgabe. Störungen in den Aufzeichnungen des 500 kg schweren Erdpendels machten eine genaue Zeitbestimmung von eintreffenden Erdbebenwellen unmöglich. Exakte Zeitbestimmungen des Eintreffens der Erdbebenwellen an verschiedenen Erdbebenstationen sind nötig, um die an vielen Stellen der Erde möglichen Erdbebenherde zu orten. Es galt also, diese Störungen in den Ruß-Aufzeichnungen der Erdbebenwarte in Hamburg-Harburg zu erforschen und wenn möglich zu beseitigen.

Um diese Aufgabe zu lösen, mußte ich mit Hilfe von Elektronenröhren-Verstärkern eine Apparatur bauen, die mindestens 40 000-fache Vergrößerung der seismischen Frequenzen von 10 Hertz bis weit über 100 Hertz zuließ. Die Amplituden der Bodenbewegungen in der Erdbebenwarte in Hamburg-Harburg lagen in der Größenordnung von 1/10 000 Millimeter. Der etwas verwirrende Titel der Promotionsarbeit hieß: „Untersuchungen über die kurzperiodische, durch Industrie und Verkehr erzeugte Bodenunruhe“.

Nach Fertigstellung und Test wurde die Apparatur in einen Geländewagen eingebaut. Die Richtungsortung ergab, daß nicht nur die 800 m entfernte Eisenbahn, sondern auch der Straßenverkehr die Gründe für dieses Übel der seismischen Unruhe waren, die sich auf den Seismogrammen der Erdbebenwarte zeigte. Hinzu kam auch noch eine Bodenbewegung von 2,5 Hertz, welche eine große Dampfmaschine des ca. 1 km entfernt gelegenen Kohlensäurewerkes in Hamburg-Neugraben dem Boden aufprägte.

Bevor ich mein Zeugnis in den Händen hielt, hatte mich die damalige Firma Prakla-Seismos GmbH in Hannover im August 1956 als Geophysiker verpflichtet. Diese geophysikalische Firma war mit seismischen Methoden an der Entdeckung von Erdöl in der ganzen Welt tätig.

Nach einer kurzen Eingewöhnungszeit übernahm ich einen seismischen Erdölsuchtrupp, der in Deutschland etwa 30 Mann umfaßte. Mit dem Zün-

den von Sprengstoff, der in 10 bis 60 Meter Erdtiefe eingebracht worden war, wurden Kompressions- und Scherwellen erzeugt. Die verschiedenen Schichten des Erduntergrundes reflektierten einen Teil der künstlich erzeugten Kompressions- und Scherwellen. Durch technische Raffinesse sortiert man die Scherwellen aus und versucht, die zahlreichen Echos der Kompressionswellen verschiedener Schichten des Untergrundes mit Hilfe von Kathodenstrahl-Oszilographen in sogenannten Seismogrammen aufzuzeichnen. Solche Seismogramme an vielen Stellen einer Profillinie aufgezeichnet, zeigen ein Bild des Untergrundes bis in Tiefen von mehr als 10 000 m. Geologen und Geophysiker können daraus auf vorhandenes Erdöl in der Tiefe schließen.

Im Auftrag von Erdölfirmen setzte mich meine Firma Prakla-Seismos auf der Suche nach Erdöl im Land Bayern, in Schleswig-Holstein, an der Ostsee sowie im Nordseeküstenland ein. Die Erfolge in diesen seismischen Untersuchungen brachten Berufszufriedenheit.

Mit Beginn der Arbeitsaufnahme bei der geophysikalischen Firma war ich von meiner in Hamburg wohnenden Familie sehr oft getrennt. Ich hatte 1953 geheiratet und nannte zwei Söhne mein eigen. Die Deutsche Erdöl AG, für die ich damals als Angehöriger der Firma Prakla-Seismos arbeitete, wollte mich gern als Truppleiter eines Seismiktrupps zur Erdölsuche nach Syrien schicken. Ich beriet mich mit meiner Frau. Trotz des lockenden Angebotes ging ich nicht nach Syrien, denn meine beiden Söhne sollten nicht jahrelang ohne Vater aufwachsen. So nahm ich im Januar 1962 einen Büroposten in meiner Firma in Hannover an.

Dort wurde ich mit der neuesten Errungenschaft, mit einem der ersten für wissenschaftliche Anforderungen voll transistorisierten Computer der Firma National Elliot NE 803 B konfrontiert. Meine Firma hatte diesen Computer, den man damals spöttisch „Elektronengehirn“ nannte, für die umfangreichen Rechenarbeiten in der Geophysik gekauft.. Dies war etwas, was es zur Zeit meines Studiums noch nicht gab. Also hieß es, Computersprachen wie Autocode, Basic, Fortran, Cobol und Algol zu lernen. Dies tat ich sehr gerne, was man daraus sehen kann, daß ich von 1962 bis zu meiner Pensionierung im März 1987 mit dem „Elektronengehirn“ kämpfte. Die Mathematik nahm einen immer größer werdenden Teil der seismischen Untersuchungen ein. Mathematische Prozesse wie Autokorrelationen, Dekonvolutionen und andere langwierige Filterprozesse bestimmten immer mehr die Prozeß-Bearbeitungen der in großen Mengen anfallenden Seismogramme und forderten immer größere und schnellere Computer.

Da die Firma Prakla-Seismos GmbH, inzwischen Aktiengesellschaft geworden, auch Forschung betrieb und in der Europäischen und in der

Amerikanischen Geophysiker-Vereinigung Mitglied war, wurden die neuesten Forschungsergebnisse in diesen Gremien jährlich auf Kongressen ausgetauscht. So schickte man mich mit Ergebnissen auf meinem Forschungszweig zu Vorträgen nach Houston/USA und San Francisco/USA. Typische Vortragsthemen waren:

‘Geschwindigkeitsbestimmungen seismischer Wellen im dreidimensionalen Raum’, oder

‘Computergestützte Profilauswertung zur Erfassung der Bodenstrukturen des Untergrundes bis 10 000 Meter’.

Am 31. März 1987 verabschiedete mich meine Firma Prakla-Seismos AG in Hannover in den Vorruhestand.

Im Jahr 1983 hatte mich das Ministerium für Erziehung und Wissenschaft in Hannover zum Lehrbeauftragten für Geophysik an der Universität Hannover ernannt. Vom Wintersemester 1983 bis Februar 1990 hielt ich Vorlesungen über Angewandte Geophysik im Geologisch-Paläontologischen Institut der Universität Hannover.

Von dieser Zeit an widmete ich mich mehr den Aufgaben der Sudetendeutschen Heimatgliederung. Nach dem Tod von Gerhard Joksch wurde die Ausgabe des „Heimatbriefes der Stadt Odrau und Umgebung“ eingestellt. Nach Beratung in einigen Ortsgruppen faßten wir den Beschluß, den Kreis Odrau mit seinen Gemeinden an die Heimatzeitung „Alte Heimat Kuhländchen“ anzugliedern. Zu dieser Zeit war bereits diese Heimatzeitschrift das offizielle Mitteilungsblatt des Vereins heimattreuer Kuhländler e.V. für die Kreise Neutitschein, Fulnek, Odrau und Wagstadt.

Im Laufe der nächsten Jahre wurde ich zum Gemeindebetreuer des Ortes Groß-Petersdorf, dann zum Betreuer des Kreises Odrau und auch zum stellvertretenden Landschaftsbetreuer Kuhländchen gewählt. Die Arbeit für meine Landsleute habe ich in all den Jahren gerne getan, weil ich damit den Zusammenhalt der Kuhländler Landsleute unterstützen konnte.

Leider mußte ich diese Ehrenämter in der Heimatgliederung nach 1995 abgeben, da meine Frau nach einer Rückenmark-Operation an den Rollstuhl gebunden war und meine Pflege brauchte. Es war mir nicht mehr möglich, an den Geschäftssitzungen in München, Ludwigsburg, Bad Kissingen und Mespelbrunn teilzunehmen. Zur Zeit widme ich mich daher nur noch stundenweise der Landesgruppe und der Kreisgruppe der Sudetendeutschen Landsmannschaft in Hannover.

Rückblickend muß ich dem Schicksal dankbar sein. Ich besitze noch ein Foto unserer Neutitscheiner Gymnasialklasse vom Januar 1943. Durch die nach dem Krieg aufgenommenen brieflichen und telefonischen Verbindungen sowie durch Klassentreffen wissen wir, daß von den 32 Mitschülern

im Jahr 1943 die Hälfte, nämlich 16 Mitschüler, im Zweiten Weltkrieg gefallen sind oder vermißt gemeldet wurden.

Die Liebe zu meiner Heimat Kuhländchen, zu meinem Geburtsort Gerlsdorf bei Fulnek und die erlebte, goldene Jugendzeit in Groß-Petersdorf ist für mich geblieben. Wehmütig habe ich bei den vielen Besuchen in Neutitschein, in Odrau, in Heinzendorf, Groß- und Klein-Petersdorf und in vielen Orten des ehemaligen Kuhländchens meinen Gedanken nachgehungen und mich der erlebten Zeit vor mehr als 60 Jahren erinnert.

Mich freut es sehr, daß ich im Jahr 1999 meinem Ort Groß-Petersdorf und seinen ehemaligen Dorfbewohnern durch die Errichtung einer Gedenkstätte auf dem Friedhof in Groß-Petersdorf einen kleinen Dank für meine glücklich erlebte Jugendzeit abstatten konnte. In einem Beitrag habe ich im vorliegenden Buch darüber berichtet.

Diese schönen Erinnerungen an meine Heimat Kuhländchen werde ich bis an mein Lebensende behalten.

Stephanie Mergenthaler geb. Schenk

Meine Familie nach der Vertreibung 1946

Im Juni 1946 kam meine Familie - meine Eltern, mein Bruder und ich - mit dem dritten Transport aus Odrau im Viehwaggon in Heidelberg an. Wir hatten eine schwere Zeit hinter uns. Im zweiten Band der „Erinnerungen an Odrau“ hatte ich bereits manches berichtet, was am Ende des Krieges und in dem Jahr unter tschechischer Herrschaft bei uns geschah und wie meine Eltern mich, ein 18-jähriges Mädchen, im Dachboden unseres Hofes in Mankendorf einmauerten, um mich vor den russischen Soldaten zu verstecken. Am Ende hatten wir doch noch Glück: Mein Bruder war als 15-Jähriger in den letzten Kriegstagen zum Volkssturm geholt worden; so

kam er erst in russische, danach in tschechische Gefangenschaft und wurde zu Zwangsarbeit in die Kohlegruben in Komotau verschleppt. Wenige Tage vor unserer Vertreibung entließen sie ihn, sodaß wir wenigstens gemeinsam unseren Weg in der neuen Heimat beginnen konnten.

Der Anfang war sehr schwer. Wir wurden in das Haus eines Handwerkers in Mückenloch, einem sehr kleinen Ort im Odenwald, eingewiesen. Zwei leere Räume im Dachgeschoß waren nun unser Heim, keine Küche, kein Wasseranschluß, jeder Eimer Wasser mußte über zwei Treppen im Hof geholt und dorthin wieder entsorgt werden, die Kleider hingen an Nägeln an der Wand, zum Schlafen stelle man uns einfache Feldbetten der Amerikaner zur Verfügung. Erst nach einiger Zeit konnten wir uns einen kleinen Kohlofen besorgen, sodaß wir wenigstens heizen und kochen konnten. Es war eng in dem Haus, in dem auch der Besitzer und andere Flüchtlinge wohnten. Wir hatten Mühe, uns nicht allzu sehr auf die Nerven zu gehen. Wir waren Vertriebene, ohne jeden Besitz, ohne Freunde, ohne Vorstellung von der Zukunft. Aber wir hatten ein Dach über dem Kopf, und vor allem: Wir waren wieder in Freiheit.

In dieser einsamen Gegend ohne Verkehrsanbindung war es schwer, Arbeit zu finden. Mein Vater war Bauer und schon 56 Jahre alt. Was sollte er ohne Hof machen? Nach einiger Zeit fand er einen Arbeitsplatz in einer Faßfabrik bei Neckargemünd. So marschierte er täglich sehr früh am Morgen bei Wind und Wetter erst den Dielsberg hinauf, danach hinunter ins Neckartal, mehr als eine Stunde forderte der Weg, und abends die gleiche Strecke wieder zurück. Auch Mutter fand nach einiger Zeit Arbeit in der Landwirtschaft im Nachbardorf. Mein Bruder arbeitete derweil am Bau. Wir konnten nicht wählerisch sein.

Ich selbst fand Arbeit als Kindermädchen im Haushalt eines Professors, der am Kaiser-Wilhelm-Institut in Heidelberg tätig war. Es machte mir Freude, für die 3 kleinen Kinder sorgen zu können. Ich fühlte mich wohl in dieser Familie, die gut zu mir war, und da ich in ihrem Haus in Heidelberg wohnte, konnte ich der fast unerträglichen Enge im Odenwald entfliehen.

Nach einem Jahr wechselte ich in das Büro eines Heidelberger Wirtschaftsprüfers. Daheim hatte ich die Volks- und Bürgerschule in Odrau bis zur Mittleren Reife besucht und dabei auch Stenografie und Maschinenschreiben gelernt. Dank dieser guten Ausbildung fiel es mir nicht schwer, die anfallende Büroarbeit zu bewältigen. Wir arbeiteten lang, samstags bis 13 Uhr, und jeden 3. Sonntag hatte ich vormittags Dienst. Ich war gerne in diesem Büro, ich spürte, wie ich wieder Boden unter die Füße bekam. Ich blieb 9 Jahre, bis meine Familie mich brauchte. 1952 hatte ich nämlich geheiratet und unsere zwei Kinder beanspruchten mich voll. Ich hatte meinen

Mann in Heidelberg kennengelernt. Er arbeitete bei BBC in Mannheim. Bald zogen wir nach Oftersheim, wo wir immer noch leben.

Großen Dank schulden wir meinem Vetter Bepi Sturm aus Mankendorf. Der Krieg hatte ihn ins Ruhrgebiet nach Solingen verschlagen, wo er als Oberstudienrat an einem Gymnasium lehrte. Er hat mancher Mankendorfer Familie nach Möglichkeit geholfen. Er holte auch meinen Bruder nach Solingen und besorgte ihm eine Lehrstelle in einer Metallwarenfabrik. Nach der Lehre arbeitete mein Bruder als Werkzeugmacher und machte sich letztlich mit einem Betrieb für spezielle Werkzeuge selbständig.

Auch meinen Eltern half er zum Umzug nach Solingen und besorgte meinem Vater eine Arbeitsstelle. Später konnten sie sich dort sogar ihren Herzenswunsch erfüllen und noch einmal ein eigenes kleines Haus beziehen. Einen ersten finanziellen Grundstock dafür bildete ein kleiner Betrag aus dem 'Lastenausgleich', der Rest wuchs durch Fleiß, große Sparsamkeit und Eigenhilfe. Meine Eltern lebten gerne in Solingen.

Jedes Jahr organisierte mein Vetter ein Familienfest. Wir sind eine große Familie, mein Vater hatte 6 Geschwister, und alle waren wie wir vertrieben worden. Mit unseren Kindern und Enkeln bilden wir einen großen Kreis, der zwar über das ganze Land verstreut ist, aber guten Kontakt hat und zusammenhält. So konnten wir trotz des Verlustes unserer Heimat und trotz trostlosen Anfangs einen guten Weg in der neuen Heimat finden.

Im Rückblick bin ich zufrieden mit meinem Leben. Seit mehr als einem halben Jahrhundert teile ich es vertrauensvoll mit meinem Mann. Unsere Kinder haben ihren Platz im Leben gefunden, mein Sohn als System-Analytiker bei SAP, meine Tochter als Oberstudienrätin an einem Gymnasium, und unsere 4 Enkel wachsen heran und bereiten uns viel Freude.

An Mankendorf denke ich noch manchmal, an unseren Hof, unsere Freunde, an das schöne Odertal - es liegt weit zurück. Zweimal noch war ich in der alten Heimat, ich empfand wenig. Unser Hof war sehr stark heruntergekommen, geradezu verfallen, und wurde schließlich abgerissen. Das weckt kein Heimweh. Es war gut, daß meine Eltern das nicht mehr gesehen haben. Zu sehr lebten sie in Gedanken noch daheim, sprachen traurig vom Verlust, von ihrem Hof, ihren Feldern, ihrem Dorf. Ich weiß nicht, wie sie beim Anblick des trostlosen Zustandes reagiert hätten. Sie selbst hatten sich mit Tüchtigkeit hier eine neue Heimat geschaffen.

Weiterer Bericht von Stephanie Mergenthaler in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band II: Mein Versteck auf dem Dachboden

Erika Neumann geb. Rabel

Ich wollte Lehrerin werden

Drei Schulen: Klosterschule, Bürgerschule und Handelsschule, gaben mir das Rüstzeug fürs Leben. Die erste war nach vier Jahren zu Ende, sie wurde im Dritten Reich geschlossen. So kamen wir 'Klosterbablen' in die Bürgerschule, aber auch da gab es keinen Abschluß. Die Prüfung zur Mittleren Reife fand nicht mehr statt, die Front stand vor der Tür. Ende März 1945 überreichte uns Direktor Johann Böhm mit traurig ernster Miene die Zeugnisse, das Schulgebäude wurde als Lazarett für verwundete Soldaten gebraucht. Drei von uns bekamen die Antragsformulare für die Aufnahme in die Lehrerbildungsanstalt nach Troppau. Wir sollten Lehrerinnen werden.

Es kam anders. Vorerst mußte ich als Hilfskräfte im Lazarett Dienst tun. Es war eine schwere Erfahrung. Danach kamen die schlimmen Monate unter tschechischer Herrschaft, die mit der Vertreibung aus unserer Heimatstadt Odrau endeten. Über diese Zeiten habe ich bereits in unserem Buch „Erinnerungen an Odrau“ berichtet.

Unser Transport, bestehend aus 40 Viehwaggons mit 1200 Personen, wurde in Heidelberg geteilt. Im Juli 1946 landeten wir schließlich in dem nordbadischen Ort Kirrlach in der Nähe von Heidelberg. Mein Vater, ein Schmiedemeister, hatte bald Arbeit gefunden. Im August fuhr er mit mir nach Heidelberg ins Pädagogische Institut, um mich dort anzumelden.

In unserer Naivität hatten wir geglaubt, der Bildungsweg zum Lehrerberuf sei in Baden der gleiche wie damals bei uns zu Hause. Der Direktor des Instituts empfing uns zwar, aber nach 5 Minuten waren wir schon wieder draußen und hatten kaum ein Wort gesprochen. „Ich weiß schon“, sagte er, als wir eintraten, „Sie kommen aus dem Osten und Ihre Tochter will Lehrerin werden. Hat sie das Abitur?“ - „Nein“. Wie sollte ich auch. „Dann schicken Sie sie aufs Gymnasium und kommen später wieder!“ Er diktierte seiner Sekretärin weiter und wir konnten gehen.

Auf der Heimfahrt bedrückte mich die tiefe Traurigkeit meines Vaters mehr als die Absage des Instituts. Nein, Gymnasium kam für mich nicht in Frage. Ich wollte möglichst bald Geld verdienen, wir waren 6 Geschwister, ich mit 16 Jahren die Älteste.

In Kirrlach ging noch der Büttel mit der Schelle durchs Dorf und verlas die neuesten Nachrichten. Meine Mutter schickte mich hinaus: „Hör zu,

was er sagt!“ In Odrau war Herr Popp mit der Trommel durch die Stadt gegangen und hatte die Nachrichten in Hochdeutsch verlesen. Hier in Kirrlach meinte ich, vor einem Chinesen zu stehen. Ich verstand so gut wie nichts. Nur einen Satz meinte ich herausgehört zu haben: „Im Rathaus sind Brombeerkarten abzuholen!“ - „Im Rodhaus sin Grumbierkade abzuholle!“ Also aufs Rathaus, dort gabs dann Kartoffelkarten.

Im Aushang aber fand ich eine kleine Notiz: Die Aufnahmeprüfung für die Höhere Handelsschule findet in Schwetzingen da und da statt, Voraussetzung: Volksschulabschluß oder Mittlere Reife. ‘Das probier ich!’ dachte ich mir. Eine von uns dreien, die in der Nähe wohnte, ging mit. Wir lernten leicht, auch dank der soliden Grundlage aus Odrau.

Nach zwei Jahren wieder die gleiche Erfahrung, wir sollten Handelsschul-Lehrerinnen werden. „Erhalten wir ein Stipendium?“ - „Nein, das gibt es im Moment nicht“. Damit war die Sache entschieden. Ich hatte keinen Mantel, meine Schuhe waren mir zu klein geworden, und ich hatte noch fünf jüngere Geschwister. Ich mußte Geld verdienen. Keine von uns dreien ist Lehrerin geworden.

Nach kurzer Arbeitslosigkeit - auch das gab es damals, 1948, vor der Währungsreform - bekam ich eine Stelle in der Zuckerfabrik Waghäusel. Auch mein Vater konnte sich dort einen besseren Arbeitsplatz als Schmied in der Schlosserei besorgen.

Doch mein Vater war ein Geschäftsmann und trauerte immer seiner Selbständigkeit in Odrau nach. Durch die Vertreibung hatte er die Grundlage dafür verloren. Nach etwa 5 Jahren kam eines Tages ein Tip von Baumeister Mann aus Odrau, der jetzt in Heidelberg lebte. In Rohrbach, einem Vorort von Heidelberg, gab es eine verwaiste Schmiede zu pachten. Das war die Gelegenheit für meinen Vater und er griff zu, obwohl er damals bereits 55 Jahre alt war. Herr Mann half bei den Formalitäten, und bald erklang in der kleinen Schmiede wieder der Schmiedehammer. Auch ein Geselle war noch da, mit Lederschürze, die sich Vater noch nicht leisten konnte.

Nach einem knappen Jahr kam die Katastrophe, die meine Mutter immer als schlimmer als die Vertreibung bezeichnet hat: Meine Eltern gerieten an einem Sonntag auf der Landstraße als schuldlose Fußgänger in einen Verkehrsunfall, den zwei junge Rollerfahrer und ein PKW verursacht hatten. Vater wurde lebensgefährlich verletzt, Schädelbasisbruch, Mutter kam mit einem Wadenbeinbruch davon. Mit der Selbständigkeit war es wieder vorbei, obwohl Vater überlebte. Die Schmiede mußte aufgelöst werden.

Ich hatte in der Zuckerfabrik meinen Mann, einen Diplom-Kaufmann aus Schwetzingen, kennengelernt. Vater konnte noch, taub und hinkend, bei der Hochzeit seiner ältesten Tochter dabei sein. Auch der Geschäftsmann regte sich wieder in ihm. Er wollte mit dem Geld, das er von der Versicherung bekommen hatte, seiner Familie ein Haus in Kirrlach bauen. Den Plan konnte er noch unterschreiben, dann aber starb er an den Spätfolgen seines Unfalls. Der Moloch Verkehr hatte sein Opfer geholt. Das Haus wurde trotzdem gebaut und ist immer offen für die vielen Familienmitglieder, so wie es Vater gerne gehabt hätte. Heute wohnt unser Bruder darin.

Meinen Mann und mich verschlug es ins Frankenland. Zunächst nach Bamberg, wo unsere beiden Söhne zur Welt kamen, dann nach Fürth bei Nürnberg, wo mein Mann beim Versandhaus 'Quelle' beschäftigt war.

In Bamberg hatte ich begonnen, kleine Kurzgeschichten für die dortige Tageszeitung zu schreiben. Für den Odrauer Heimatbrief verfaßte ich meine ersten Gedichte, nachdem ich Odrau 20 Jahre nach der Vertreibung zum ersten Mal besucht hatte. Nun wurde die Heimat wieder lebendig. Im Laufe der Jahre sammelten sich immer mehr Gedichte an. So entstand auf Initiative meines Mannes das Gedichtbändchen 'Oderstädtchen'. Leider starb mein Mann vor zwei Jahren.

Alle meine Geschwister leben in eigenen Häusern in Nordbaden und sind mit badischen Ehepartnern verheiratet. Wenn meine Eltern noch lebten, könnten sie sich an 15 Enkelkindern erfreuen!

Wie unser Leben wohl in Odrau verlaufen wäre? Sicher auch nicht leicht nach dem unseligen Krieg.

Sechs Kinder

Zuerst worn mir dreie
dann wor a Weil Ruh,
dann kommen aufs Neie
noch dreie dazu.

Mir hottn viel Pflichten
un hottn viel Recht,
mit Streiten un Schlichten
So gings uns nie schlecht.

Der Voter wor Schmied
un hott immer zu tun,
die Mutter nie müd,
hott ka Zeit nie zum Ruhn.

Mir hon gern gesunge,
allän un im Chor,
von Frohsinn durchdrunge
Hält Jugend lang vor.

Aus dem Band 'Oderstädtchen' von Erika Neumann.

Weitere Berichte von Erika Neumann in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: In den dreißiger Jahren in Odrau

Die Odrauer Schule als Lazarett

Flucht und Zwangsarbeit

Band II: Neubeginn in der Holzbaracke

Der Milichberg - Hausberg der Odrauer

Wiedersehen mit Odrau - Einlösung eines Versprechens

Otto Pauler

Mein Beruf als Lehrer machte mir Freude

Wie wäre wohl mein Leben verlaufen, wenn ich hätte in Odrau bleiben können? Ich weiß es nicht. Die Zeit ist über diese Frage hinweg gegangen, und ich habe die Möglichkeiten, die sich mir hier boten, genutzt, so gut ich konnte.

Am Ende des unseligen Krieges kam ich erst in amerikanische, danach in französische Gefangenschaft. Es war eine harte Zeit. Im zweiten Band der „Erinnerungen an Odrau“ habe ich etwas darüber berichtet, auch über meinen gescheiterten Fluchtversuch. So blieb ich in Gefangenschaft und wurde erst im Mai 1948, also 3 Jahre nach Kriegsende, endlich daraus entlassen. Was sollte ich nun machen?

Meine Mutter Theresia geb. Hilscher hatte mich bereits über einen Suchdienst ausfindig gemacht, so kannte ich ihren Aufenthaltsort. Sie hatte ein schweres Schicksal: Ihr erster Mann, mein Vater, war in sehr jungem Alter gestorben. Ich war damals gerade 5 Jahre alt. Als Witwe hatte sie nochmals geheiratet, doch ihr zweiter Mann fiel als Soldat in Stalingrad, sodaß sie sich wieder alleine durchschlagen mußte. Inzwischen war auch ich bei Militär. Sie erlebte die schwere Zeit nach Kriegsende in Odrau, bis

sie 1946 mit ihren beiden Schwestern in einem Transport in die russisch besetzte Zone ausgesiedelt wurde und letztlich in Freital/Sachsen ankam.

Natürlich wollte ich zu meiner Mutter. So ließ ich mich in die Ostzone, wie es damals hieß, entlassen. Doch wie sollte ich mein Leben gestalten? In Odrau hatte ich in der Gummifabrik „Optimit“ als Bördler gearbeitet. Hier war eine ähnliche Arbeit nicht zu finden. Durch die Vertreibung aus Odrau war auch meine berufliche Entwicklung abgebrochen und ich mußte von vorne beginnen.

Auf Umwegen kam ich zur Deutschen Reichsbahn und arbeitete als BUA, was Bahnunterhaltungsarbeiter bedeutete. Man hatte mir Entwicklungsmöglichkeiten versprochen, aber nichts dergleichen kam in Sicht. So suchte ich nach anderer Arbeit, die mir mehr liegen sollte.

Als ich hörte, daß man Lehrer für Russisch suchte, nutzte ich diese Möglichkeit und wechselte in den Lehrerberuf, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung von der russischen Sprache hatte. Man bot mir diese Chance und ich griff zu. Ich hatte Glück. Vorerst mußte ich also selbst wieder die Schulbank drücken, die kyrillischen Buchstaben lernen und wochenlang das russische Zungen-R üben, was mir als Odrauer sehr fremd war. In einem Einjahreskurs in der Albrechtsburg in Meißen in der ehemaligen Fürstenschule qualifizierte ich mich zum Fachlehrer für Russisch und erreichte die Lehrbefähigung bis zur 7. Klasse. Damit hatte ich wieder eine befriedigende Grundlage für mein weiteres Leben gefunden.

In den folgenden Jahren bemühte ich mich um meine weitere Qualifikation. Mehrfach besuchte ich weiterführende Lehrgänge für Russisch und erhielt letztlich gar Gelegenheit zu einem sechswöchigen Lehrkurs an der Lomonossow-Universität in Moskau. Das war interessant. Ich nutzte die Zeit, die mir neben dem Kurs blieb, besuchte die Tretjakow-Galerie, stand geduldig in der Schlange vor dem Lenin-Mausoleum und war beeindruckt von der U-Bahn. Ein Ausflug führte uns nach Leningrad mit seinen Kirchen, Schlössern und der großartigen Sammlung in der Eremitage. Das war schön. Und mancher wunderte sich, wie gut ich mich inzwischen auf russisch unterhalten konnte. Ich war zufrieden.

Seit 1950 lehrte ich Russisch an der Allgemeinbildenden Polytechnischen Oberschule in Freital. Daneben war ich als Sportlehrer tätig und unterrichtete im Bedarfsfall vertretungsweise auch Biologie, Geschichte, Deutsch, Staatsbürgerkunde und Astronomie. Das kostete mich viel Zeit zur Vorbereitung, die ich aber gerne investierte.

Der Lehrerberuf machte mir Freude. Die Zusammenarbeit mit jungen Menschen und das Vermitteln von interessanten Zusammenhängen lag mir.

Besonders gern war ich als Sportlehrer tätig. Schon in Odrau hatte ich viel Zeit am Sportplatz verbracht, bei Fußball, Handball oder Leichtathletik. Das konnte ich jetzt weiter pflegen, in der Schule und außerhalb. So fand ich bald einen großen Kreis von Gleichgesinnten, der mir die Integration in der neuen Heimat erleichterte. In diesem Kreis fand ich auch meine Frau, mit der ich inzwischen seit 53 Jahren verheiratet bin und alle Freuden und Probleme vertrauensvoll teile. Mit unserem Sohn und unserer Tochter bilden wir eine gute Familie und unsere beiden Enkel bereiten uns viel Freude. So füllten mich Familie, Freundeskreis, Sport und Schule voll aus.

Noch einmal qualifizierte ich mich weiter, als ich nach einjährigem Kurs 1964 das Staatsexamen an der Pädagogischen Hochschule ablegte. Ja, ich war gerne Lehrer, und als ich 1988, inzwischen Oberlehrer, in den Ruhestand verabschiedet wurde, fehlte mir diese Seite meines Lebens.

Manchmal frage ich mich, was wohl aus mir geworden wäre, wenn ich 1948 nicht zu meiner Mutter nach Ostdeutschland gegangen sondern im Westen geblieben wäre. Ob ich da wohl die gleichen Chancen erhalten hätte? Nun, es war gut so.

An unsere Stadt Odrau dachte ich öfters. Im Kreis der Familie mit meiner Mutter und ihren Schwestern wurde viel davon gesprochen, aber alles entfernte sich mit der Zeit. Meine Mutter hatte nach sehr schwerem Anfang in Freital wieder eine Arbeitsstätte gefunden und konnte sich dank ihres positiven Naturells in der neuen Heimat einigermaßen einleben. Als ich Gelegenheit hatte, noch einmal nach Odrau zu fahren, war ich überrascht, wie klein und einfach alles war, aus meiner Kindheit hatte ich alles größer und großartiger in Erinnerung, den Stadtplatz, die Straßen, die Oder, die Berge. So geht es wohl jedem, wenn er an seine Kindheit zurück denkt. Trotzdem: Odrau ist meine Heimat. Doch hier in Freital, in Sachsen, im Kreis meiner Familie und meiner Freunde, hier bin ich zu Hause.

Weiterer Bericht von Otto Pauler in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band II: Nach der Gefangenschaft in die Ostzone

P. Clemens Richter

Mein Weg zum Priestertum

Um es gleich zu sagen: ich war kein besonders frommes Kind. Ich bin auch nie ein Ministrant gewesen. Natürlich wurden wir Kinder am Sonntag von den Eltern zum Gottesdienst mitgenommen, und das „tremendum und fascinosum“ am Religiösen hatte sich mir durch ein unvergeßliches Erlebnis schon sehr früh eingepägt. Ich muß so fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Es war Karsamstag Vormittag, mein Vater war schon im Sonntagsanzug und hieß mich, mich auch schön anzuziehen, denn wir wollten in die Kirche gehen. Als ich fertig war, nahm er mich an der Hand und wir wanderten den etwa 10 Minuten langen Weg zur Kirche.

Das Heilige Grab war mit vielen Kerzen und Blumen ausgeschmückt und erleuchtet. Dort betete mein Vater eine ganze Weile. Dann gingen wir in die Kirche hinein, nach vorn zum Hauptaltar. Die Kirche war menschenleer. Auf den Altarstufen lag das Kreuz - zur Verehrung - noch von der Karfreitagsliturgie. Zu beiden Seiten standen zwei Kerzenleuchter mit brennenden Kerzen. Mein Vater kniete vor dem Kreuz nieder, küßte es und blieb lange davor knien. Ich machte es ihm nach, ohne den eigentlichen Sinn seines Tuns zu verstehen. Aber es hat mich innerlich sehr tief berührt. Ich werde dieses Erlebnis mein Leben lang nie mehr vergessen.

Ungefähr in dieser Zeit lud mich ein Nachbarsbub ein, mit ihm „Messe“ zu spielen. Er war der Pfarrer, und ich sollte ihm ministrieren: Auf einem kleinen Tisch hatte er einen Altar aufgebaut und alles was halt so dazu gehört. Ich sah mir das an und plötzlich überkam es mich: „Das kann man doch nicht spielen!“ Ich lief davon.

Bei unseren sonntäglichen Besuchen bei Oma und Opapa wurde mein älterer Bruder Pepi, der seit seinem neunten Lebensjahr eifriger Ministrant war, immer als der brave und fromme Bub begrüßt, der einmal Pfarrer werden mußte, angesichts der Tatsache, daß aus unserer Familie schon einmal zwei Geistliche hervorgegangen waren: Johann Gregor Mendel, der große Naturforscher und Entdecker der Vererbungsgesetze, und Geistlicher Rat Ferdinand Ordelt, ein Onkel unseres Großvaters, der als Pfarrer in Wien gewirkt hat. So hütete ich den vagen Wunsch, Priester zu werden, der irgendwo in mir zu wachsen begann, als mein großes Geheimnis.

Dann kam das Kriegsende mit seinen bitteren Folgen. Ein schreckliches Erlebnis in dieser Zeit habe ich in unseren „Erinnerungen an Odrau“ erzählt. Uns ging es schlecht. Vater war von den Tschechen zu Zwangsarbeit in die Kohlegruben deportiert worden. Auch meine Mutter und meine Schwester Grete mußten, wie fast alle Frauen, Zwangsarbeit leisten, Mutter in einem Betrieb in Mankendorf, meine Schwester bei tschechischen Bauern, die unsere Höfe übernommen hatten. Mit meinen elf Jahren war ich tagsüber immer allein daheim in Groß-Petersdorf, bis Mutter abends von der Arbeit kam. Wir hatten Glück: Alle wurden im Juni 1946 zur Ausweisung freigelassen.

Entwürdigender Lageraufenthalt in der Hutfabrik Peter Hückel in Neutitschein und noch schlimmerer tagelanger Transport in Viehwaggons standen uns bevor. Schließlich wurden wir auf dem Güterbahnhof in Seckach im Odenwald „entladen“. Nun standen wir da - halb Groß-Petersdorf - wie bestellt und nicht abgeholt. Schließlich kam ein eher mittelgroßer, korpulenter Pfarrherr daher, der die ersten wohlthuenden Worte seit langer Zeit zu uns sprach: „Wir sind selber arm, doch wir sind bereit, das Wenige, das wir haben, mit Euch zu teilen!“ Je länger ich ihm zuhörte, desto mehr wünschte ich, auch einmal so zu werden.

Nach einer Woche Aufenthalt in dem Auffanglager „Teufelsklänge“ begann man, die einzelnen Familien in die umliegenden Dörfer zu verteilen und mit ihrem Gepäck auf Lastwagen abzutransportieren. Als einzige Familie unserer alten Heimatgemeinde kamen wir nach Hettingen, wo just dieser Geistliche vom Güterbahnhof, Heinrich Magnani, der spätere eigentliche Begründer der Baugenossenschaft „Neue Heimat“, Pfarrer war.

Pfarrer Magnani nahm mich gleich in die Pfarrjugend auf und integrierte mich in die Runde der Gruppenleiter. Zum Weihnachtsfest schenkte er mir ein Jugendbrevier, in dem mich gleich ein lateinischer Satz faszinierte: „In te domine speravi, non confundar in aeternum“. Ohne zu wissen, was dieser Satz bedeutete, lernte ich ihn sofort auswendig und fragte bei Gelegenheit den Pfarrer nach dem Sinn. Erstaunt und erfreut gab er mir Auskunft: Das ist der letzte Satz aus dem „Te deum“. Es geht wahrscheinlich auf Augustinus oder Ambrosius zurück. Beide beteten es spontan zur Taufe des hl. Augustinus. Es ist bis heute Bestandteil des Breviergebetes der Priester. Und er fügte hinzu: „Wenn Du diesen Satz zum Leitspruch Deines Lebens machst, dann kann nichts schief gehen. Er lautet: Auf Dich, o Herr, habe ich vertraut, und ich werde nicht zuschanden in Ewigkeit“. Viele Male hat mich dieser Satz in schweren Stunden getröstet und getragen.

Als wir nach Hettingen kamen, war gerade in Buchen Aufnahmeprüfung für das Gymnasium. Vater meinte: Wenn Du willst, kannst Du sie machen. Ich wollte - und zu Schulbeginn war ich Sextaner am Gymnasium in Buchen. Aber meine Gymnasial-Karriere war schon nach einem Jahr beendet, denn im Jahreszeugnis brachte ich zwei „4“ nach Hause, in Mathe und Latein. Für meinen Vater war das geradezu eine persönliche Beleidigung, und für mich brach eine Welt zusammen. Seine Bemerkung: 'Meinen Eltern haben die Lehrer fast die Tür eingerannt: „Laßt den Buben studieren!“ Doch es war kein Geld da. Und Du!!! Du wirst arbeiten lernen!'

Er steckte mich in die Caritas-Schneiderei, die Pfarrer Magnani erst neulich mit einem Schneidermeister aus Mannheim aufgemacht hatte, der dort ausgebombt worden war. So begann ich das Schneiderhandwerk zu erlernen. Als der Meister eines Tages beim Abbügeln eines leichten Mantels in Wut geriet, weil ich beim Staffieren der Seitennähte verschiedene Male durchgestochen hatte, schlug er mir das edle Stück um die Ohren mit den Worten: „Aus Dir wird seiner Lebtag kein Schneider!“, da regte sich in mir zum wiederholten Mal ein zorniges „Jetzt erst recht!“

Während meiner Lehrzeit kam eines Tages ein junger Theologiestudent, Günther Uden, nach Hettingen, der junge Burschen anheuerte für die „Junge Aktion“ der Ackermann-Gemeinde. Er erwähnte auch, daß in Messelhausen in einem Kloster der Deutschen Augustiner-Provinz heimatvertriebene sudetendeutsche Augustiner eingezogen seien und begonnen hätten, Seelsorge und Jugendarbeit zu betreiben.

Mit einpaar Freunden fuhren wir mit dem Fahrrad an manchen Wochenenden die 60 km nach Messelhausen in der Nähe von Lauda, um uns das anzusehen. Was mich sehr beeindruckte, war das schlichte Ordensgewand, das diese Patres trugen - ein Schneider hat ja einen Blick dafür - und die lockere Art, wie sie mit den Jugendlichen umgingen.

Am Ende meiner Lehrzeit machte ich eine sehr gute Gesellenprüfung und ging ein Jahr später nach Stuttgart, das in mir bei einem Ausflug mit der Berufsschule 1950 einen sehr tiefen Eindruck hinterlassen hatte. Der Überlebenswille der Menschen, die in den Ruinen der Königstraße schon wieder ihre Waren anboten, war überwältigend.

So ging ich 1952 während der 'Saure-Gurken-Zeit' für die Schneider aufs Geratewohl nach Stuttgart. Im Gesellenhaus der Kolpingfamilie in der Heusteigstraße fand ich Unterkunft und viele Freunde. Es wurde mir zur zweiten Heimat. Die Abende waren ausgefüllt mit Fortbildung, mit Vorträgen; oder wir nähten in unserer Schneiderwerkstatt Anzüge für unsere Mitgesellen. Es war eine wunderbare Zeit. Am Sonntag Nachmittag schwärmten wir aus. Entweder auf den Killesberg oder den Monte Scher-

belino - so nannte man den Schuttberg nach der Bombardierung der Stadt - oder in die nähere Umgebung der Stadt.

Eines Sonntags machten wir uns auf den Weg den Bopser hinauf, um das Fernsehloch, in dem heute der Fernsehturm steckt, in Augenschein zu nehmen. Beim Weiterwandern, nach Sillenbuch hinein, kommt uns wie von ungefähr ein Mönch entgegen, ein Augustiner, wie ich gleich sachkundig konstatierte. Es war P. Paulus Sladek. Auch er kannte mich von Messelhausen her und lud mich ein, die Augustiner in dem neuen Klösterle in der Kleinhohenheimer Straße zu besuchen.

Das tat ich eines Tages und traf auf zwei junge Burschen: ein Kaufmann aus Mannheim und ein Maler und Gipser aus Bietigheim. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß die beiden im Frühjahr nach Wien gehen und dort innerhalb von zweieinhalb bis drei Jahren das Abitur machen sollten, um dann im Augustinerorden Priester zu werden. Pater Paulus fixierte mich und sagte: „Das schaffst Du auch!“

Beim nächsten Besuch bei meiner Mutter sagte ich ihr so beiläufig: „Du, Mutter, ich geh ins Kloster“. Sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Ja, was ist denn in Dich gefahren, Du hast doch einen Beruf!“ Am nächsten Morgen sagte sie mir - wahrscheinlich nach einer durchwachten und durchbeteten Nacht. „Wenn Du meinst, daß das Dein Weg ist, dann mußt Du ihn gehen!“

Anfang Februar 1955 fuhren wir also zu dritt nach Wien. Die Umstellung war nicht leicht. Aber wir schafften es alle drei. Horst Kopfmüller, der Kaufmann, machte nach zweieinhalb Jahren die Matura und heiratete wenig später das Mädchen, das er bei der Augustiner-Jugend kennengelernt hatte. Ich riskierte wegen Mathe eine Wiederholung in Latein - das ich ja später dringend brauchte - und hatte in drei Jahren die Matura in der Tasche; und Gernot Richter brauchte eine Weile länger. Er begann ein Theologie-Studium in Wien, heiratete aber später und wurde Religionslehrer. Wir verloren uns eine Weile aus den Augen.

Im Sommer 1958 trat ich in das Noviziat der Augustiner ein, das ich nach einem Jahr mit der einfachen Ordensprofess beendete. So war ich also nun Mitglied des Augustinerordens und sollte mit dem Wintersemester an der Uni in Würzburg das Theologiestudium beginnen. Aber es kam anders: Ein Professor unserer Ordenshochschule in Rom war zu Besuch, Pater Johannes Gavigan. Während eines Gesprächs sagte er plötzlich zu mir: „Du mußt in Rom studieren, zumindest die Philosophie!“ P. Paulus war sofort einverstanden, da in Würzburg zu dieser Zeit die Existenz-Philosophie von Martin Heidegger sehr in Mode war, und er wollte, daß ich die

Scholastische Philosophie als gediegene Grundlage für das Theologie-Studium bekäme.

So kam ich nach Rom, lebte im internationalen Colleg der Augustiner und studierte im 'Angelicum', der päpstlichen Hochschule der Dominikaner. Der Anfang fiel mir ungeheuer schwer. Die Vorlesungen wurden in lateinischer Sprache gehalten, die zudem noch eingefärbt war durch das Idiom der Muttersprache der einzelnen Professoren: italienisch, englisch, spanisch, französisch. Am besten verstand ich natürlich den Deutschen. Mit dem Mut der Verzweiflung quälte ich mich durch das erste Semester. Vor der ersten Semesterprüfung in drei verschiedenen Fächern war ich drauf und dran, aufzugeben, sollte ich auch nur in einem Fach durchfallen. Aber da kam wieder dieses „jetzt erst recht“, und es ging. In einem Fach bekam ich sogar eine 9 = cum laude. Das gab mir einen riesigen Auftrieb. Nach zwei Jahren schloß ich das Studium der Philosophie in Rom mit dem Baccalaureat ab, um in Würzburg Theologie (auf deutsch!) zu studieren, weil ich ja in die Seelsorge wollte.

Nach meinem Aufenthalt in Wien und Rom war Würzburg nun eher eine liebenswerte Kleinstadt. Auch das Studium verlief ohne größere Zwischenfälle, und meine früheren Mitnovizen nahmen mich wieder freudig auf.

Unser Fundamental-Theologe Dr. Hasenfuß war ein gescheiter Mann, aber ein bißchen ein Original. „Erstsemester bei ihm bekamen in der Prüfung grundsätzlich eine 2-3 oder 3. Ich wettete mit meinen Mitbrüdern, daß ich mindestens eine 2 bekommen würde. Die Prüfung bei ihm verlief sehr freundlich und problemlos. Zum Schluß legte ich ihm den Notenzettel hin. Er schaute mich an: „Sie sind bei mir im 1. Semester?“ Ich bejahte und er schrieb darunter eine 2-3. Ich schob ihm den Zettel zurück: „Herr Professor, diese Note kann ich nicht akzeptieren. Ich habe zwei Jahre in Rom studiert und bin Baccalaureus der Philosophie. Seine Miene erhellte sich und er sagte: „Ach, Herr Kollege, warum haben Sie das nicht gleich gesagt!“ und er änderte die Note in eine „2“. Ich bedankte mich und wir verabschiedeten uns mit Handschlag.

So verging die Zeit. Am 28. August 1962 legte ich die feierlich, ewige Profess ab und war nun mit dem Orden der Augustiner sozusagen verheiratet. Ich empfang die Diakonweihe, am selben Tag, als ich meine Führerscheinprüfung ablegte. Und nach Abschluß des Studiums und nach den entsprechenden Prüfungen wurde ich am 6. September 1964 in Zwiesel, im „Dom des Bayerischen Waldes“, durch den Bischof des Vatikans, Petrus Canisius Van Lierde, zum Priester geweiht. Er war Holländer, und bei seiner auf deutsch gehaltenen Ansprache sagte er: „Wir haben einen

Priester gemacht“, und fragte in die voll besetzte Kirche hinein: „Kann man so sagen?“ Alle nickten und klatschten. Um auf dem Boden zu bleiben, hatte ich für mein Primizbild das Pauluswort aus dem zweiten Korintherbrief gewählt: „Wir tragen diesen Schatz in irdenen Gefäßen“.

Nach meiner Priesterweihe war ich zunächst in unseren Juvenaten Zwiessel und Günzburg in der Jugenderziehung tätig. 1973 wurde ich Pfarrer von St. Monika in Ruit a.d.F. Diese Pfarrei war ebenso wie St. Michael in Sillenbuch und St. Thomas Morus in Heumaden durch die Augustiner errichtet worden. Nach dem Tod von Pater Müller, einem Palottiner, übernahm ich zusätzlich die Pfarrei St. Maria Königin in Kemnat.

Auf meinen ausdrücklichen Wunsch hat mich Bischof Gebhard Fürst zu meinem 70. Geburtstag im September 2003 von meinen Verpflichtungen als Pfarrer entbunden und in den Ruhestand versetzt.

Am 6. September 2004 durfte ich mein 40-jähriges Priesterjubiläum feiern. Für mein Andenken-Bild wählte ich das Psalmwort: „Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er Dir Gutes getan hat!“

Daß mir der gütige Gott eine einigermaßen stabile Gesundheit geschenkt hat, so daß ich noch da und dort aushelfen und meine priesterlichen Dienste anbieten kann, dafür danke ich ihm jeden Tag. Wenn ich noch einmal auf die Welt käme, würde ich denselben Weg, der oft genug ein Kreuzweg war, wieder gehen. Alles ist Gnade!

Weiterer Bericht von Clemens Richter in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band I: Vor Lynchjustiz in Groß Petersdorf gerettet

Hans-Dieter Schindler

Alte Heimat - neue Heimat: Meine Integration im Westen

Am 16. Juni 1941 wurde ich als einziges Kind meiner Eltern, dem Eisenhändler Johann Schindler vom Stadtplatz in Odrau und seiner Ehefrau Elisabeth geb. Pleban, geboren. Meine Großeltern väterlicherseits wohnten in der Gregor-Mendel-Straße in Odrau, die Großeltern mütterlicherseits am Stadtplatz in Odrau. Mein Vater fiel als Angehöriger der deutschen Wehrmacht im Dezember 1942 bei den Kämpfen um Stalingrad. So war ich mit einem Jahr bereits Kriegswaise. Wie gut, daß meine Großeltern noch da waren und uns helfen konnten.

Aus der Kinderzeit ist mir wenig in Erinnerung geblieben - ein klassischer Filmriß. Noch gegenwärtig sind mir Erlebnisse bei der Flucht im April 1945: Zerstörte Panzer in den Straßengraben und zerschossene Wehrmachtsfahrzeuge. Unser Treck endete in Deutsch Brod in Südböhmen. Hier lagen wir auf dem Fußboden einer ausgeräumten Kirche. Mit einem Pferdefuhrwerk brachte uns Familie Lacina bis Dobischwald. Anderntags gingen wir, meine Mutter und ich, nach Odrau zurück.

Unklar ist mir bis heute, wo ich von Mai 1945 bis April 1946 lebte. War ich bei den Großeltern? Oder im Kinderlager? Meine Mutter war nämlich in das Internierungslager hinter dem Bahnhof gesperrt worden und wurde täglich von tschechischer Miliz mit aufgepflanztem Bajonett zur Arbeit in unsere ehemalige Eisenhandlung geführt. Abends dann ebenso zurück. Im Frühjahr 1946 war ich einige Wochen im Kindergarten, einem für tschechische Kinder? Oder für deutsche, deren Mütter im Lager waren? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich war es das Internierungslager für Kinder, über das Frau Heneka in den „Erinnerungen an Odrau“ berichtet hat. Bis heute sind mir noch zwei tschechische Kinderlieder in Erinnerung.

Am 16. April 1946 verließen wir Odrau, mit dem 1. Transport im Viehwagon Nr. 32, so steht es noch heute auf Großvaters Holzkiste in der Garage. Wir fuhren über Prag, Furth im Walde, Augsburg und kamen am Karsamstag den 20. April 1946 in Neuburg an der Donau an. Wenige Tage später brachte man uns mit meinen Großeltern Pleban und anderen Familien aus Odrau ins einige Kilometer westlich gelegene Staudheim, einem Ort mit 50 Hausnummern und 300 Einwohnern. In einer Seitenstraße wurden wir mit unserer geringen Habe vom LKW abgeladen. An diesem

Tag waren wir ein Schauobjekt für die ortsansässigen Bauern, die wohl nach Arbeitskräften Ausschau hielten, doch mit uns Vieren war nicht viel zu machen.

Meine Großeltern kamen in ein Austragshäuschen mit einer Stube und einem Abstellraum. Das Beste an dieser 'Wohnung' war der Kachelofen. Großvater kümmerte sich um die Holzbeschaffung aus den Donauwäldern und Großmutter arbeitete im uns zugewiesenen Teil des Gemeindegartens. Mutter und ich wurden am anderen Ortsende bei einem Schäfer einquartiert, in einem Zimmer, das für uns gleichzeitig Schlafstelle und Küche war. Mutter konnte einige Zeit bei einem Kleinbauern mithelfen. Ihr Arbeitslohn: eine Reichsmark pro Tag. Trotzdem war es hilfreich. Doch welch ein Kontrast: Von der Eisenhandlung in den Kuhstall! Später häkelte sie Bettjacken für eine Neuburger Firma. Der umgerechnete Stundenlohn betrug etwa 20 Pfennige.

Großvater hat die Vertreibung nie überwunden und sprach oft von unserer Heimatstadt. Im Oktober 1949 erlag er mit 72 Jahren einem Krebsleiden. Im Herbst 1952 konnten wir ein noch nicht fertiggestelltes Einfamilienhaus mieten. Elektrischen Strom erhielten wir erst, als wir uns einen Elektroherd kauften. Wasser gab es im Freien aus dem Pumpbrunnen. In den kalten Wintern der fünfziger Jahre fror es öfters in den Kücheneimern ein. Trotz allem: Wir hatten ein Heim.

Am Ort gab es nur eine Volksschule. Die Oberrealschule in Neuburg war schwer zu erreichen. So nahmen mich Onkel und Tante Gerlich für zwei Jahre in Gunzenhausen auf und meldeten mich an der dortigen Realschule an. Ab 1954 hielt endlich der Schienenbus in Staudheim und ich durfte wieder zurück zu Mutter und Großmutter. Bis zum Abitur besuchte ich dann die Oberrealschule in Neuburg.

Nach dem Abitur studierte ich Betriebswirtschaft an der Universität München. Zimmerkollege in den ersten Semestern war Rudi Balhar, auch ein Odrauer, Sohn von Rudolf Balhar, dessen schweres Schicksal seine Frau im Band II der „Erinnerungen an Odrau“ beschreibt. Nach Rudis Studienabschluß hatte ich erstmals in meinem Leben ein eigenes Einzelzimmer - mit 24 Jahren! Meine Berufstätigkeit führte mich über ein Steuerberatungsbüro in Neuburg schließlich nach Stuttgart zu einem bekannten Versicherungsunternehmen, bei dem ich 27 Jahre im Rechnungswesen tätig war. Jedes Wochenende pendelte ich zu meiner Mutter nach Bayern.

Meine Mutter lebte nach wie vor in Staudheim. 1959 machte der Besitzer des Einfamilienhauses Eigenbedarf geltend und wir standen damals mehr oder weniger wieder auf der Straße. Zum Glück war Großmutter schon 1946 mit einer Bäuerin in Staudheim in Kontakt gekommen, und so war es

uns möglich, in deren Bauernhaus im ersten Stock Unterschlupf zu finden. Bereits 1959 wurde ich Firmpate des ältesten Enkels. Ich bin ihm heute noch sehr verbunden.

Da sich aber die Bauernfamilie sehr vergrößerte und die Enkelkinder Zimmer brauchten, zogen wir 1963 - während meiner Studienzeit - ins nahe Burgheim in eine geräumige Dachgeschoßwohnung. Im September 1980 endlich war es Mutter und mir vergönnt, in unser eigenes Einfamilienhaus in Burgheim zu ziehen. Jetzt waren wir daheim.

Großmutter war bereits 1974 im 92. Lebensjahr verstorben, so daß ich mit Mutter alleine war. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich seit 1991 allmählich. 1996 gab ich meine Berufstätigkeit in Stuttgart auf, um meine Mutter, die sich unter so schweren Bedingungen um mich bemüht hatte, zu pflegen. Sie verstarb mit 86 Jahren im Februar 2000.

In dieser Zeit war es mir möglich, mich um die „Odrauer Sammlung“ der Familie Gerhard und Josefine Joksch in Neuburg zu kümmern, die sie mit großem Einsatz zusammengetragen hatten. Herr Joksch war bereits 1991 gestorben. Mit Unterstützung des Historischen Vereins Neuburg fotografierte ich und beschrieb die noch vorhandenen Ausstellungsstücke. Ich erstellte 693 Karteibögen für die Exponate und 209 Bögen für die Archivalien, also das Schriftgut. Meine Arbeit entsprach auch einer alten Familien-Freundschaft: Sie reicht bis ins Jahr 1902 zurück, als unsere Großmütter erstmals gemeinsam im Odrauer Kirchenchor sangen!

Nach dem Tod meiner Mutter ging ich vorzeitig in Rente. Mein Hobby war immer schon Geschichte und speziell Heimatforschung. Dadurch kam ich auch in Verbindung mit der Kommunalverwaltung und den örtlichen Vereinen, in denen ich mehrfach Aufgaben übernahm und wertvolle gesellschaftliche Kontakte knüpfte. Mit vollem Bewußtsein kann ich als geborener Odrauer heute von mir behaupten: Ich bin in Westdeutschland und in unserem Ort voll integriert.

Trotzdem rissen meine Kontakte nach Odrau eigentlich nie ab. Viermal war ich seit 1990 in der alten Heimat zu Besuch. Bei meiner letzten Reise im Mai 2004 war auch meine Partnerin aus Neuburg, meine 'Queeny', dabei. Sie war begeistert von den vielen Schönheiten dieser Gegend, vom Odertal, den Städtchen im Kuhländchen, von den Stadtplätzen, den Parks und Schlössern, besonders dem Schloß Grätz, in dem schon Beethoven vor 200 Jahren musiziert hatte. Ja, ich habe eine schöne Heimat, aber hier im Westen ist meine neue Heimat, hier bin ich zu Hause.

Adolf Schneider

Mit 25 Jahren selbständig

1928 wurde ich in der Schneckengasse in Odrau geboren und wuchs in einem zwar armen aber ehrbaren Elternhaus auf. Nach dem Besuch der Volks- und Bürgerschule in Odrau begann ich in Jogsdorf mit der Ausbildung zum Maschinenschlosser, die ich jedoch nicht beenden konnte, da ich mit 16 Jahren zum Arbeitsdienst und danach zur Wehrmacht eingezogen wurde.

Das Kriegsende im Mai 1945 erlebte ich in Österreich in der Nähe von Wien und kam hier auch in russische Kriegsgefangenschaft. Mit damals 17 Jahren war dies eine harte Schule. Ich wurde nach Rußland in die Ukraine verfrachtet, und auch mir blieb das schlimme Los und der Hunger der Kriegsgefangenschaft nicht erspart.

Von Hunger und Heimweh getrieben riskierte ich zwei Fluchtversuche aus den Gefangenenlagern, die natürlich mißglückten, da ich die russische Sprache nicht beherrschte und jede Brücke mit Wachposten besetzt war.

Bei meinem ersten Fluchtversuch im Winter 1945 stieg ich auf einem Bahnhof in einen Tankwagen und hoffte in meinem jugendlichen Leichtsinne, daß der Zug in Richtung Rumänien fahren würde. Da es sehr kalt war, hielt ich mich durch Bewegung warm. Dies wurde leider gehört, und aus war es mit meiner Flucht. Danach wurde ich in ein Hauptlager nach Dnjepropetrowsk transportiert und bei dem Lagerkommandanten, einem jüdischen Offizier, abgeliefert und von ihm verhört. Er sprach jiddisch mit mir, was ich gut verstehen konnte. Als ich ihm schilderte, wie lebensverachtend und unmenschlich wir behandelt wurden, wie ich fast ohne Verpflegung in einem Erdloch, das ich mir graben mußte und das mit Stroh abgedeckt war, dahingevegetierte, habe ich etwas erlebt, das ich nicht erwartet hatte, besonders nicht von einem Juden, der ja wußte, wie die Juden in Deutschland verfolgt und umgebracht worden waren:

Er führte mich in die Küche des Lagers und ich konnte mich nach einem halben Jahr der Entbehrungen erstmals wieder satt essen. Meine Arbeit war leicht, ich hatte die Unterkünfte der Offiziere in Ordnung zu halten. Vor diesem Menschen habe ich bis heute die größte Hochachtung.

Leider kam ich dann wieder in ein anderes Lager, wo das alte Elend weiterging. Von dort bin ich zum zweiten Mal geflohen. Ich wartete in

einem Wäldchen die Nacht ab, um im Schutze der Dunkelheit weiter zu fliehen. Doch das Wäldchen war bereits vom Wachpersonal umstellt. Sie schossen sofort und ohne Zuruf auf mich. Gott sei Dank wurde ich nicht getroffen. Was dann aber über mich hereinbrach, war fast schlimmer als der Tod. Mit Gewehrkolben wurde ich bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen, dann mit Wasser übergossen, und als ich wieder aufstehen wollte, gingen die Schläge erneut auf mich nieder. Auch das habe ich überlebt.

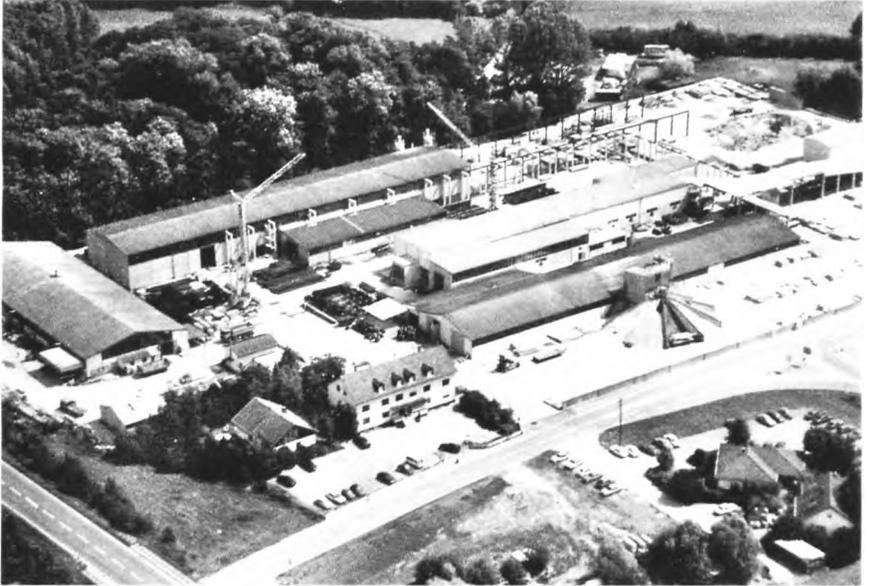
Danach wurde ich 1946 in einer 45-tägigen Bahnfahrt in ein Straflager nach Kasachstan transportiert, wo ich in einem Bergwerk arbeiten mußte. Dort starben sehr viele Gefangene. Trotz Malaria und Amöbenruhr habe ich überlebt und wurde 1949 endlich entlassen, obwohl ich die Hoffnung schon aufgegeben hatte. Nach dieser harten Schule konnte mich in den folgenden Lebensabschnitten nicht mehr viel erschüttern.

Meine Eltern waren 1946 aus Odrau vertrieben und nach Baden umgesiedelt worden. Sie hatten sich bis zu meiner Heimkehr schon recht gut in der neuen Heimat eingelebt und waren von der einheimischen Bevölkerung anerkannt.

Da mein Vater von Beruf Maurer war, arbeitete er in einem kleinen Betonwarengeschäft, das Dachziegel und Hohlblocksteine fertigte. Der Inhaber war Maschinenbauingenieur. Er suchte deshalb eine andere Tätigkeit und bot meinem Vater den kleinen Betrieb zum Kauf an. Mein Vater pachtete den Betrieb zunächst und kaufte ihn später. Gleich nach meiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft arbeitete ich bei ihm. So war auch mein Lebensweg, der ursprünglich ganz anders verlaufen sollte, vorgezeichnet. Die Vertreibung hatte Spuren im Leben meines Vaters hinterlassen, er war nervlich stark belastet. Deshalb übernahm ich 1953 den Betrieb und wurde mit 25 Jahren selbständig.

Im selben Jahr heiratete ich meine Frau Anni geborene Schiffert, ebenfalls eine Heimatvertriebene, die aus dem Böhmerwald kam. Unserer beider Eltern brachten sich ebenso mit ihrer ganzen Arbeitskraft in den Betrieb ein wie meine Frau. Nur deshalb war es möglich, ohne Geld die ersten schwierigen Jahre zu überstehen. Im Laufe der Zeit wuchs der Betrieb kontinuierlich. Als die Betriebsstätte zu klein wurde, erwarb ich von der Gemeinde Huttenheim ein 4 Hektar großes Industriegelände. Darauf entwickelten wir eine moderne Betriebsstätte mit einer Kapazität von 15.000 Bims-Hohlblocksteinen pro Tag sowie großformatige Hohlkörperdecken, Plattendecken und Fertigteile für den Wohnungsbau. Bei Plattendecken erreichte der Ausstoß 2.000 qm pro Tag. Später kam eine Montagefirma dazu, so daß wir Häuser und Wohnblöcke in eigener Regie erstellen und schließlich Bauwerke auch schlüsselfertig anbieten konnten.

In dieser Zeit beschäftigte ich ca. 150 Mitarbeiter und konnte in unserer Region einen guten Namen hinsichtlich Zuverlässigkeit und Qualität erwerben.



Man kann leicht nachvollziehen, daß ich gar keine Zeit hatte, irgendwelchen Dingen aus der Vergangenheit nachzutruern. Als 1965 die Grenze zur Tschechoslowakei etwas offener wurde, zog es mich trotzdem sofort nach Odrau. Ich merkte, daß ich es in vielerlei Beziehung anders in Erinnerung hatte. Trotzdem war es für mich wichtig, die alte Heimat noch einmal zu sehen, die Stadt, das Odertal, und vor allem auch unsere Schule, die ich zwar nur 8 Jahre besuchen konnte, in der aber hervorragende Lehrkräfte meinen zukünftigen Weg in der neuen Heimat geebnet hatten.

Nach der Wende, 1992, wollte ich mit damals 65 Jahren den Menschen in den neuen Bundesländern helfen. So wirkte ich vorerst als Berater bei 3 ostdeutschen Baufirmen mit, um ihre mangelnde Erfahrung in der freien Wirtschaft auszugleichen. Daraus wurde bald eine maßgebliche Beteiligung mit hohen Investitionen beim Aufbau eines Fertigteilerwerkes mit modernsten Geräten. Innerhalb von fünf Jahren gelang es uns, diesen

Betrieb zusammen mit meinen Mitarbeitern zu einem bedeutenden Faktor in der Region zu machen. Fast alle großen Baustellen wurden dort mit unseren Fertigteilen beliefert.

Im Rückblick auf mein Leben bin ich durchaus ein wenig stolz auf die Leistung, die wir erbringen konnten. Meine Frau und ich sind nun schon mehr als 50 Jahre verheiratet. Wir haben drei Töchter, Helga, Ingrid und Sabine. Mein ganzer Stolz gilt auch meinen sieben Enkeln. Alle sind anständige und zuverlässige Menschen geworden. Ich selbst bin bis heute noch in der Firma tätig und übe als Gesellschafter und Beirat überwachende und beratende Tätigkeit aus.

Dies ist in einem kurzen Überblick meine Lebensgeschichte nach der Vertreibung; ich hoffe, daß ich bei guter Gesundheit noch einige Jahre im Kreis der Familie genießen kann.

Emmanuel Schneider

Meine Erfahrungen in der Optimit halfen mir sehr

Als Kriegsgefangene in Rußland konnten wir es kaum glauben, was wir aus unserer Heimat hörten: Der Krieg war zu Ende, aber schreckliche Tage und Wochen daheim, dann die Vertreibung. Im November 1946 erhielt ich den ersten Brief meiner Eltern aus ihrem neuen Wohnort in Bayern. Es stimmte also, auch sie waren vertrieben worden. Wie gerne wäre ich zu ihnen. Mein Fluchtversuch aber aus der Gefangenschaft östlich von Moskau in Richtung Kaukasus mißlang, in den 'Erinnerungen an Odrau' habe ich darüber berichtet. Erst Ende 1949 wurde ich entlassen.

Ich fuhr sofort nach Schwarzenau am Main, dem Dorf, in dem meine Eltern inzwischen lebten. Alles war fremd für mich. Eine alte Frau half mir: Gehen Sie die nächste Straße rechts, danach ein großer Bauernhof, dort finden Sie Ihre Eltern! Der Torbogen war geschmückt, man erwartete

mich bereits, mir wurden die Augen feucht. Ein kleiner Raum im ersten Stock. Es gab keine Worte, wir sind in Tränen erstickt.

Im Dorf gab es keine Arbeit. So bewarb ich mich in München bei der Firma Metzeler. Am 2.1.1950 wurde ich zur Vorstellung eingeladen. Für die Fahrtkosten hatte uns die Bäuerin 50 DM geliehen, denn mein Entlassungsgeld hatte ich inzwischen in ein Fahrrad investiert, damit wir etwas beweglicher waren und mein Vater seine 8 km entfernte Arbeitsstelle nicht mehr im täglichen Fußmarsch erreichen mußte. Aufgrund meiner Zeugnisse aus der Gummifabrik Optimit in Odrau wurde ich eingestellt. Nun brauchte ich noch eine Schlafstelle in München. Das war sehr mühsam. Flüchtlingsamt, Antrag auf Zuzugsgenehmigung, Ablehnung, Krach, schließlich doch ein Bett in einem Schlafsaal zusammen mit 70 Männern, und endlich Arbeit im Gummi-Werk.

Die erste Zeit war hart. Ich sparte an allem. Langer Fußmarsch zur Arbeitsstelle, um Fahrgeld zu sparen, ein karges Kantinenessen, sonst kaum mehr als trockenes Brot und Wasser. Später baute unsere Firma zwei Baracken, da zog ich ein. Vier Junggesellen wohnten wir in einem 9 qm großen Raum: Es war ein Fortschritt.

Nach kurzer Zeit stellte ich zu meiner Freude fest, daß mehrere Landsleute aus der Odrauer Optimit bei Metzeler arbeiteten. Wir waren gerne zusammen und halfen uns gegenseitig, verbrachten auch manche gemeinsamen Stunden außerhalb der Arbeit. Meine Erfahrungen während meiner Tätigkeit in der Technischen Abteilung der Optimit halfen mir viel, ich wurde Vorarbeiter, dann Werkmeister, arbeitete erst in der Abteilung für die Schlauchproduktion, dann für Luftboote und Campingausrüstung. Ich konnte auch meinen Vater in die Firma holen. Gemeinsam bezogen wir eine kleine Wohnung, in der ein 9 qm kleines Zimmer für mich reserviert war. Unmöglich kann man sich heute vorstellen, welch ein Fortschritt das damals war, in welch einer Armut wir begannen.

Bald lernte ich in München ein liebes nettes Mädchen kennen. Ich war nicht mehr der Jüngste und dachte ans Heiraten. Sie war einverstanden, trotz meiner ärmlichen Lage; wir heirateten. Bis heute hat sie es mit mir ausgehalten, trotz meiner Unrast. Bald kam unser Sohn Günter zur Welt und unser kleines Zimmer wurde für uns drei ziemlich eng. Wir wußten Rat: Der Korb, in dem unser Sohn schlief, wurde an die Decke gehängt. Wir arbeiteten viel, schlossen einen Bausparvertrag ab und kauften, als ich 1956 Spätheimkehrergeld bekam, ein Grundstück außerhalb von München.

Jede freie Stunde arbeiteten wir nun auf unserem Grundstück. Vorerst bauten wir eine Garage, in die wir während des Sommers einzogen. Im Winter ging es wieder zurück in das kleine Zimmer. Jede müde Mark

steckten wir in unser Vorhaben, mit Eigenleistung und Nachbarschaftshilfe entstand unser Haus. Gleichzeitig wuchsen in der Nachbarschaft 5 Doppelhäuser, ebenfalls von Heimatvertriebenen vorwiegend in Eigenleistung errichtet. Wir bildeten eine einmalige Arbeitsgemeinschaft, die Freundschaft hält bis heute an, obwohl unsere Kinder inzwischen ihre eigenen Kinder haben. Man kann heute nur staunen über den Fleiß und den Mut der Vertriebenen in der neuen Heimat.

Allmählich besserte sich unsere Lage. 1960 konnten wir unser Haus beziehen: Wir hatten wieder ein Zuhause! Bald kam unser zweiter Sohn Peter zur Welt. Meine Eltern zogen aus München ebenfalls bei uns ein und kümmerten sich um unsere beiden Jungen. So konnten wir täglich nach München zur Arbeit fahren, die Schulden mußten ja abbezahlt werden. Mein Sohn Günter absolvierte eine Banklehre, heiratete früh und hat einen Sohn, der Rechtswissenschaften studiert. Peter erlernte das Kfz-Handwerk; er heiratete und hat zwei Töchter, die noch zur Schule gehen. Sie wohnen auch in unserem Haus.

Doch zurück zu 1960. Wir waren zufrieden. Auch meine Eltern konnten ein angemessenes Leben führen. Und meine Arbeit lief erfolgreich. Mir wurde die Abteilung für Campingartikel übertragen, mehrere Gemeinschaftspatente mit meinem Chef entstanden in dieser Zeit. Als meine Abteilung nach Breuberg in den Odenwald verlagert werden mußte, ging ich in den vorgezogenen Ruhestand. Ich spürte die Zeit der Gefangenschaft und der mühevollen Arbeit in den Kohlegruben. Ich wollte nicht mehr wechseln. Doch dann ließ ich mich überreden und war doch mehrmals für einige Monate in Breuberg und half beim Aufbau der neuen Abteilung. Dann wollte ich endlich Ruhe haben.

Wieder kam es anders. Mein Chef hatte sich selbständig gemacht und arbeitete als Berater in Ostasien. Er bot mir an, mit ihm nach Japan zu gehen und ihm dort zu helfen. Erst lachte ich darüber, doch dann sagte ich zu. Eine neue Zeit begann für mich. Es blieb nicht bei Japan, auch Taiwan, Thailand, Süd Korea und China waren für mich Arbeitsorte, jeweils für mehrere Wochen, eine unglaubliche Zeit und Bereicherung für mich. Doch dann reichte es wirklich, hatte ich doch mein schönes Heim, Haus und Garten, in Bayern.

Durch die Vertreibung war unsere große Familie auseinander gerissen. Ich suchte die alten Beziehungen, erst recht nach der Wiedervereinigung. Erst reger Briefwechsel, danach Besuche der Verwandten, bei uns oder in Ostdeutschland, auch in Argentinien und Brasilien, wohin einige ausgewandert waren. Ich reiste viel. Oft fuhr ich in meine Heimatstadt Odrau, wo ich noch Klassenkameraden und alte Freunde habe. Sie hatten in der

Heimat kein gutes Leben gehabt, vor allem als zurückgebliebene Deutsche hatten sie es schwer. Immer wieder zieht es mich zu ihnen, in meine Heimatstadt, die längst nicht mehr der Fixpunkt meines Lebens ist.

Anfang 2004 noch einmal ein Höhepunkt: Mein früherer Chef feierte seinen 65. Geburtstag in Weihai in China. Er lud mich dazu ein. So flog ich, inzwischen 80 Jahre alt, im Januar 2004 noch einmal in die weite Welt, mit Freunden und ehemaligen Mitarbeitern. Es wurde ein sagenhaftes Fest, mit chinesischer Musik, Tänzen, Essen, Vorführungen, mit Rundreisen nach Peking, zur Chinesischen Mauer, Shanghai, im Kreis alter Kollegen und Vertrauter. Es war, als würde mein Arbeitsleben noch einmal an mir vorüberziehen.

Wann werde ich müde sein und im Garten sitzen? Wann werde ich die Blumen bewundern und ein kühles Glas Bier genießen? Ich weiß es nicht. Manchmal gibt es Momente, in denen ich mich an meine Jugendzeit in Odrau erinnere. Heimat ist eben Heimat. Trotzdem ist die Fremde längst zu meiner neuen Heimat geworden.

Weitere Berichte von Emanuel Schneider in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Segelflieger über dem Taschenberg

Kriegsende, russische Gefangenschaft, Flucht und Heimkehr

Band II: Von der Optimist in Odrau zu Metzeler nach München

Fridolin Scholz

Ein Lebensweg nach der Vertreibung 1946

Am 27. Juni 1946 verließen wir mit dem 3. Transport aus Odrau unsere Heimat, die für uns feindlich geworden war. 40 geschlossene Güterwaggons mit je 30 Personen und ihrem Gepäck, so verließen wir mit unbekanntem Ziel den Bahnhof Odrau, der abgesperrt war. Aber auf Wegen und Feldern längs der Bahn standen Odrauer, die noch nicht an der Reihe waren, teils auch Tschechen, und winkten uns zum Abschied.

Über Prag ging es Richtung Westen. Unterwegs erhielten wir manchmal auf Bahnhöfen etwa zu essen. Während der Fahrt, vor allem in der Nähe von Prag, mußten wir alle Schiebetüren an den Güterwagen bis auf einen kleinen Spalt geschlossen halten. In Furth im Walde waren wir in Deutschland angekommen. Registrierung, Versorgung, Desinfektion, Weiterfahrt. Letztlich landeten wir am Güterbahnhof von Heidelberg. Es war Wochenende, man mußte erst Platz für uns schaffen, wir warteten. Meine Mutter erinnerte sich, daß sie in Jogsdorf in einem Theaterstück mitgewirkt hatte, das in Heidelberg spielte; ein Bild mit dem Schloß hing in der Dekoration. Wer hätte damals gedacht, daß wir in dieses Heidelberg kommen würden!

Am Montag vorerst ins Massenlager in der Wilckenschule, ein paar Tage später in die Gaststätte „Schützenhof“, und schließlich meine Mutter und ich zusammen mit Familie Mader in einen Raum im „Römerhaus“. Wir waren mittellos, angewiesen auf Hilfsorganisationen, das Rote Kreuz versorgte uns mittags in der Bienenstraße mit einer Kelle Suppe. Später erhielten wir eine eigene Unterkunft, ein kleines Mansardenzimmer, die Toilette zwei Stockwerke tiefer. Hier blieben wir, hier starb meine Mutter 1955 nach schwerer Krankheit.

Mein Vater war 1944 als Soldat in der Slowakei gefallen. Meine Mutter war Vorarbeiterin in der Knopffabrik in Jogsdorf gewesen. In diesem Beruf gab es jetzt für sie keine Zukunft. Mit viel Glück kam sie im „Weißen Rössel“ in der Hauptstraße als Küchenhilfe unter, außerdem als Putzfrau in einem Büro. So verdiente sie das Minimum zum Leben. Ich machte Besorgungen für den Gastwirt, um auch etwas beizutragen, mit dem Leiterwägelchen kreuz und quer durch Heidelberg. Bald wurde ich eingeschult und schloß 1948 mit 15 Jahren die Volksschule ab. Da Vater fehlte, berieten Mutter und ich uns in allen Familienfragen, wir hatten ja nur uns allein.

Ich mußte eine Lehre beginnen, um eine Existenz aufzubauen. Mein sehnlichster Wunsch war, Förster zu werden. Das Forstamt vermittelte mir eine Stelle in einer Saatschule in Leimen. Dort eröffnete man mir, daß keine Aussicht auf eine spätere Stelle bestand, die aus Gefangenschaft zurückkehrenden Soldaten hatten Vorrang. Also nichts mit dieser Lehre. So entschloß ich mich für den Beruf meines Vaters, der Elektromeister in der Knopffabrik gewesen war. Mit viel Glück konnte ich als Elektrolehring in der Lehrwerkstatt der Landmaschinenfirma Lanz AG in Mannheim beginnen. Erst ein Jahr Schlosserlehre, dann in der Schmiede, und schließlich in der Elektrowerkstatt: Eine hervorragende Ausbildung, die in meinem späteren Berufsleben von großem Vorteil war. Nach 2 ¼ Jahren, im Herbst 1951, schloß ich die Lehre ab und erhielt einen Preis der Industrie-

und Handelskammer, da ich als einer der Besten von Mannheim und einer der drei Besten von Lanz abgeschnitten hatte. Ich war stolz und arbeitete als Betriebselektriker-Geselle weiter bei Lanz.

Parallel zu meiner Lehre hatte ich die Fachschule für Elektrotechnik, eine Höhere Gewerbeschule, besucht. Das waren harte Zeiten: Tagsüber Arbeit bei Lanz, am Abend die Schulbank drücken. Ich stand es durch und erhielt im Oktober 1953 mein Abschluszeugnis mit gutem Ergebnis.

1954 wechselte ich als Technischer Zeichner in die Konstruktions-Abteilung der Firma Brown Boveri AG (BBC). Es war eine interessante Arbeit, einmal erhielt ich gar für einen Verbesserungsvorschlag eine hohe Prämie. Als ich 1960 zur Montage- und Inbetriebnahme-Abteilung der Firma wechselte, bedeutete dies eine Wende in meinem Berufsleben. Ich wirkte mit bei der Inbetriebnahme von Industrieanlagen mit Schwerpunkt Walzwerke, sowohl im Werk als auch im Außendienst, in Deutschland, in Europa und in Übersee, stets eine hochinteressante Tätigkeit. Aufgrund meiner Erfahrungen, die Ingenieurkenntnisse voraussetzten, wurde mir 1966 vom Reg. Präsidium Karlsruhe der Titel „Ingenieur“ zuerkannt. Später wurde ich Gruppenführer mit Unterschriftsberechtigung i.A., und 1978 erhielt ich den Titel „Oberingenieur“ verliehen.

Im selben Jahr setzte mich BBC als Montage-Oberbauleiter für das Großprojekt „Stahlwerk für Nigeria - Afrika“ ein. Der Auftrag umfaßte die Montage und Inbetriebnahme der Elektro-Anlagen von der Steckdose bis zur Einspeisung der Hochleistungstransformatoren für das Stahlwerk mit 330 KV. Meine Tätigkeit in Nigeria endete mit der Übergabe der Anlage an den Kunden 1982. Meine Heimfahrt war ein ganz besonderes Erlebnis: Mit einem Landrover fuhr ich mit meiner Frau und unserer jüngsten Tochter quer durch die Wüste Sahara nach Norden und dann bis nach Hause - insgesamt 10.000 km.

Nach meiner Rückkehr nach Deutschland wurde ich von BBC in gleicher Weise mit der Oberbauleitung für Montage und Inbetriebnahme einer Stahl- und Walzwerk-Anlage in Libyen - Afrika betraut. Die Übergabe der Anlage an den Kunden erfolgte 1988. Danach trat ich in den Vorruhestand.

1957 hatte ich meine Frau Ursula geb. Horn aus Ziegenhals/Schlesien, heute Polen, geheiratet. Sie war wie ich nach dem Krieg aus ihrer Heimat vertrieben worden. Als frisch verheiratetes Paar zogen wir in mein Mansardenzimmer in Heidelberg, wo zwei unserer Kinder zur Welt kamen. Dieser Raum wurde nun wirklich zu klein. Für eine kinderreiche Familie war es schwierig, Wohnung zu bekommen. So zogen wir 1968 nach Zwischenstationen in unser neu gebautes Haus in Wiesenbach in der Silberstraße 7

ein, inzwischen hatten wir 5 Kinder. Endlich ein eigenes Zuhause! Wir waren glücklich.

Der Ruhestand bedeutete für mich keine Ruhe. Ich wirkte in der von meiner Frau gegründeten Firma „Umweltfreundliche Techniken und Systeme“ mit und entwickelte und verkaufte Thermische- und Photovoltaik-Solaranlagen und Regenwasseranlagen. Natürlich installierte ich sowohl eine Solaranlage auf dem Dach unseres eigenen Hauses sowie eine Regenwasseranlage, die uns mit Brauchwasser versorgt. Wir sind also daheim weitgehend unabhängig und helfen gleichzeitig dem Umweltschutz.

Segeln und Bergsteigen sind große Hobbies von mir. Mit meiner Frau erwarb ich das Bodenseeschifferpatent für Segel und Motor sowie den Sportboot-Führerschein, den Führerschein für Jachten - Küstenfahrt - und das Allgemeine Sprechfunkzeugnis für den Seefunkdienst. Viele schöne Törns führten uns an die französische Küste, zu den griechischen Kykladen und Sporaden und zur türkischen Küste. Meine Erlebnisse in den Bergen und am Meer habe ich in vielen tausend Dias festgehalten.

Bergsteigen ist meine andere Leidenschaft. Schon im Winter 1946, als ich mit meiner Mutter meinen nach Berchtesgaden ausgesiedelten Großvater besuchte und erstmals die Alpen mit ihren verschneiten Bergen sah, war ich begeistert. 1949 folgte meine erste Bergtour mit meinem Cousin Emil auf den 1772 m hohen Hochstaufen bei Berchtesgaden. 1956 trat ich in den Deutschen Alpenverein ein, wurde Jugendwart, Wegewart, Hüttenwart, Skihochtourenführer und während vieler Jahre Vorsitzender der Sektion Heidelberg. Ich schrieb eine Geschichte der Sektion Heidelberg nach alten Schriften und gab einen „Kleinen Führer für Sommer und Winter um die Heidelberger Hütte in der Silvretta“ heraus. Ich setzte mich dafür ein, daß die Kernzone um die Heidelberger Hütte in der Silvretta geschützt erhalten bleibt und nicht durch Skipisten von Ischgl-Samnaun zerstört wird. So gründete ich die SILVRETTA ALLIANZ, die zum Symbol des Widerstandes gegen die Seilbahngesellschaft und ihre rücksichtslosen wirtschaftlichen Interessen wurde.

Die Sektion machte mich zum Ehrenmitglied. Mein Tourenbuch umfaßt viele Besteigungen. Ich stand auf 700 Gipfeln, davon 305 in Höhen von 3000-4000 m, 30 von 4000 - 5000 m (3 mal am Mont Blanc, einmal Gesamtüberschreitung) und 6 mal in Höhen 5000 bis 6000 m, darunter der Kilimanscharo in Afrika. Langeweile kenne ich nicht.

Neben diesen Aktivitäten fühlte ich mich stets meiner Heimat und den Heimatvertriebenen verbunden. Schon 1946 fand ich zur Katholischen Jugend der St. Albertuskirche in Heidelberg. Diese Kirche war damals der alljährliche Treffpunkt der vertriebenen Odrauer und Fulneker. Ich erin-

neren mich gut an die Treffen in der Klingenteich-Turnhalle, wo mehrere hundert Landsleute aus dem Odertal zusammenkamen. Man dachte damals noch immer, daß es vielleicht einmal zurückgehen könnte. Später wurden die Odertaler Treffen in Osterburken eingerichtet. Seit 1995 engagiere ich mich für die Alte Heimat, Verein heimatreuer Kuhländler, als Vorsitzender und Geschäftsführer. 2001 konnte der Verein auf 50 Jahre Bestehen zurückblicken. Die Heimatzeitschrift, die sechsmal im Jahr herauskommt, hatte bereits 1998 ihr 50-jähriges Jubiläum begehen können. Bei dieser Arbeit kann ich mich auf die tüchtige und treue Hilfe meiner Frau verlassen, die die Schriftleitung für diese Zeitschrift übernommen hat.

2001 wurde ich zum Kreisbetreuer für Odrau und gleichzeitig zum Landschaftsbetreuer für das Kuhländchen gewählt. Inzwischen konnte ich einige Heimatbücher herausgeben, darunter das Buch „Kuhländchen - unvergessene Heimat“.

Durch gute Kontakte zu einem Großneffen von Johann Gregor Mendel, Lm. Prof. Dr. Walther Mann, und zu meinem Schulfreund Pater Clemens Richter, einem Urgroßneffen Mendels, konnte durch authentische Unterlagen in Zusammenarbeit mit der Sudetendeutschen Heimatpflege/München eine Ausstellung über den Großen Landsmann und Naturforscher zusammengestellt werden. Sie wurde zur bisher erfolgreichsten Ausstellung innerhalb der Sudetendeutschen Landsmannschaft und wurde an vielen Orten der Bundesrepublik und der Tschechischen Republik gezeigt.

Ich habe mich auch im Stiftungsrat der Deutsch-tschechischen Stiftung zum Erhalt des Geburtshauses von Gregor Mendel in Heinzendorf, heute Vrazne, CR, engagiert. Ich hoffe, daß dieses Projekt zum Erfolg führt.

Neben all diesen Aktivitäten bleibe ich der Natur und dem Naturschutz verbunden. Ich bin Mitglied im Bund für Naturschutz (BUND) und gab zusammen mit Geografen der Uni Heidelberg eine Broschüre über den Biddersbach, der Wiesenbach durchfließt, mit Untersuchungen der Wasserqualität und dem Leben im Gewässer heraus. Eine Natur-Landkarte mit historischen Angaben über die Gemarkung Wiesenbach folgte.

Auch in unserem Grundstück pflegen wir die Natur. Seit 1995 züchten wir Schafe, die fast ausgestorbene Rasse der Coburger Fuchsschafe, die besonders auf Wolle und Fleisch ausgerichtet ist. Damit betreiben wir Landschaftspflege, machen jährlich 4 bis 6 t Heu, das im Winter an die Schafe verfüttert wird, und pflegen unsere Streuobstwiesen. Sie werfen in guten Jahren 3 - 5 t Bio-Äpfel ab, die in einer Kelterei zu Bio-Apfelsaft verarbeitet werden. So ist unser Heim beliebter Treffpunkt unserer großen Familie, unserer fünf Kinder und - bis heute - unserer acht Enkel. Es herrscht immer Betriebsamkeit und immer ist etwas los. Daß mein Leben

bis heute so verlief und ich auf viele erlebnisreiche und lebensfrohe Stunden zurückschauen kann, verdanke ich nicht zuletzt meiner lieben Frau, die mir stets zur Seite stand und Freud wie Leid mit mir teilte.

Weitere Berichte von Fridolin Scholz in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Jogsdorf im Jahr 1938

Im Treck von Jogsdorf Richtung Westen

Tschechischer Terror in Jogsdorf

Band II: Mendels Geburtshaus in Heinzendorf

Ingrid Schuster geb. Schwarzendorfer

Probleme und Chancen der Vertreibung

Beim Pflaumen-Pflücken hatten sich meine Eltern kennengelernt: Meine Mutter, Tochter eines Bauern in Mankendorf, saß im Baum und pflückte, als mein Vater, ein Kfz-Meister aus Bautsch, mit dem Motorrad durchs Dorf fuhr, um bei den Bauern Blitzableiter zu kontrollieren; er sprach sie an. 1938 heirateten sie und zogen nach Bautsch nahe dem Odertal. Bald darauf mußte mein Vater als Soldat in den Krieg. Daher kehrte meine Mutter zu meiner Geburt 1940 zurück in ihr Elternhaus. So kam ich in Mankendorf bei Odrau zur Welt, 14 Monate später in Bautsch meine Schwester Astrid.

Aus den letzten Kriegstagen ist mir in Erinnerung, wie mein Vater, auf Genesungsurlaub daheim, mit meiner kleinen Schwester auf dem Arm und mit uns in unseren Luftschutzkeller lief, in dem schon mehrere Soldatenfrauen mit ihren Kindern und alte Leute aus unserem Haus und unserer Straße saßen. Vor dem Haus war eine „Panzersperre“ aus dicken Holzbalken errichtet. Die russischen Panzer kamen trotzdem.

Ich erinnere mich an einen einschneidenden Vorgang im Spätsommer 1945: Am 4.9. gegen 10 Uhr kam ein Herr vom „Narodni Vibor“, der

tschechischen Gemeindeverwaltung. Er teilte meiner Mutter mit, daß ihr Mann, der gerade in seiner Kfz-Werkstatt gearbeitet hatte, 'abgeführt' worden sei. Mutti, die am Bettrand gesessen hatte, ahnte wohl, was diese Verhaftung bedeutete. Sie sank langsam aufs Kissen zurück. Trennungsangst bei mir. - Von da an waren wir ohne Vater, bis 1954.

Er wurde „zu sieben Jahren verurteilt“, wie man mir später wiederholt sagte. Er kam u.a. nach Bärn, Mürau, Zabreh, Marienthal, Joachimstal zum Uranabbau, Kunzendorf, Witkowitz etc. In Bärn konnten wir ihn einmal im Winter besuchen. Zu dritt stapften wir kilometerweit durch den Schnee, um Vati ein paar Lebensmittel zu bringen, einige Dosen, Selbstgebackenes, Worte des Trostes, der Liebe, der Hoffnung.

Mein Großvater Franz Vanek (verdeutschte Wanjek) war enteignet und zu Zwangsarbeit als Knecht auf einen tschechischen Bauernhof in Poruba gebracht worden - Oma konnte gottlob vorher sterben. 1946 wurde er mit zwei Töchtern nach Sandbach/Niederbayern ausgesiedelt. Sein Bruder Robert blieb in Mankendorf. Nun fühlte sich meine Mutter noch verlassener und fremder in ihrer entdeutschen Heimat. Sie wurde krank, mußte monatelang ins Krankenhaus. Wir Kinder wurden derweil wiederholt bei verbliebenen Deutschen untergebracht, 1948 auch einmal bei dem lieben kinderlosen Mischehepaar Mokry in Witkowitz. Frau Mokra war eine Deutsche aus Bausch. Als unerschrockene 'Mutter Courage' half sie selbstlos vielen inhaftierten, rat- und mittellosen Deutschen, auch uns. Wie damals unser Lebensunterhalt bezahlt wurde, ist mir bis heute ein Rätsel.

1947 durfte ich endlich mit meiner Schwester verspätet zur Schule. Ich saß neben meiner Freundin Ursl, die zweisprachig aufwuchs: Der Vater war Deutscher, die Mutter Tschechin. Bis heute verbindet mich eine tiefe Freundschaft mit ihr und ihrer Familie. Sie durfte Klavier lernen, ich zu meinem Bedauern nicht. Da ich nur Deutsch konnte, bekam ich in den ersten Tagen vom Unterricht nichts mit und schwätzte in der letzten Bank arglos mit Ursl, ohne zu merken, wie der Lehrer auf mich zuraste. Er zog mich nach vorne, warf mich über die erste Bank und versohlte mich. Ich hätte in Grund und Boden versinken wollen vor Scham: Nicht die Schläge waren es, sondern die Demütigung vor der ganzen Klasse, was schmerzte. Ich empfand die Strafe als ungerecht, da ich etwaige vorherige Ermahnungen nicht verstanden hatte. War es Haß gegen die Deutsche? Oder spontane Wut? Ein verantwortungsbewußter Pädagoge war er jedenfalls nicht. Ich lernte daraus: Keine Strafe ohne Begründung!

Daraufhin eignete ich mir schnell akzentfreies Tschechisch an, kam leicht in allen Fächern mit, meine Schwester auch, und lernte, mich anzupassen: Ich wollte sein wie andere Kinder, wollte am wenigsten durch

mein Deutschsein auffallen, was durch den fehlenden Vater und durch meine Mutter, die nur deutsch konnte, schwer und tabuisiert war. Ich fühlte mich jedoch nie wieder diskriminiert. Im Gegenteil: Als ich wegen einer Kinderkrankheit im Krankenhaus Witkowitz lag, besuchte mich meine Klassenlehrerin und brachte mir sogar ein Geschenk mit. Ich fühlte mich wohl und 'zu Hause' in der CSR.

Meine Mutter jedoch ganz und gar nicht. Sie wollte nur „raus“ zu Vater und Schwestern. Unzählige Gesuche schickte sie wegen Vater nach Prag und nach Deutschland, bat um 'Zuzugsgenehmigung'. In unserer verkleinerten Wohnung saßen wir ständig auf 'gepackten Koffern und Kisten', die ich noch heute aufbewahre. Einmal wurden wir, bereits mit anderen in der Sammelstelle Bautsch angekommen, mit 'Sack und Pack' wieder zurückgewiesen. Warum? Wegen des Vaters, der nachkommen sollte, jedoch nicht kam?

Im Herbst 1949 muß endlich die erlösende Nachricht eingetroffen sein: Wir durften weg. Im Frühjahr waren wir zwei Schwestern noch zur feierlichen Erstkommunion gegangen, im umgeschneiderten Brautkleid unserer Mutter. Ich war todunglücklich, wollte meine Freundin Ursl nicht verlassen und wenigstens „mein Bettgestell mitnehmen“, wie Mutti an Vati berichtete. Doch am 1.12.49 bestiegen wir, begleitet von Frau Mokra, den Zug und fuhren über Prag in das Aussiedlungslager Eger. Dort erlebte ich erstmals den Hl. Nikolaus im Bischofsgewand und Stockbetten! Ein herrliches tägliches Abenteuer: Astrid und ich schliefen oben, Mutter und Frau Mokra unten. Eger selbst war grau und unfreundlich, von Wallenstein wußte ich noch nichts. Unser guter Engel Frau Mokra begleitete uns bis zur Grenze - dann Abschied für immer; sie starb 1961.

Wir fuhren weiter nach Hof, wo uns Muttis „Onkel Josef“ Lipowski mit Frau aus Neutitschein erwartete. Die Weiterreise war beschwerlich: mit Handgepäck dreimal umsteigen, Ankunft um Mitternacht, Fußmarsch im Regen, Übernachten im Bahnwärterhäuschen, Astrid und ich schliefen auf der Bank sofort ein. Am Morgen stapften wir Richtung Opas neuem Zuhause in Sandbach auf einer Anhöhe, an drei Seiten von Wald umgeben, mit Blick auf die breite Donau. Die Tanten liefen uns freudestrahlend entgegen.

Gut zwei Monate hausten wir nun in einem Raum von etwa 12 qm, Vorräte und Kleider wurden in einer Treppenhausecke hinter einem Vorhang gelagert, links der Zimmertür stand ein kleiner runder Ofen zum Wärmen und Kochen, daneben und gegenüber drei Ami-Betten für Opa, Mutti und ihre ältere Schwester Hermi; für die jüngere Schwester Elli und uns Kinder wurden allabendlich 2 Strohsäcke ausgelegt, die des öfteren piekten. Aber

gefroren haben wir in dieser Enge nie, und zu Weihnachten erstrahlte sogar ein Christbäumchen!

In den nächsten zwei Jahren wechselten wir fünfmal die Wohnung. Ich fühlte mich lange Zeit nicht wohl in der für mich fremden Umgebung. Ich vermißte meine Freundin, hatte Heimweh nach meinem vertrauten Bausch mit seinem schmucken Ringplatz und der Barockkirche und empfand das dörfliche Umfeld hier als wenig anregend. Aber bald lernte ich Bayerisch und baute neue Freundschaften auf. Die Menschen waren freundlich und entgegenkommend; ein selbstbewußter Bauer, der uns ein Zimmer vermietet hatte, fragte wegen der Miete: „Frau S., ist Ihnen 5 Mark zuviel?“ Wir lebten damals von 110 DM „Soforthilfe“, von der Mutti aber noch etwas „für schlechte Zeiten auf die hohe Kante legte“. In einem ihrer Briefe an meinen Vater, die er alle sammelte und zurückbrachte - ich bewahre sie auf - schrieb sie ihm, wie glücklich und stolz sie darauf war, nun unabhängig, angstfrei und vorausplanend wirtschaften zu können. Vertrauen in die Zukunft und Hoffnung auf bessere Zeiten nach den unsicheren Jahren zuvor, trugen und beschwingten alle. Es herrschte Aufbau-Euphorie. Alle hatten wenig, Einheimische, Kleinbauern oft weniger als Soforthilfempfänger. Aber man teilte das Wenige miteinander. Mutti fühlte sich in Sandbach ausgesprochen wohl - die Kirche war nah, und viele Mankendorfer waren hier gelandet.

Nach Weihnachten mußten wir wieder zur Schule. Es war ein für uns Kinder weiter Weg von 2 km, durch Schnee und Matsch am Wald entlang. Das Schulgebäude gefiel mir gar nicht, es hatte vergitterte Fenster im Parterre, wie ein Gefängnis. Aber Lehrer Hahnel, Flüchtling wie wir, steckte mich gleich in die für mein Alter zuständige 4. Klasse. Daß mir Stoff fehlen könnte - kein Thema. In die gleiche Klasse ging auch Werner P., ein Nachbarbub aus Mankendorf, und unweit von Sandbach lebte Peppi K., meine erste 'kleine' Liebe im Mankendorfer Sandkasten.

Meine beste Freundin wurde - zufällig? - eine Neutitscheinerin, mit der ich heute noch in Verbindung stehe, wie mit meiner ersten Freundin Ursl. Unbeschwert träumten wir in die Zukunft, bauten Häuschen und spielten Familie; mir, der Vaterlosen, fiel dabei stets die Vaterrolle zu.

Manche meinten, ich sollte Lehrerin werden. Aber wie? Da baute, wie so oft in der Geschichte, der Pfarrer eine Brücke. Über eine Bekannte vermittelte er mich an die 'Lehrerbildungsanstalt Passau-Freudenhain'. Ich bestand die Aufnahmeprüfung und sah diese Herausforderung als Chance meines Lebens. Doch diese Schule mit Internat lag am Berg jenseits der Donau, wie sollte ich täglich und pünktlich dort hinkommen? Wieder vermittelte der Pfarrer: für mittellose Flüchtlinge gab es Stipendien, sog-

nannte „Ausbildungsbeihilfen“ nach dem BVG, die jährlich nach Zeugnisvorlage bewilligt werden mußten. Ich erhielt die Chance. Nach den Erfahrungen aller Entrechteten und Besitzlosen, die einmal bessere Zeiten gekannt hatten, war Bildung das wertvollste und höchste Gut des Lebens, vor allem für junge Leute. „Was man im Kopf hat, kann einem keiner nehmen!“ hieß es allenthalben.

Wie sehr gerade diese Schule meinen Anlagen entgegenkam, wurde mir erst später dankbar bewußt. Dieses musische Gymnasium mit Musik als Kernfach vermittelte als grundständige Fremdsprache Latein, die bis heute unbestritten optimale Voraussetzung zum Erlernen weiterer, nicht nur romanischer Sprachen. Mit seinen klaren, logischen Strukturen begeisterte mich diese Sprache, formte auch mein mathematisches Denken und inspirierte mich zum autodidaktischen Erlernen von Griechisch, Französisch und Italienisch. Englisch als erste Fremdsprache mit seiner Strukturarmut und Deutschähnlichkeit behindert diese Entfaltung eher. Schüler mit grundständigem Latein und einem einzigen Jahr Englisch, die nach dem 3. Gymnasialjahr in den mathematischen Zweig wechselten, waren oft weiter und besser als ihre Kameraden mit 3 Jahren Englisch.

Jede 'Freudenhainerin' mußte mindestens 1 Instrument lernen. Ich durfte endlich mit Klavier beginnen - ein Traum hatte sich erfüllt! In der 9. Klasse bereitete ich fast alle Mitschülerinnen auf das Musikabitur vor, indem ich sie bei Kunstliedern begleitete, die ich bis heute mit Hingabe singe, nun begleitet von meiner Tochter!

Vor allem aber haben unsere Lehrer grundlegende Kenntnisse und ein tiefes Verständnis für unsere abendländische Kultur in uns gelegt, nicht nur durch Wissensvermittlung, sondern durch ihr glaubwürdiges Vorbild, durch Vorleben: sie waren ebenso selbstlos wie selbstverständlich geradezu 'rund um die Uhr' für uns da im gemeinsamen Haus. Und heute? Natürlich wurde auch damals viel gemeckert. Wie zu allen Zeiten wußte die selbstbewußte Jugend immer schon alles besser und begehrte auf. So manchen vermittelten Werten und Traditionen begegneten auch wir skeptisch, kritisch bis ablehnend. Später war ich dankbar. Denn heute erfahren wir täglich, - verstärkt seit der Wende - wie Indifferenz, Beliebigkeit, Konsum-Primat, geistige Entwurzelung und Entchristlichung unseres Kontinents zu Orientierungs- und Werteverlust führen und schon geführt haben. Der Achtung und bewußten Aneignung tragender Werte sind wohl Zeiten zu-träglicher, in denen menschliches Streben auf Bleibendes gelenkt wird.

Ein Jahr nach mir kam auch meine jüngere Schwester auf mein Betreiben an unsere Schule. Sie wurde später Ärztin und praktiziert heute in München. Das war eine weitere große Chance für die Zukunft unserer

Familie. Meine Mutter begegnete meinen Plänen zunächst zögerlich - sie wollte wie Niobe wenigstens eine, die Kleine, Schwächere, für sich behalten. Letztendlich verzichtete sie aber selbstlos in Erkenntnis dieser einmaligen Chance für ihr Kind - zum richtigen Zeitpunkt.

Gottlob blieb Mutti nach diesem Verzicht nur ein knappes halbes Jahr noch allein. Am 15. Februar 1954 kam unser Vater heim. Die Gemeinde schickte eine Delegation zum Bahnhof Vilshofen, um ihn abzuholen, danach wurde ihm ein großer Empfang in Sandbach bereitet. Wir beiden Töchter wurden zu diesem Großereignis sogar von der Schule freigestellt und durften heimfahren. Wir hatten einander jahrelang zwar geschrieben, aber nicht gesehen und uns wohl auch verändert. Bei der Begrüßung und danach wirkte Vati eher unsicher, zurückhaltend, nicht gerade befreit, er sprach wenig und bedächtig, aber sagte nie ein negatives Wort über „die Tschechen“ oder ihr Land. Im selben Jahr kamen noch drei weitere Väter von Schülerinnen unserer Schule aus russischer Gefangenschaft frei. Ihnen zu Ehren gab es ein großes Musikfest.

Mein Vater war mitten in meine Pubertät gekommen. Ich wollte mich nicht mehr von ihm erziehen oder gar bevormunden lassen. Er hingegen sah in mir ein unbedarftes Kind, um dessen Liebe er rang, das ihm aber auch zu Gehorsam verpflichtet war. Ich wiederum sah in ihm den fremden Mann, der keine Rechte an mir hatte und sie sich dennoch nahm. Wir wußten zu wenig von einander und von Psychologie, so fanden wir lange nicht zusammen. Dies quälte uns beide und die ganze Familie. Seine Heimkehr, um die wir unter Muttis Anleitung täglich im gemeinsamen Abendgebet gefleht hatten, hat auch viele Schmerzen und Enttäuschungen gebracht, am meisten für meinen armen Vater selbst. Trotzdem blieben und hielten wir zusammen, weil man für einander eine bindende, selbstverständliche Verantwortung fühlte. Was geschähe heute bei nur auf Selbstverwirklichung bedachten Menschen?

Allmählich kehrte der Alltag bei uns ein. Doch Vater bekam keine Arbeit. 10 Jahre lang wurde er vom Arbeitsamt von einem kurzfristigen Job in den andern geschickt. Er galt mit 44 Jahren schon damals als zu alt und daher als zu teuer, mit zu geringer und darüber hinaus veralteter Berufserfahrung in den weiterentwickelten relevanten Branchen. Wahrscheinlich war er durch die belastenden Nachkriegserfahrungen, durch Einsamkeit, Hoffnungslosigkeit und Zweifel auch innerlich gebrochen und brauchte lange, sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden. Erst 1964 gelang es seinem Bruder, ihn in seinem erlernten Beruf bei der Bundeswehr in Neuburg/Donau unterzubringen. 10 Jahre später, am 22. Mai 1974,

verunglückte er tödlich auf dem Heimweg von seiner Arbeit mit dem Fahrrad - einen Tag vor seinem 64 Geburtstag. Eine weitere Tragik.

Erst 2 Jahre zuvor hatten meine Eltern - endlich - ein kleines Häuschen erwerben können, das Vati liebevoll und geschickt nach seinen Bedürfnissen gestaltete. Eine viel zu kurze Zeit von Besitzerstolz, Sorglosigkeit und Glück war ihm, inzwischen durch mich zweifacher Großvater, noch gegönnt, nach all den frustreichen Jahrzehnten. Mutti hat ihren Mann um 21 Jahre überlebt. Sie fühlte sich im Kreis ihrer geliebten Enkel und erweiterten Familie wohl und war bis zum letzten Tag ihres Lebens geistig rege und teilnehmend. Kurz vor ihrem 84. Geburtstag fiel sie endgültig „in ihr Kissen zurück“.

Ich hatte 1959 mein Abitur abgelegt und dann an den Universitäten München, Würzburg, Grenoble, Freiburg und Wien für das Lehramt an Gymnasien Französisch, Latein und, als drittes Fach, Archäologie studiert und mit Magister und Staatsexamen abgeschlossen. Gleichzeitig studierte meine Schwester Medizin in Würzburg, Mainz, Berlin und München. Zur Freude meiner Eltern heiratete ich einen bodenständigen Kollegen aus der Referendarzeit: wir waren vorher beide ans Gymnasium Pfarrkirchen versetzt worden. Schnell bekamen wir zwei heiß ersehnte Wunsch Kinder. Mein Sohn Georg, geboren 1971, ist heute Kommunikationswissenschaftler in München; die zwei Jahre jüngere Cordula studierte Musik und Französisch und zusätzlich Gesang am Mozarteum in Salzburg. 1980 bauten wir für die optimale Entfaltung unserer Kinder ein Haus, das jetzt für uns zwei viel zu groß ist. Inzwischen sind wir beide pensioniert.

Mein Mann ist recht seßhaft, ich aber reise gerne und viel, zu den Wurzeln unserer abendländischen Kultur, aber auch in meine alte Heimat. 1964 besuchte ich erstmals Prag, 1968 das Kuhländchen. Wir haben noch Verwandte und Freunde dort und wissen, welch bescheidenes Leben sie führen. Oft komme ich nun nach Prag. 1989 vermittelte mir die Deutsche Botschaft auf meine Bitte eine tschechische Familie, zum Zweck des gegenseitigen Besuches. Bald darauf besuchte uns ein wunderbares Prager Lehrer-Ehepaar mit zwei Töchtern im Alter unserer Kinder. Seitdem pflegen wir regelmäßigen Kontakt und gegenseitige Besuche, was sich auch auf unsere Schulen erstreckt. Seit 15 Jahren kommen jeden Juni 20 Prager Schüler zu uns, im September darauf unser Gegenbesuch. Nicht nur für die Schüler, auch für die begleitenden Lehrer sind die Begegnungen, Besichtigungen und kulturellen Veranstaltungen eine wertvolle Bereicherung. Ich fühle mich bei den Prager Familien und Freunden wie zu Hause und umgekehrt ist es ebenso. Und noch eine besondere Erkenntnis verdanke ich dieser deutsch-tschechischen Freundschaft:

Mein Leben lang hatte ich mich gefragt, warum mein Vater in der CR „zu 7 Jahren“ verurteilt worden war. Die übliche Antwort: „weil er deutscher Soldat gewesen war“, erschien mir nie plausibel. Die Deutsche Botschaft in Prag, die ich 1997 nach Öffnung der Archive um Hilfe gebeten hatte, fand nichts. Über Vermittlung meiner Prager Freunde wandte ich mich an das Justizministerium. Von dort erhielt ich im Januar 1999 eine Kopie: Mein Vater war auf Grund von Nachkriegsgesetzen am 16.10.1946 verurteilt worden: „vom Sondervolksgesetz in Olmütz zu einer Strafe schweren Kerkers von 7 Jahren Dauer, zu verbüßen in einer Sonderabteilung für Zwangsarbeiter, wegen freiwilliger Mitgliedschaft in der SS“. Ein Schlag!

Mein lieber, bemühter, sensibler, leidgeprüfter Vater, der in Glück und Schmerz weinen konnte, ein SS-Mann! Ich weiß nur, daß er keinem Menschen jemals ein Leid zugefügt hat und für seinen (möglichen) Jugendfehler 25 Jahre durch Krieg, Internierung und Arbeitslosigkeit bitter gebüßt hat. Es hatte keine persönliche Schuld vorgelegen. So manche Rätsel und Geheimnisse, Widersprüche und Ungereimtheiten dürften bestehen bleiben, vor einem so komplexen Hintergrund. Mir und anderen, denen die ‘Gnade der späten Geburt’ unverdient zuteil wurde, steht es aber nicht zu, aus heutiger Sicht zu richten oder gar zu verurteilen.

So hat nicht nur Krieg und Vertreibung, mehr noch unsere sudetendeutsche Herkunft unser Denken und Fühlen, unser Urteilen und unseren Familiensinn, unser Wert- und Rechtsbewußtsein geprägt und wir damit unsere Kinder. Aber sie wuchsen in eine Welt des Überflusses, der Wertschätzung von Genuß und materiellen Gütern hinein. Was Krieg, Heimatverlust, Armut und Diktaturen nicht fertig gebracht haben, das hat inzwischen dieser vorherrschende Zeitgeist ins Wanken gebracht: den Fortbestand unserer bisherigen gemeinsamen Wertebasis und unserer geistig-kulturellen Identität. Für deren Schutz und Belebung müßten heute alle verantwortungsbewußten Europäer, ungeachtet ihrer Herkunft aus Ost und West, sich einsetzen, wenn wir nicht zu einer rein profitorientierten Wirtschaftsgemeinschaft ohne verbindendes, tragendes, Identität stiftendes Fundament verkommen wollen. Unsere abendländischen Wurzeln, die das christliche Menschenbild geprägt und weltweit verbreitet haben, sind weiterhin tragfähig, aber nur, wenn auch künftige Generationen bewußt aus ihnen leben.

Ingeborg Sklarzik geb. Brossmann

Wir legten den Grundstein der Deutsche Schule in Washington, DC.

Es war im Frühjahr 1946, als meine Mutter, meine beiden jüngeren Brüder und ich nach einem dreiviertel Jahr im Arbeitslager Altstadt bei Trautenau in einem Viehwaggon ausgesiedelt wurden. Das Kriegsende hatte uns von Mankendorf aus dorthin verschlagen, wo wir unter Aufsicht von tschechischer Miliz in primitiven, verwanzten Baracken leben und mit leerem Magen schwerste Arbeit verrichten mußten. Nach einer mehrtägigen unmenschlichen Fahrt, eingepfercht mit über 30 Personen im Waggon, hielt der Zug kurz an. Durch einen Lüftungsschlitz des Viehwaggons erblickte ich ein Bauerngefährt auf einem Feldweg. Ich rief hinaus: „Wo sind wir?“ Die Antwort: „in Bayern“ löste bei allen einen unbeschreiblichen Jubel aus. Wir waren der Tyrannei entkommen. Ich war damals 17 Jahre alt.

Über das Auffanglager Weißenhasel, wo wir durch Zufall meinen Vater wiederfanden, der wegen Krankheit aus französischer Gefangenschaft entlassen worden war, landeten wir schließlich in München-Grünwald. Die Aufnahme dort war enttäuschend. Wir waren völlig uns selbst überlassen. Schließlich fand ich eine Gartenlaube, nach dem Strohlager in einem Gasthaussaal ein Fortschritt. Zu fünft in einem Raum, ohne elektrisches Licht, Wasser nur im Garten, waren wir doch glücklich, denn wir waren wieder zusammen.

Was sollte ich nun machen? Daheim hatte ich das Gymnasium in Neutitschein besucht, aber noch nicht abgeschlossen. Im Kultusministerium, das ich um Rat gefragt hatte, riet man mir, Lehrerin zu werden, nachdem auch mein Vater Lehrer war. Es herrschte Mangel an Lehrern. An der Lehrerbildungsanstalt in München-Pasing besuchte ich einen Einführungslehrgang. So konnte ich ab September 1946 in Freising als Lehramtsanwärterin beginnen und brauchte meine Eltern nicht mehr finanziell zu belasten. Denn zu dieser Zeit war mein Vater noch Arbeiter bei MAN.

Meine neue Heimat lernte ich schnell kennen. Als Junglehrerin wurde ich von der Regierung an Schulen in Freising, an mehreren Orten im Kreis Aibling und weiter in verschiedenen Gemeinden im Kreis Miesbach eingesetzt. Besonders auf Dörfern tauchten anfangs Schwierigkeiten auf, da ich Probleme mit dem bayerischen Dialekt hatte, doch das legte sich bald.

In einem neuen Einsatzort lernte ich 1950 meinen späteren Mann kennen, und im Juli 1951 heirateten wir.

Mein Mann Heinz, in Oppeln geboren und aufgewachsen, war auch Lehrer. Kurz nach unserer Hochzeit ging er für ein Jahr zum Studium in die USA. Nach seiner Rückkehr fand er eine Anstellung in München, wo inzwischen auch mein Vater wieder in seinem Beruf als Lehrer tätig war. Gemeinsam mit meinen und den Eltern meines Mannes bauten wir mit viel Mühe, eigener Handarbeit und unter großen finanziellen Opfern ein Dreifamilienhaus in München-Feldmoching, so daß unsere drei Söhne im Schoße der Großfamilie aufwachsen konnten. Leider verstarb mein Vater Paul Broßmann viel zu früh im Jahre 1959, noch vor der Geburt meines dritten Sohnes.

Die Schwierigkeiten der vertriebenen jungen Generation nach dem Krieg waren wesentlich geringer als die unserer Eltern und Großeltern, denn sie standen in fortgeschrittenem Alter vor den Trümmern ihres Lebenswerkes.

Im Jahr 1961 wurde mein Mann über den Deutschen Schulverein Washington DC. vom Auswärtigen Amt beauftragt, eine Deutsche Schule in Washington aufzubauen. Gleichzeitig mit meinem Mann wurde auch ich vom Bayerischen Kultusministerium für fünf Jahre dahin beurlaubt. Es war die erste Deutsche Schule im Nordamerikanischen Raum und eine Aufgabe, die uns besonders reizte. Am 11. 9. 1961 konnte die Deutsche Schule in Washington ihre Tore in kleinem Rahmen öffnen. Die offizielle Einweihung durch den damaligen Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, Prof. Dr. Wilhelm Grewe, fand am 18.9.61 statt. Seine Begrüßungsworte sollten für uns wegweisend sein: „Eine Schule ist der beste Platz für junge Leute verschiedener Nationalität, einander zu treffen und Freundschaften zu schließen.“ Die deutsche Schule sollte Bindeglied zwischen Sprache und Kultur beider Länder werden und sich so zu einer richtigen „Begegnungsschule“ entwickeln.

Aus kleinen Anfängen in einem Privathaus mit insgesamt nur 33 Schülern wuchs unsere Schule rasch und stetig. Neben einem nach deutschen Lehrplänen gestalteten Unterricht machten wir die Schule durch unsere Aktivitäten wie Weihnachtsfeiern, Sommerfesten und musikalischen Auftritten auch bei unseren amerikanischen Gastgebern bekannt und begehrt. Wir hatten sowohl deutsche Schüler, z.B. aus den Familien der Botschaftsangehörigen, der Weltbank, des deutschen Militärs, als auch amerikanische Schüler anderer Nationen. Mein Mann war Schulleiter und erster Lehrer in einem, ich wirkte als Lehrerin und als seine Sekretärin mit. Ich organisierte Gesangsstunden und Musikunterricht mit öffentlichen Auftritten bei pas-

senden Gelegenheiten. Nebenbei gab mein Mann zusätzlichen Unterricht für Schüler, die noch Defizite in Deutsch hatten. Die Schulsprache war anfangs nur deutsch, später wurden zunehmend einzelne Sachfächer auch in Englisch unterrichtet.

Diese fünf Jahre erforderten unseren ganzen persönlichen Einsatz, denn neben der Schule hatten wir auch viele gesellschaftliche Verpflichtungen. Der Erfolg bestätigte uns in unseren Bemühungen. Trotz der vielen Arbeit war diese Zeit prägend sowohl für meinen Mann als auch für mich, letztlich aber auch für unsere drei Söhne. Deutschland und Europa auch einmal von außen und aus einem anderen Blickwinkel zu erleben, war für uns eine wichtige Erfahrung und eine Erweiterung unseres Horizontes. Dankbar möchte ich noch erwähnen, daß unsere Tätigkeit nicht nur von den Eltern unserer Schulkinder und der Deutschen Botschaft, sondern auch von den amerikanischen Behörden wohlwollend unterstützt wurde.

Im August 1966 kehrten wir nach Deutschland, nach München zurück. Der Kontakt zu unserer Schule in Washington riß aber nicht ab. Viele tüchtige und einsatzfreudige Lehrkräfte setzten in den folgenden Jahren unsere Arbeit fort. Als im März 1975 das neue große Schulgebäude der Deutschen Schule eröffnet wurde und 640 Schüler darin einzogen, erfüllte uns das mit Freude und Stolz. Aus kleinen Anfängen hatte sich eine Schule entwickelt, die heute einen festen Platz in der Hauptstadt der USA hat.

Meine alte Heimat wollte ich bei einem Besuch meinem ältesten Sohn und seiner Tochter nahe bringen, damit sie sie mit den vielen Erzählungen ihrer Großmutter, meiner Mutter, verbinden könnten. Es war für mich eine aufschlußreiche Reise. Natürlich hängt jeder an seiner alten Heimat, in der er aufgewachsen ist. Aber davon war nur noch wenig übrig geblieben. Der Bauernhof meines Großvaters war verfallen und nur noch Ruine, unser eigenes Haus, das meine Eltern mit ihrer Hände Fleiß 1937 gebaut hatten, stand zwar noch, aber wir wurden von der Tschechin, die es jetzt bewohnt, wütend beschimpft, als wir vor dem Haus standen und es fotografieren wollten. Fremde Menschen, fremde Sprache, nur die Landschaft ist schön und vertraut geblieben. Nach meiner Rückkehr, als mich meine Kinder und unsere acht Enkel begrüßten, wußte ich: Heimat ist dort, wo Deine Familie, Deine Freunde und Menschen Deiner Gesinnung und Kultur leben.

Die Tschechen haben durch die Vertreibung zwar nichts Gutes für uns gewollt, aber uns Deutschen wurde dadurch eine jahrzehntelange Sklaverei und ein Leben als Menschen zweiter Klasse erspart.

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

(Auf Wunsch des Autors hier nicht veröffentlicht)

Weiterer Bericht von Richard Szklorz in den „Erinnerungen an Odrau“:
Band II: Tipfl, Kracherl, Sudetenweiß und andere Erinnerungsfetzen

Walter Teltschik

Die Teltschik - Familie

Das Stammhaus der Teltschik-Familie war die Erbrichterei in Kunzendorf bei Fulnek. Chunrad, der Stammvater der Familie, war der Gründer des Dorfes im Jahr 1301 und sein erster Erbrichter.

Seit 1605 war die Familie auch im großen Bauerndorf Zauchtel ansässig, wo sie ebenfalls den Erbrichter stellte. In Zauchtel erwarben Familienangehörige weitere Höfe und begründeten ein weitverzweigtes Geschlecht, das seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Wien und anderen Städten der Kronländer Österreichs zu finden war. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wanderten drei Teltschik-Familien aus Zauchtel nach Amerika aus; ihre neue Heimat fanden sie in Texas.

Der Teltschik-Familie entstammen bekannte Persönlichkeiten, unter ihnen Missionare, Unternehmer, Abgeordnete und Künstler. Einige seien hier genannt:

- Johann Teltschik (1703-1764), einer der führenden Kirchenmänner der Herrnhuter Brüdergemeinde, Vertrauter des Grafen Zinzendorf, Missionar in mehreren Ländern, gründete in England die Stadt Fulneck mit der angesehenen „Moravian Lady School“. Seit 1742 war er Ältester und Diakonus aller Brüdergemeinden in England und Irland; er starb in Dublin, sein Grab ist erhalten.
- Heinrich Teltschik (1801-1878), Erbrichter in Zauchtel und Abgeordneter des österreichischen Reichstages in Wien und Kremsier, dem ersten Parlament Österreichs; er war mit dem Bauernbefreier Hans Kudlich befreundet.
- Emil Teltschik (1850-1921), gründete in Jogsdorf eine Knopffabrik, mit 400 Mitarbeitern und Vertretungen in den europäischen Hauptstädten das größte Industrie-Unternehmen im Odertal. Nach seinem Tod entstand daraus die „Teltschik'sche Kulturstiftung“.
- Wilhelm Constantin Teltschik (1863-1937), von 1907 bis 1918 Abgeordneter der deutschen Agrarier im Österreichischen Reichsrat, während des ersten Weltkrieges Berater im Wirtschafts- und Ernährungsministerium, im Oktober und November 1918 Abgeordneter der Provinz Sudetenland, die sich Deutsch-Österreich anschließen wollte, von tschechischen Legionären jedoch besetzt und vom tschechischen Staat okkupiert wurde.

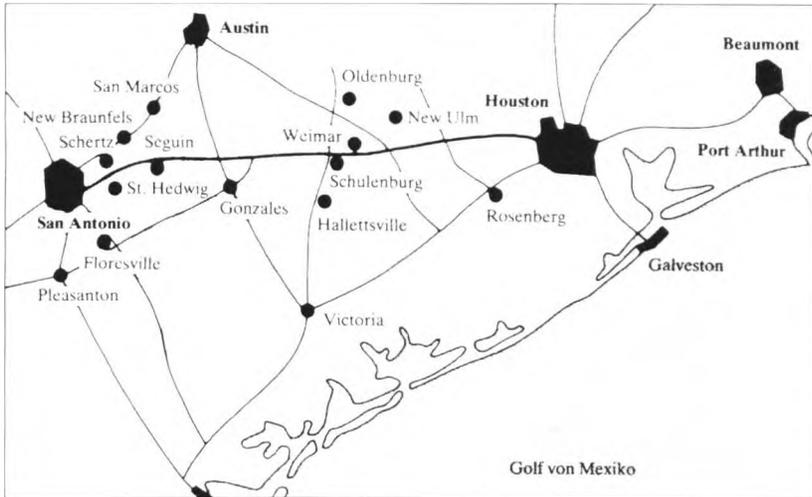
Josef Teltschik, mein Vater, der seit seiner Heimkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft 1920 die Familie erforschte, organisierte 1936 in Zauchtel einen vielbeachteten Teltschik-Familientag, zu dem sich 200 Angehörige der Familie einfanden. 1946 sollte der nächste Familientag stattfinden. Da aber waren die Tschechen gerade dabei, die Deutschen zu berauben, zu ermorden und aus ihrer Heimat zu vertreiben. Die Teltschik-Familie hatte zehn Opfer zu beklagen, darunter den 80jährigen Richard Teltschik, Erbrichtereibesitzer in Kunzendorf, und die beiden kleinen Kinder des Erbrichtereibesitzers Wilhelm Teltschik in Zauchtel, Wilhelm und Eva Maria. Durch die Vertreibung verlor die große Teltschik-Familie ihre Bezugsorte in der Stammheimat im Kuhländchen. Die Aufsplitterung auf viele Orte in Westdeutschland und Österreich erschwerte den Kontakt.

In der folgenden Tabelle sind die Wohnsitze der in der Familienchronik erfaßten europäischen Familienmitglieder vor und nach der Vertreibung gegenübergestellt:

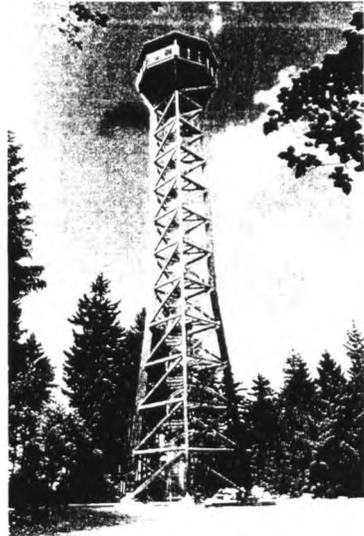
	1935	1985
Kunzendorf	3 %	0 %
Zauchtel	34	0
Andere Orte im Kuhländchen	13	0
Mähren-Schlesien ohne Kuhländchen	13	0
Böhmen	7	0
andere Kronländer Österreichs	6	0
Österreich ohne Wien	9	12
Wien	13	11
Berlin	2	3
Bayern	0	34
Baden-Württemberg	0	25
Übriges Westdeutschland	0	15
		$\Sigma = 100 \%$

1978 begann ich das Werk meines Vaters fortzuführen. Die Suche nach den einzelnen Familien in Deutschland, Österreich und den USA war zeitraubend. Ein umfangreicher Briefwechsel und Besuche bei den Familien waren notwendig. Rechtzeitig zu unserem großen Familientag 1986 in Nürtingen konnte ich die „Chronik der Familie Teltschik“ vorlegen. Zum Familientag in Nürtingen, der auf den Tag genau 50 Jahre nach dem ersten in Zauchtel stattfand, waren 400 Verwandte der Familie erschienen, davon 130 Verwandte allein aus den USA.

Weitere Familientage folgten: 1991 in Houston, Texas, 1996 in Wien und 2001 in San Antonio, Texas. Die folgende kleine Landkarte zeigt die Siedlungsgebiete der deutschen Auswanderer in Texas.



Im gleichen Jahr 2001 fand am Telttschik-Turm in Wilhelmsfeld das Jubiläumfest „700 Jahre Kunzendorf, 700 Jahre Telttschik-Familie“ statt. Dieser Turm war kurz vorher fertiggestellt worden und bildete einen wunderbaren Rahmen für dieses Fest. In den „Erinnerungen an Odrau“, Band II, habe ich ausführlich über dieses Bauwerk und das Familienfest berichtet. Die Familientage sind mehrtägige Feste mit einem vorzüglichen Rahmenprogramm, an denen die Familienangehörigen und ihre Freunde aus aller Welt teilnehmen. Der nächste Telttschik-Familienstag findet 2006 in Freiburg im Breisgau statt. Jeder Familientag wird in einer reichbebilderten Broschüre dokumentiert.



Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich drei Angehörige unserer Familie durch besondere Leistungen hervor getan:

- Die Brüder Herbert (geb. 1918) und Alfred (geb. 1919) Teltschik aus Houston, Texas, die als erfolgreiche Duo-Pianisten mehr als 1200 Konzerte in den USA, in Kanada und Mexiko gaben. „Das perfekte harmonische Zusammenspiel, ihre hochentwickelte Technik und ihre außergewöhnlichen Programme sind nur einige Attribute, welche die ‘Teltschiks aus Texas’ an die Spitze ihrer Kunstgattung führten“. (Zitat aus ‘New York Herald Tribune’)

- Horst Teltschik (geb. 1940) war von 1982 bis 1990 im Kanzleramt in Bonn für Außen- und Sicherheitspolitik zuständig und war der wichtigste Berater von Bundeskanzler Kohl. In dieser Position hat er an der Wiedervereinigung Deutschlands einflußreich mitgewirkt. Von 1993 bis 2000 war er Mitglied des Vorstandes der BMW AG, gegenwärtig ist er Präsident von Boing-Deutschland. Er ist Leiter der Münchner Konferenz für Sicherheitspolitik, Vorsitzender bzw. Mitglied in mehreren wissenschaftlichen Gesellschaften, Dr.h.c. an zwei Universitäten, Honorarprofessor an der TU München und Träger zahlreicher Orden und Auszeichnungen.

Zur Zeit leben in Deutschland und Österreich 110 Namensträger der Familie Teltschik, in den USA und Südafrika 50. Zusammen mit den Verwandten aus den weiblichen Linien umfaßt die Teltschik-Familie etwa 600 Angehörige, zehn davon gehören dem Familienrat an:

Dr. Walter Teltschik (76), Diplom-Physiker, Wilhelmsfeld
 Adrienne Teltschik (73), Dekanatssekretärin, Nürtingen
 Robert Teltschik (80), Architekt, Waldenbuch
 Richard Teltschik (74), OBERINGENIEUR, München
 Dr. Norbert Teltschik (40), Diplom-Kaufmann, Neustadt/Aisch
 Horst Teltschik (42), Diplom-Ingenieur, Weilheim
 Wolfgang Teltschik (41), Bankkaufmann, Tuningen
 Dr. Friedrich Teltschik (37), Diplom-Chemiker, Pittenhart
 Jürgen Klausner (33), Diplom-Medieningenieur, Augsburg
 Dr. Heiko Teltschik (30), Arzt, Böblingen

Tradition zeichnete unsere Familie seit sieben Jahrhunderten aus. Auch die jungen Angehörigen fühlen sich dieser Tradition verpflichtet. Unsere Familientage sind ein äußeres, sichtbares Zeichen dieser Tradition. Dabei geht es nicht darum, daß sich die Familie einfach trifft, es geht vielmehr um ein Traditionsverständnis, das weitergereicht wird.

Zum Abschluß möchte ich einige Sätze aus der Begrüßungsrede wiedergeben, die Dr. Norbert Teltschik auf dem Familientag 2001 in San Antonio gehalten hat:

„Ein wichtiger Aspekt unserer Nachkriegs-Familiengeschichte sind die neu belebten Beziehungen zwischen europäischen und amerikanischen Familien und, als identitätsstiftendes Werk, unsere Chronik. Beides verdanken wir Walter Teltschik. Insgesamt kann man sagen, daß wir zu einer globalen Familie geworden sind. Das zeigt auch unsere Präsenz im Internet. . . . Ich bin stolz auf das, was unsere Familie geleistet hat. Kein Schicksalsschlag konnte ihre Kraft und ihren Lebenswillen brechen, und heute, im Alter von 700 Jahren, erscheint sie größer, lebendiger und stärker denn je. Diese Energie wird vor allem auf unseren Familientagen spürbar. Das Engagement und die Begeisterung so vieler Menschen ist eine einzigartige Erfahrung.“

Weitere Berichte von Walter Teltschik in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Der Erbrichterhof Teltschik in Kunzendorf

Heimwärts durchs Odertal

Band II: 700 Jahre Teltschik-Familie - der Teltschik-Turm in

Wilhelmsfeld

sowie als Buch: Jahre der Not - 1945-1948.

Zitat aus „Teltschik Familientag San Antonio, 9. Juni 2001“, S. 21:

„Siedler aus dem Kuhländchen in Texas. . . . die alten deutschen Siedlungsgebiete um Schulenburg, westlich von Houston. In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich hier bevorzugt Auswanderer aus dem Kuhländchen angesiedelt. . . . Auf dem Friedhof in Schulenburg liest man auf den Grabsteinen Zauchtler Namen, u.a. Fritsch, Teltschik, und Ohnheiser. Auf dem Friedhof im benachbarten Weimar hat man zuweilen den Eindruck, man befindet sich auf einem Zauchtler Friedhof. Die Nitschmann, Teltschik, Rabel, Kunkel, Berger, Jackel - sie ruhen hier in Texas in gepflegten Gräbern, manche schon hundert Jahre, während die Gräber in Zauchtel nach dem Zweiten Weltkrieg geschändet und zerstört wurden.“

Walter Türk

Meine Erlebnisse in der neuen Heimat

Mit dem ersten Transport von 1200 Personen aus Odrau und Umgebung in 40 Viehwaggonen am 16. April 1946 wurde ich mit meiner Mutter und meinen drei Geschwistern mit unbekanntem Ziel vertrieben. Wir Kinder waren damals 2, 4, 11 und 13 Jahre alt. Groß war die Erleichterung, als wir die Grenze in Furth im Walde erreichten. Die nächsten Stationen waren das Durchgangslager in Augsburg-Haunstetten und das Studienseminar in Neuburg an der Donau. Nach einigen Wochen Lageraufenthalt wurden wir mit mehreren anderen Familien auf einem Lastkraftwagen nach Niederschönenfeld bei Rain am Lech gebracht.

Der Bürgermeister von Niederschönenfeld verteilte die Vertriebenen im Dorf. Meine Mutter und uns vier Kinder nahm er in seinem eigenen Haus auf, in dem auch eine Mühle mit Wasserrad vorhanden ist, das vom Mühlbach, der Friedberger Ache, angetrieben wird. Wir bekamen zunächst ein Zimmer im Obergeschoss mit einer Couch und einem Tisch, später noch ein weiteres Zimmer. Nebenan wohnte eine Flüchtlingsfamilie mit drei Kindern aus Breslau. Längere Zeit kochte meine Mutter auf dem Herd bei der Hausfrau. Sobald diese das Essen für ihre Familie zubereitet hatte, kam meine Mutter an die Reihe. Auf der gleichen Feuerstelle wurde auch das Badewasser erwärmt und zum Baden in die dafür aufgestellte kleine Blechwanne gegossen. Wir waren dankbar, dass es trotz der für beide Seiten schwierigen Einchränkungen klappte.

Mit der Familie, die uns in ihr Haus aufgenommen hatte, verbindet uns bis heute ein freundschaftliches Verhältnis. Wegen ihres Interesses an unserer verlorenen Heimat reisten wir später sogar gemeinsam nach Odrau.

Von Rain am Lech, dem nächstgelegenen größeren Ort mit Bahnstation, der vier Kilometer von unserem Dorf entfernt liegt, wurden die wenigen Lebensmittel, die es auf Lebensmittelmarken zu kaufen gab, sowie Kohlen usw. geholt. Der lange Fußmarsch war beschwerlich, denn wir hatten weder ein Fahrrad noch ein sonstiges Verkehrsmittel. Unsere Versorgung verbesserte sich wesentlich, als der Hausherr uns und anderen Familien eine Wiese zum Anlegen von Gemüsebeeten zur Verfügung stellte.

Die Freude beim Eintreffen unseres Vaters Rudolf Türk in Niederschönenfeld Ende Mai 1946 war riesengroß. Nach einjähriger Trennung

erfahren wir nun: Beim Angriff der Roten Armee auf Odrau am 7. Mai 1945 war er im letzten Moment geflüchtet. In der Nähe von Prag wurde er von Tschechen gefangen genommen und in ein Arbeitslager gebracht. Fast ohne Essen bei schwerer Arbeit erkrankte er an Hungerödem. Im Krankenhaus Hagibor war er drei Tage bewusstlos und dem Tod nahe. Als er aus der Bewusstlosigkeit erwachte, war seine Kleidung verschwunden. Von der Kleidung eines Verstorbenen bekam er etwas zum Anziehen, obwohl die Größe nicht passte. Sobald er aufstehen konnte, pflegte er seinen Bett-nachbarn und machte sich als Sanitäter mit Jahrzehnte langer Erfahrung nützlich. Dadurch wurde man auf ihn aufmerksam und übertrug ihm verschiedene Aufgaben in der Verwaltung. Diese leichtere Tätigkeit half ihm, bis zur Abschiebung in den Westen zu überleben.

Die schwere Erkrankung meines Vaters hatte jedoch sein Herz bleibend geschädigt. Er hatte einen Herzklappenfehler, der damals noch nicht operiert werden konnte. Trotzdem nahm er jede Gelegenheit zur Arbeit wahr. Zuerst entrindete er gefällte Baumstämme im Wald. Zusammen mit anderen Heimatvertriebenen machte er vor der Währungsreform Heimarbeit, malte z.B. Bilder und stellte Spielsachen her. Danach arbeitete er in einem Augsburger Industriebetrieb als Kontrolleur. Sein Leiden verschlechterte sich und er verstarb 1949 im Alter von 50 Jahren bei der Einlieferung ins Westkrankenhaus von Augsburg.

Die Oberschule in unserer Heimat-Kreisstadt Neutitschein hatte ich nur etwa sieben Monate bis April 1945 besuchen können. Seit Kriegsende im Mai 1945 bis zur Vertreibung waren wir deutschen Kinder vom Schulunterricht ausgeschlossen. In Niederschönenfeld besuchte ich dann die Volksschule bis 1948. Für acht Klassen stand nur ein einziger Klassenraum zur Verfügung. Deshalb wurden jeweils vormittags und nachmittags vier Klassen gleichzeitig von einer Lehrkraft unterrichtet.

Nun stand meine Berufswahl an. Ich galt als Bastler und Tüftler. Daher waren sich schon Jahre vorher, als wir noch in Odrau lebten, meine Eltern und Großeltern einig, daß ich Uhrmacher werden und die Werkstatt mit dem Uhren- und Schmuckgeschäft meines Großvaters Bernhard Tomsche weiterführen sollte. Mein Großvater wurde jedoch 1946 im Alter von 70 Jahren auch vertrieben. Sein Geschäft hatte ein Tscheche übernommen.

Ich hätte jetzt auch eine Uhrmacher-Lehrstelle bekommen können, jedoch unter der Voraussetzung, daß ich das erforderliche Werkzeug im Wert von ca. 3.000 DM selbst beschaffe. Diesen Betrag konnten meine Eltern nicht aufbringen. Ich mußte mich also um eine andere Beschäftigung umsehen.

Nach vielen Bemühungen bekam ich bei dem Bauunternehmen Horle in Augsburg eine Lehrstelle als Maurer, sowie im Ulrichsheim, einem Lehrlingsheim der Caritas, eine Unterkunft im Vierbett-Zimmer zum Pensionspreis von 53 DM im Monat. In der Baubranche wurden im 1. - 3. Lehrjahr Erziehungsbeihilfen von 65 bis 95 DM im Monat bezahlt. Mir blieben also im 1. Jahr monatlich 12 DM für alle sonstigen Ausgaben. Das erforderte äußerste Sparsamkeit; aber ich schätzte mich glücklich, dass ich mich nun aus eigener Kraft über Wasser halten konnte.

Augsburg war durch Bomben stark zerstört. Beim Wiederaufbau verschiedener Kirchen, z.B. Heiligste Dreifaltigkeit in Kriegshaber, St. Josef in Oberhausen und Heilig Geist in Hochzoll, habe ich als Lehrling und als Geselle mitgearbeitet. Nach meiner Gesellenprüfung 1951 besuchte ich den einjährigen Vorkurs zur Erlangung der Fachhochschulreife. Danach absolvierte ich ein 6-semesteriges Bauingenieur-Studium an der Ingenieurschule in Augsburg. Während der Semesterferien arbeitete ich bei meiner Lehrfirma als Geselle. 1955 nahm ich im Alter von 21 Jahren aus der Hand des Direktors der Fachhochschule das Ingenieur-Zeugnis in Empfang. Wenige Tage später begann meine Laufbahn als Statiker.

Meine Frau Ingrid, eine Würzburgerin, lernte ich beim Tennis kennen. Wir heirateten an meinem 30. Geburtstag im Mai 1964. Aus unserer glücklichen Ehe ging ein Sohn hervor. Meine Frau hat im Ingenieurbüro all die Jahre im kaufmännischen Bereich mitgearbeitet und hatte dadurch großen Anteil am Erfolg. Wir hatten schöne gemeinsame Freizeiterlebnisse beim Kajakfahren, Segeln, Bergwandern, Skifahren, Reisen usw. Sie starb leider viel zu früh, 1994, im Alter von nur 59 Jahren.

Einige Stationen meines folgenden Werdegangs in Stichworten:

- 1955 - 58 Mitarbeiter in einem Ingenieurbüro für Baustatik
- 1958 - 63 Mitarbeiter in einem Architekturbüro
- 1962 Eigenes Reihenhaus in Friedberg, Bezug durch meine Familie
- 1963 - 97 Selbständige Tätigkeit als Statiker während 34 Jahren
- 1967 Fertigstellung eines Wohn- und Bürogebäudes
- 1997 Übergabe des Ingenieurbüros an meinen Sohn Uwe.

Nun zu anderen Mitgliedern unserer Familie. Meine Tante und mein Onkel wohnten nach der Vertreibung mit drei Kindern in Augsburg. Sie nahmen meine ältere, damals 15-jährige Schwester bei sich auf. Dadurch konnte sie von 1947 bis 1950 die dreijährige Städtische Reischle'sche Handelsschule in Augsburg besuchen. Danach arbeitete sie als kaufmännische Angestellte und Buchhalterin.

Meine Mutter bekam 1952 die Zuzugsgenehmigung nach Augsburg. Sie lebte mit uns vier Kindern in einer 47 qm großen Neubauwohnung einer

gemeinnützigen Wohnungsbaugenossenschaft. Dadurch hatten meine 1941 und 1943 geborenen jüngeren Geschwister Ausbildungsmöglichkeiten, die auf dem Dorf fehlten.

Mein Bruder besuchte die Mittelschule, erwarb den Facharbeiterbrief für Maschinenschlosser bei der MAN in Augsburg und absolvierte ein Ingenieurstudium am Rudolf-Diesel-Polytechnikum. Mit 22 Jahren war er Diplom-Ingenieur (FH) für Maschinenbau. Bei der Firma Siemens in München arbeitete er an der Entwicklung von automatischen Briefverteilanlagen, schnellen Druckern und - als Leiter eines Labors - von Großrechnern. Beginnend mit den allerersten Anfängen der Datenverarbeitung beschäftigte er sich intensiv mit der Nutzung von Computern für Entwicklungsaufgaben.

Meine jüngere Schwester absolvierte die Haushaltungsschule und anschließend eine Hauswirtschaftslehre. In der Augsburger Kinderklinik wurde sie zur Kinderkrankenschwester ausgebildet und übte diesen Beruf mit viel Freude aus. Sie war auch in Frankreich und in der Schweiz tätig. Sie heiratete einen Sudetendeutschen und ist Mutter von zwei Söhnen.

Meine Mutter hat mit viel Energie, Ausdauer und Sparsamkeit die schwere Zeit gemeistert. Sie nähte für sich und für uns Kinder. Als gelernte Uhrmacherin reparierte sie nebenbei Uhren. Sie liebte die Natur und wanderte viel mit uns. Als Siebzigjährige nahm sie nach fünfzigjähriger Pause das Klavierspielen wieder auf und ging regelmäßig zum Chorsingen. Im Kreativzentrum in Augsburg fertigte sie schöne Kupfer-Treiarbeiten, malte Aquarelle, lernte Buchbinden und erhielt sich so ihre geistige Frische. Sie starb 1995 im Alter von 87 Jahren nach einer Hüftoperation.

Das sind einige Erlebnisse von mir und meiner Familie in der neuen Heimat. Blicke ich zurück auf die Zeit der Ankunft im schönen Bayernland, so empfinde ich große Dankbarkeit, dass es uns vergönnt ist, seit sechs Jahrzehnten in Frieden und Freiheit in einem demokratischen Rechtsstaat zu leben. So möchte ich in die Worte des Psalmisten einstimmen: „Zahlreich sind die Wunder, die du getan hast, und deine Pläne mit uns; Herr, mein Gott, nichts kommt dir gleich. Wollte ich von ihnen künden und reden, es wären mehr, als man zählen kann.“ (Psalm 40.6)

Weitere Berichte von Walter Türk in den „Erinnerungen an Odrau“:

Band I: Bürgersinn und Bürgerleid

Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau

Band II: Vom Untergang des Schlosses in Odrau

Teil 2: Heimatbriefe, Gedenkstätten, Geschichte

Durch die Vertreibung aus der Heimat wurden die Menschen, die ehemals in städtischen oder ländlichen Gemeinschaften gelebt hatten, meistens auch die Familien, willkürlich und weit auseinander gerissen, so daß gegenseitige Hilfe kaum möglich war. Bald gaben einsatzbereite Landsleute für ihren Heimatbereich Rundbriefe heraus, um alte Verbindungen wenigstens auf diese Weise wieder zu beleben und Informationen auszutauschen. Als Beispiele seien der „Odrauer Heimatbrief“, das Mitteilungsblatt „Alte Heimat Kuhländchen“ oder Rundbriefe als Weihnachtsbriefe, etwa der Mankendorfer oder der Roßbachtaler, genannt. Sie gaben den Menschen das Gefühl, in ihrer großen Not nicht alleine zu sein. Sie stellten eine Hilfe dar, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Daneben entstanden Sammlungen, in denen wertvolle Stücke aus der Heimat zusammengetragen wurden. Hier sind als Beispiele zu nennen die Odrauer Heimatsammlung von Gerhard Joksch und die Kuhländler Sammlung in Ludwigsburg.

In den letzten Jahren entstanden viele Gedenkstätten, sowohl in der alten Heimat, wo der vertriebenen Bewohner und ihrer Vorfahren gedacht wird, als auch in der neuen Heimat, um an die Ankunft der Vertriebenen zu erinnern und einen Dank für die Aufnahme und Hilfe unter schwierigsten Umständen zu sagen. Als Beispiele seien die Gedenkstätten in Odrau, Groß Petersdorf, Mankendorf, Pohorsch, Kunewald, Klein Hermsdorf in der alten Heimat sowie Heidelberg in der neuen Heimat genannt. Im folgenden wird, stellvertretend für alle, über einige dieser Werke berichtet.

Schließlich ein historischer Rückblick auf Wanderbewegungen, die auf eigene Initiative erfolgten. Sie sind nicht zu verwechseln mit der Enteignung und zwangsweisen Vertreibung nach schlimmer Mißhandlung, die wir erleben mußten.

Fridolin Scholz

Odrauer Heimatbrief und Odrauer Heimat-Treffen

Mehr als drei Millionen Sudetendeutsche waren durch die Vertreibung aus ihrer Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg in alle Winde zerstreut. Über Jahrhunderte gewachsene Stadt- und Dorfgemeinschaften gab es nicht mehr, selbst die Familien waren häufig auseinander gerissen. So erging es auch den Einwohnern der Stadt und des Bezirks Odrau. Die Menschen standen auf sich allein gestellt da, kein vertrauter Nachbar, keine gewachsene städtische oder ländliche Gemeinschaft konnten in jener Not helfen.

In dieser Situation gründeten zwei Odrauer den „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“: Der ehemalige Schuldirektor Johann Böhm und der ehemalige Odrauer Bürgermeister Edmund Böhm. Die erste Ausgabe des Heimatbriefes erschien am 15. September 1949, gefolgt von weiteren Heimatbriefen alle zwei Monate.

Die Heimatbriefe bildeten ein wertvolles Band zwischen den Odrauern, das sie wieder zusammenführte und das alte Gemeinschaftsgefühl fortleben ließ. Im Vorwort zur ersten Ausgabe schreibt Edmund Böhm über den Heimatbrief: „ Möge er seinen Zweck erfüllen und mithelfen, die durch die Ausweisung gelockerten Bande der Heimatverbundenheit neu zu festigen.“ Und er wünscht, daß durch ihn „Familienangehörige, Verwandte, Freunde und Nachbarn, die auf dem Leidensweg, den wir 1945 beschreiten mußten, voneinander getrennt wurden, sich wieder finden.“

Die Heimatbriefe enthielten Anschriften und Suchmeldungen der Vertriebenen, Nachrichten über Kriegsheimkehrer und Umsiedler, Hinweise auf Existenz-Gründungen, auf wichtige Ereignisse und Termine, Familiennachrichten, Nachrufe, Erlebnisberichte, Schilderungen aus der Heimat, historische Abhandlungen und vieles mehr. So brachte die erste Ausgabe u.a. einen Rückblick auf die Stadt Odrau, eine Würdigung von Johann Gregor Mendel, dem in Heinzendorf geborenen berühmten Entdecker der Mendel'schen Erbgesetze, einen Bericht über Veränderungen in Odrau nach unserer Vertreibung, usw. Man kann sicher nicht hoch genug würdigen, wie sehr diese Heimatbriefe dazu beigetragen haben, den Vertriebenen in ihrer schlimmen Lage wieder einen Halt zu geben. Die Herausgeber verdienen höchste Anerkennung und unseren Dank.

Nach dem Tod von Johann Böhm am 1.6.1950 setzte Edmund Böhm die Arbeit als alleiniger Herausgeber fort. Nach seinem Tod 1965 nahm sein Schwiegersohn Gerhard Joksch zusammen mit seiner Frau diese Aufgabe auf sich und führte sie bis zu seinem Tod 1991 fort. Insgesamt erschienen 254 Ausgaben des Heimatbriefes. Danach übernahm das Mitteilungsblatt „Alte Heimat Kuhländchen“, dessen erste Ausgabe bereits Ostern 1948 erschien war, diese verbindende Aufgabe auch für die Odrauer. Herausgeber ist der Verlag „Alte Heimat, Verein heimattreuer Kuhländler e.V.“, unter dessen Vorsitzenden Fridolin Scholz.

Neben den Heimatbriefen bildeten regelmäßige Heimattreffen unserer Landsleute ein verbindendes Element. Wegen der weit auseinander liegenden Ziele der Aussiedlungstransporte lagen große Entfernungen zwischen den neuen Wohnsitzen der ehemaligen Odrauer. Deshalb gab es vorerst regionale Treffen in kleineren Kreisen, so z. B. in Heidelberg, Neuburg, Stuttgart, München, Wien. Bereits in der 3. Ausgabe des Odrauer Heimatbriefes vom Februar 1950 wird über regionale Treffen in Stuttgart 1948 und 1949 sowie in Neuburg berichtet. Das erste große Odrauer Treffen fand im August 1951 unter Leitung von Hans Ludwig in Heidelberg statt. Mehr als 800 Teilnehmer aus dem ganzen Bundesgebiet trafen sich zu Gesprächen, Vorträgen und musikalischen Darbietungen - Festredner war Edmund Böhm - in der Klingenteich-Turnhalle, und am nächsten Tag zu einem Festgottesdienst und zur Stadtbesichtigung mit Schloßführung.

Diese Treffen wiederholten sich regelmäßig. Natürlich nahm die Zahl der Teilnehmer ständig ab, Alter und Krankheit forderten ihren Tribut. Konrektor Schusta legte eine Chronik der Geschehnisse in der Heidelberger Heimatgruppe Odrau an, in der über die einzelnen Treffen bis in die 80er Jahre berichtet wird und Fotos einen lebendigen Eindruck vermitteln.

Neben den regionalen Treffen fand jährlich im Herbst das Odrauer Kirchweihfest statt, in den letzten Jahren in Leimen bei Heidelberg unter der Leitung von Helga Hofmann und ihres Stellvertreters Walter Türk. Das letzte Treffen führte die Odrauer 2003 zusammen. Für die Zukunft ist geplant, die Treffen in den größeren Rahmen der Odertaler oder der Kuhländler Treffen zu integrieren. Und natürlich treffen sich die Odrauer auch beim jährlich stattfindenden Sudetendeutschen Tag, bei dem stets ein Tisch für die Odrauer Heimatgruppe reserviert ist.

Auch das kulturelle Erbe unserer Heimat wird gepflegt. In Heimatstuben und Archiven legten die Heimatvertriebenen Sammlungen ihres Kulturgutes an. Bildmaterial, Schriften, Urkunden und Bücher aus der Heimat legten und legen Zeugnis von der Vergangenheit ab. Das Hauptarchiv der Kuhländler befindet sich in der Patenstadt des Kuhländchens in Ludwigs-

burg. Auch Odrau hatte sein von Gerhard Joksch aufgebautes Archiv in Neuburg/Donau. Nach seinem Tod wurde es in die Obhut des Neuburger Heimatvereins gegeben. Leider liegt es dort zwar archiviert in Verwahrung, ist aber derzeit wegen Raummangel nicht zugänglich.

An vielen Orten unserer alten Heimat wurden Gedenkstätten errichtet, in denen an die ehemaligen Bewohner erinnert wird. Hierüber wird an anderer Stelle berichtet. Besonders nennen möchte ich das Projekt, das Geburtshaus von Johann Gregor Mendel (1822 - 1894) in Heinzendorf, das in den letzten Jahren sehr vernachlässigt wurde, zu renovieren und zu erhalten. Wir sind an diesem Projekt beteiligt. Hierüber habe ich in den „Erinnerungen an Odrau“ Band II berichtet.

Es ist erstaunlich, daß der Zusammenhalt der Sudetendeutschen über Jahrzehnte hinweg bestanden hat. Dies zeigen nicht zuletzt die geschilderten Heimattreffen. Die ehemalige städtische oder ländliche Gemeinschaft, die gemeinsame Vergangenheit in der Heimat und die gemeinsam erlittene Not der Vertreibung formten eine Schicksalsgemeinschaft, die über Generationen hinweg erhalten blieb und die allen geholfen hat, einen guten Weg in der neuen Heimat zu finden.

Weitere Berichte siehe:

Josefine Joksch: Der „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“;
Erinnerungen an Odrau, Band I.

Erich Meixner: Die Odrauer Heimatsammlung in Neuburg/Donau - das
Lebenswerk von Gerhard Joksch und seiner Frau;
in diesem Buch.



Geburtshaus von Gregor Mendel (1822-1884) in Heinzendorf

Erich Meixner

Die Odrauer Heimatsammlung in Neuburg / Donau - das Lebenswerk von Gerhard Joksch und seiner Frau

Lösen Sie, lieber Leser, Kreuzwörterrätsel? Dann kennen Sie sicher die griechische Muse mit den vier Buchstaben: Clio, die Muse der Geschichte. Zwar bin ich der Zeustochter nicht selbst begegnet, aber sie muß ihn in Neuburg an der Donau geküßt haben, den Schöpfer der Odrauer Heimatsammlung Gerhard Joksch. Während vieler Jahre hatte unser Odrauer Landsmann wertvolle historische Dokumente und Erinnerungsstücke aus unserer Heimat gesammelt und diesen Schatz an ostdeutschem Kulturgut zusammen mit seiner Frau gepflegt. Ich möchte versuchen, unseren Landsleuten aus dem Odertal näher zu bringen, was das Ehepaar Joksch mit dieser Sammlung geschaffen hat.

Im Jahr 1988 war ich auf Besuch in der Heugasse 3 in Neuburg und wurde überaus herzlich von Gerhard Joksch und seiner Frau empfangen. Voller Erwartung stieg ich mit ihnen die Treppe hinauf in den ersten Stock ihres Hauses. Schon begrüßte mich würdevoll die alte Odrauer Stadtfahne. Ich atmete gewissermaßen Geschichte - die Geschichte unserer Heimat. Sechzehn geschnitzte Dorfwappen des Gerichtsbezirks Odrau begrüßten herüber und luden mich zum Verweilen ein. Die Wände zierten zahlreiche Plakate, Zunft- und Lehrbriefe. Unter Glas fand ich in den Schaukästen alte Kaufverträge, verstaubte Landkarten und Stadt- und Gemeindegiegel. In den vielen Schränken schlummerten neben dem Stadtgedenkbuch viele alte Chroniken der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau.

Ich entdeckte Briefmarken aus dem alten Österreich mit dem kaiserlich-königlichen Poststempel aus dem Jahr 1878. Und ich konnte es kaum glauben: Selbst alte Robot-Bücher, also Frondienst-Bücher, aus dem 18. Jahrhundert waren in unsere Zeit gerettet. In ihnen war von Fußrobot und Roßrobot die Rede, die die Dorfbewohner dem Allodialgut Odrau zu leisten hatten.

Oder das seltene Plakat aus dem Jahr 1848, das die Aufhebung des Frondienstes unseren Vorvätern verkündete. Münzen, die man beim Hausbau in Odrau gefunden hatte, hatten zwar ihren kupfernen Glanz verloren, ihren geschichtsträchtigen Wert jedoch konnte man nur erahnen. Durch wieviele Hände mögen wohl diese Münzen aus der Römerzeit um Christi Geburt

gegangen sein? Ach, könnten sie nur erzählen. Und die schönen alten Biergläser der Brauereien von Odrau. Vor hundert Jahren dürfte so mancher Zecher das köstliche Naß aus diesen Trinkgefäßen geschlürft haben.

Damit nicht genug. Die Muse der Historie verwahrte in diesen heiligen Hallen an die 900 Bücher und Schriften. Darin wird berichtet von der 700-jährigen Geschichte des Odertales. Für uns Kuhländler ein Schatz, der seiner Entdeckung harrt. Das wohl älteste Dokument in dieser Sammlung ist ein Erbschafts- und Schenkungsbrief aus dem Jahr 1362. Er zog mich in seinen Bann und ich entzifferte: „ . . . Im Namen des Herrn, Amen.“

Dort ein Stadtsiegel von Odrau aus dem Jahr 1686. Das Material ist eine Blei-Eisen-Mischung, erläuterte Herr Joksch. Es zeigt bereits den Wach- und Wehrturm als Wahrzeichen der Stadt. Beim Studieren vergilbter Pergamentrollen erfuhr ich, daß um 1485 das Tuchmachergewerbe in Odrau blühte. Bruderschaftsbriefe berichten davon. Und das Zunftsiegel mit seiner brüchigen Kordel in den Stadtfarben bezeugte die Echtheit.

Handgeschrieben auf verstaubtem Elefantenhautpapier der Zunftbrief der Schmiede. Diese Zunftbriefe regelten die Privilegien und Pflichten der Meister und Gesellen und die Pflichten der Lehrlinge. Meine Begleiterin entdeckte die Jahreszahl 1460 und ein vergilbt ergrautes Siegel aus Bernstein und Bienenwachs. Und hier, ich konnte es selbst entziffern: In einem Zinsregister wurde festgehalten, welche Naturalien (Hühner, Enten und Gänse), welche Hand- und welche Spanndienste die Leibeigenen ihrer Herrschaft Odrau zu zinsen, also zu zahlen hatten.

Ach, wenn ich nur mehr Zeit gehabt hätte! Gerne hätte ich noch mehr in der handgeschriebenen Chronik gelesen, in der über unser Städtchen Odrau berichtet wird. Josef Pleban hatte diese Chronik im Jahr 1794 verfaßt. Er berichtet darin über die wichtigsten Ereignisse und gab damit der Nachwelt einen guten Überblick über die damaligen Lebensverhältnisse.

Eine besondere Ecke war dem 1822 in Heinzendorf geborenen Johann Gregor Mendel gewidmet. Er war Mönch, dann Abt des Augustinerklosters in Brünn geworden und hatte seine Zeit der Erbforschung gewidmet. Mit Hilfe von 10.000 Erbsenpflanzen versuchte er, hinter die Geheimnisse der Natur zu kommen. So entdeckte er die Erbgesetze, die er 1866 veröffentlichte, und die nach ihm die Mendelschen Gesetze genannt werden. Heute wird Gregor Mendel der Vater der Genetik genannt. Seine Büste erhielt vor einigen Jahren einen Platz in der Walhalla bei Regensburg.

Ich wurde des Schauens und Staunens nicht müde. Eine maßstabgetreue Karte der Stadt Odrau aus dem Jahr 1943 fesselte meinen Blick. Sie ist 1,20 mal 1,10 m groß. Auf ihr fand ich jede Gasse, jede Hausnummer des

Städtchens. Und so manche alte Flur- oder Gewinnbezeichnung, die ich längst vergessen hatte, stieg wieder aus meiner Erinnerung empor.

Es erscheint mir unmöglich, im Rahmen dieser Zeilen alle Exponate zu erwähnen, um die einmalige Sammlung in ihrer gesamten Bedeutung zu würdigen. Dies würde den Rahmen dieser Berichterstattung sprengen. Drei wertvolle Stücke allerdings möchte ich noch besonders hervorheben:

Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirkes Odrau. Das handgeschriebene Original des von Professor Rolleder im Jahr 1903 verfaßten Buches. Diese Chronik umfaßt 760 Seiten und stellt wohl das ausführlichste Geschichtswerk über unsere Stadt dar, von der Besiedlung der Mährischen Pforte im 13. Jahrhundert bis zum Jahr 1900. Rolleder arbeitete 11 Jahre an diesem Werk. Die Chronik ist nur in wenigen Exemplaren vorhanden. Viele geschichtliche Abhandlungen des Heimatbriefes der Stadt Odrau und Umgebung entstammen dieser Chronik.

Ein wertvolles Kruzifix aus Ebenholz. Der zierlich geschnitzte Corpus Christi aus Lindenholz bildet durch seine helle Farbe einen beeindruckenden Kontrast zum schwarzen Holzkreuz. Es ist ein Meisterwerk heimatlicher Schnitzkunst. Der abenteuerliche Weg des Kruzifixes von Odrau über Schweden nach Neuburg/Donau könnte eine ganze Zeitungskolumne füllen. Bei der Weltausstellung in Wien im Jahr 1873 hatte diese Schnitzarbeit eine Urkunde und eine Medaille erhalten.

Trachtenhaube einer Erbrichterin aus dem Odertal. Die aus echtem Blattgold bestehende, mit schwarzer Seidenmantille geschmückte Trachtenhaube gehörte einst einer Erbrichterin aus dem Odertal. Dieses Exponat stammt aus dem Jahr 1635 und ist ein Erbstück der Familie Joksch. In den Wirren des zweiten Weltkrieges war diese Goldhaube in Wien eingemauert worden. Diesem Umstand ist zu verdanken, daß sie erhalten blieb.

Ich konnte Ihnen, lieber Leser, nicht alles vorstellen, was ich einst in dem vorläufigen Ausstellungsplatz im Haus der Familie Joksch bewundern konnte. Aber ich hoffe, Sie haben doch einen Eindruck gewonnen. Gerhard Joksch verstarb im Jahr 1991. Mit ihm verloren wir einen Landsmann, der sich um die Pflege der Erinnerung an unsere Heimat und um die Zusammengehörigkeit unserer Heimatgruppe äußerst verdient gemacht hat. Seit 1949, nach dem Tod von Edmund Böhm, war er Herausgeber des Odrauer Heimatbriefes, mit dem er uns ein Stück Heimat und den Kontakt mit den Landsleuten in aller Welt vermittelte. Mehrfach war er für sein Wirken im Dienste seiner Heimat geehrt worden, zuletzt 1989 mit der Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Der Tod von Gerhard Joksch hinterließ eine nicht zu schließende Lücke. Im Dezember 1991 mußte der Odrauer Heimatbrief nach 254 Folgen end-

gültig eingestellt werden. Die Verbindung unter den Landsleuten hält nun das Mitteilungsheft 'Alte Heimat Kuhländchen' aufrecht. Die Odrauer Heimatsammlung, über die ich hier berichtet habe, wurde dem Historischen Verein der Stadt Neuburg übergeben mit der Maßgabe, daß die Sammlung in einem würdigen Rahmen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Dieses Vorhaben konnte bislang aus Geldmangel nicht verwirklicht werden. Wie aus dem Bericht von Hans-Dieter Schindler in diesem Buch hervorgeht, hat er in letzter Zeit die noch vorhandenen Ausstellungsstücke systematisch fotografiert und beschrieben. Hoffen wir, daß diese wertvolle Ausstellung über unsere Heimat bald wieder zu sehen sein wird.



Gedenkstätte im Friedhof in Odrau

Im Jahr 1999 wurde im Friedhof in Odrau eine Gedenkstätte für die ehemaligen Bewohner der Stadt Odrau errichtet. Walter Türk hat in seinem Beitrag „Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau“ im Band I unserer „Erinnerungen an Odrau“ ausführlich darüber berichtet. Danach gelang es auf Vorschlag von Erika Neumann und unter Mitwirkung von unserer Ortsbetreuerin Helga Hofmann, die Genehmigung der Odrauer Stadtverwaltung für dieses Vorhaben einzuholen. Bei der Ausführung engagierten sich insbesondere Walter Türk und der in Odrau lebende Dominik Sima, unter dessen Obhut die Anlage auch heute noch steht.

Die Mitte der Gedenkstätte bildet eine Gedenktafel mit einer Inschrift in deutscher und in tschechischer Sprache:

**IN BLEIBENDER ERINNERUNG AN DIE EHEMALIGEN
DEUTSCHEN BÜRGER DER STADT Odrau UND IM
GEDENKEN AN DIE OPFER DER BEIDEN WELTKRIEGE**

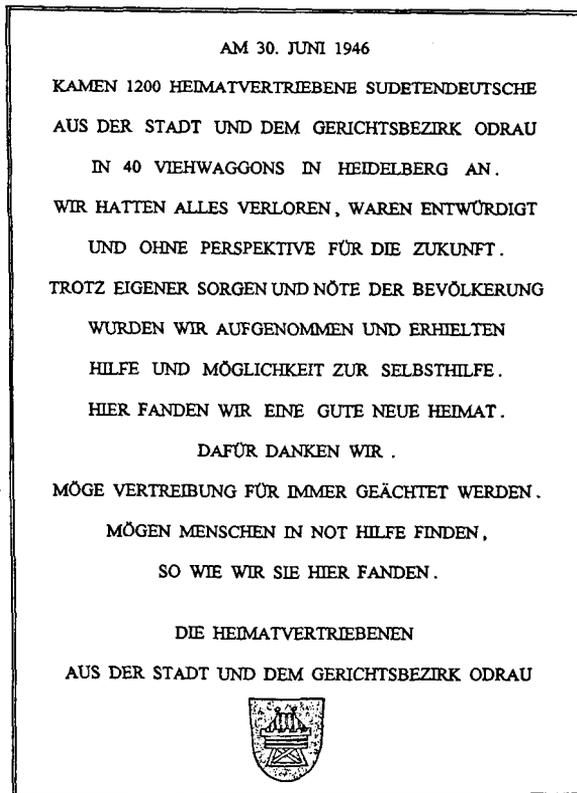
Die Gedenktafel ist an der Friedhofsmauer befestigt. Sie ist umgeben von den wenigen noch vorhandenen deutschen Grabsteinen, die restauriert und an diese Stelle zusammengetragen wurden. So entstand ein Ort stillen Gedenkens an die früheren Bewohner der Stadt Odrau und ihre Vorfahren.



Gedenkstein zur Ankunft der Odrauer in Heidelberg 1946

Im Juli 2001 wurde in der Grünanlage vor der Stadtbücherei Heidelberg ein Gedenkstein enthüllt, der an die Ankunft der 1200 Heimatvertriebenen aus der Stadt und dem Gerichtsbezirk Odrau im Jahr 1946 erinnert.

Walther Mann hat in seinem Beitrag „Gedenken an die Ankunft der Odrauer 1946 in Heidelberg“ in den „Erinnerungen an Odrau“, Band II, über die Entstehungsgeschichte dieses Steins und über die damalige allgemeine Lage in der völlig überfüllten Stadt Heidelberg berichtet. Die Inschrift auf der Bronzeplatte enthält insbesondere einen Dank für unsere Aufnahme in schwieriger Situation und für die Hilfe, die wir erhielten.



Erich Meixner

Die Gedenkstätte auf dem Friedhof in Groß-Petersdorf

Beim Roßbachtaler Treffen im Jahr 1997 faßten Organisatoren und Teilnehmer den Beschluß, auf dem Friedhof in Groß-Petersdorf, heute Vrazne, eine Gedenkstätte zu errichten. Zu den Roßbachtaler Gemeinden, die von jeher als Kirchsprengel zusammengefaßt waren, gehören die Reihendörfer Groß-Petersdorf, Klein-Petersdorf, Heinzendorf und die Enklave Emaus.

Pfarrer Othmar Kahlig, ein gebürtiger Groß-Petersdorfer, machte bei einer Reise nach Groß-Petersdorf eine Bestandsaufnahme der heute noch bestehenden deutschen Grabsteine. Den Antrag zur Errichtung einer Friedhof-Gedächtnisstätte - oder wie man in Tschechien sagt: „Kolumbarium“ - genehmigte der Gemeinderat unter dem damaligen Bürgermeister Vladimir Nippert. Zwölf noch vorhandene Grabsteine mit deutscher Schrift sollten in einem Viertelkreis aufgestellt werden.

Der Odrauer Steinmetz Igor Hrebavka wurde mit der Ausführung beauftragt. Gleichzeitig wurde auch eine Gedenktafel aus Marmor in Auftrag gegeben, die in deutscher und tschechischer Sprache eine Würdigung des Kolumbariums enthalten sollte.

Nach Rücksprache mit Bürgermeister Nippert wurde die Einweihung der Gedenkstätte mit dem 200. Jahrestag der Errichtung der Kirchsprengelkirche Groß-Petersdorf zusammengelegt. Zum doppelten Fest sagte der Bischof der neu errichteten Diözese Ostrau-Troppau seine Teilnahme zu. In der Zwischenzeit sammelten die Roßbachtaler Vertriebenen Geld, denn sie wollten diese Gedenkstätte in eigener Initiative errichtet wissen.

Bürgermeister Nippert hatte für die 200-Jahrfeier und die Einweihung des Kolumbariums ein großes Fest in seiner Gemeinde organisiert. Zeitungsreporter und das tschechische Fernsehen sollten in den Medien über das große Ereignis berichten.

Wir planten eine gemeinsame Reise der Roßbachtaler mit einem Bus. Mehr als 50 Teilnehmer aus Baden-Württemberg, Bayern, Niedersachsen und Westfalen waren pünktlich zugegen.

Zunächst feierte man in der Kirche in Groß-Petersdorf, die seit jeher den Heiligen Peter und Paul geweiht war, den 200. Jahrestag der Einweihung. Die Kirche war in den letzten Monaten renoviert worden. Jetzt, zum Fest, glänzte sie im Blumenschmuck. Die fünfzig deutschen Teilnehmer,

alle ehemalige Einwohner des Kirchsprengels, waren pünktlich am Sonntag dem 27. Juni 1999 vor der Kirche eingetroffen. Wie an den Patronatsfesten in den Jahren um 1930 verkauften Zuckerlbuden, also kleine Verkaufsstände, vor der Kirche Andenken und Süßigkeiten. Alle Kirchenglocken läuteten zum Einzug in die Kirche. In der Kirche warteten bereits die tschechischen Gottesdienstbesucher und beteten den Rosenkranz. Von der noch intakten Jägerndorfer Riegerorgel brauste den deutschen Teilnehmern ein Choral entgegen.

Die 200-Jahrfeier in der voll besetzten Kirche war sehr feierlich. Der Bischof der Diözese Ostrau-Troppau, Exz. Frantisek Lobkowicz, zelebrierte den Festgottesdienst. Zwei Priester, ein Diakon und sieben Ministranten bildeten den würdigen Rahmen. Auch unser Petersdorfer Pfarrer Othmar Kahlig war aus Pöttmes in Bayern herbeigeeilt und assistierte in rotem Ornat dem Oberhirten Bischof Lobkowicz. Die Kirchenchorgemeinschaft Odrau, verstärkt durch ein Bläserensemble, führte die Krönungsmesse von Mozart auf. Bischof Lobkowicz wandte sich in deutscher Sprache an die deutschen Gäste. Er brachte die Freude zum Ausdruck, heute zusammen mit den ehemaligen Pfarrkindern Gott danken zu können. In seinen Worten klang die Bitte durch, daß diese gemeinsame Begegnung die Herzen der ehemaligen und jetzigen Bewohner verbinden möge.

Als Opfergabe der Roßbachtaler übergab Sr. Adelgard Axmann eine große Kerze mit der Aufschrift: „Der barmherzige Gott schenke uns allen seinen Frieden. 27. 6. 1999.“ Diese brennende Kerze begleitete uns durch den gesamten Festgottesdienst. Die deutschen Fürbitten trug der Heinzen-dorfer Ingo Rensch vor.

Für viele deutsche Teilnehmer war es die erste Begegnung mit ihrer Taufkirche nach mehr als 50 Jahren. So manche Träne rann die Wangen hinab. Bischof Lobkowicz tröstete mit den Worten, daß wir uns deshalb nicht schämen müßten. Dieser erhebende Festgottesdienst wird noch lange in allen Teilnehmern aus Deutschland nachklingen.

Nach dem Gottesdienst begleiteten Priester, Diakon und Ministranten in festlichem Ornat sowie Teilnehmer des Gottesdienstes den Bischof auf den nahe gelegenen Friedhof. Dreizehn noch vorhandene Grabsteine mit deutscher Aufschrift waren in einer Ecke des Friedhofs in einem Viertelkreis aufgestellt. Die Namen der Verstorbenen waren aufgefrischt worden, um besser lesbar zu sein. In der Mitte des Kreises trägt ein schwarzer Marmorstein in deutscher und tschechischer Sprache die Inschrift:

**Wir gedenken
unserer deutschen Mitbürger
und aller Toten des 2. Weltkrieges.
Gott gebe ihnen und uns Frieden
29. Juni 1999**

**gestiftet von den ehemaligen deutschen Bewohnern
und der Gemeinde Vrazne**

Bürgermeister Nippert und Erich Meixner würdigten in ihren Ansprachen die Arbeit der Steinmetze. Ein Kranz der deutschen Teilnehmer und ein Kranz der Gemeinde wurden zum Zeichen des Gedenkens an der Marmortafel niedergelegt. Vor den Grabmälern lädt ein mit hellen Steinen gepflasterter Gehweg zum Verweilen ein. Mit dem Segen des Bischofs und einem gemeinsamen Vaterunser wurde dieser geweihte Friedhofsplatz der Öffentlichkeit übergeben.

Beim anschließenden gemeinsamen Mittagessen dankten die deutschen Teilnehmer Bischof Lobkowicz für seine wohlwollenden Worte und überreichten eine vergrößerte historische Aufnahme des größten Rosenkranzes der Welt, der bis zum Jahr 1932 in Klein-Petersdorf stand und 8 Meter hoch aufragte. Anton Berger, ein Bürger aus Klein-Petersdorf, hatte im 1. Weltkrieg in Sibirien das Versprechen gegeben, im Fall der glücklichen Heimkehr dieses Bauwerk zu Ehren der Muttergottes zu errichten.

Mir war zu Beginn des Unternehmens klar, daß nicht alle Roßbachtaler zustimmen würden. Aber ich bin der Meinung, daß wir die Errichtung eines Mahnmals unseren Eltern und Großeltern schuldig sind, die ein Leben lang Freud und Leid, Jugend und Alter im Roßbachtal erlebt haben. Auch wenn wir die Vertreibung mit all dem Leid und aller Erniedrigung als Unrecht empfinden, sollte christliche Versöhnung unsere Gesinnung bestimmen. Ich bin sehr dankbar, daß mir heimattreue Roßbachtaler Landsleute bei der Errichtung des Kolumbariums beigestanden haben.



Gedenkstätte am Friedhof Groß-Petersdorf
Einweihung der Gedenkstätte durch Bischof Lobkowitz am 27.6.1999

Erich Meixner

Die Roßbachtaler Treffen nach der Vertreibung 1945/46

Die Gemeinden Groß-Petersdorf, Klein-Petersdorf und Heinzendorf werden vom kleinen Flübchen Roßbach durchströmt. Ihre Einwohner nannten sich kurz 'die Roßbachtaler'. Da die im Jahr 1750 n. Chr. gegründete Kolonie Emaus politisch zu Klein-Petersdorf gehört, umfaßt der Kirchsprengel Groß-Petersdorf insgesamt 4 Gemeinden.

Obgleich die Mährisch-Schlesische Grenze Groß-Petersdorf dem Land Mähren zuschlug, Klein-Petersdorf, Heinzendorf und Emaus aber zu Schlesien gehörten, gab es zwischen allen 4 Gemeinden viele Gemeinsamkeiten. Im Gesangsverein, im Kirchenchor, im Turnverein, in den Laienschauspielgruppen, im Saatreiterverein und im Kirchenvorstand waren Einwohner aller vier Orte vertreten. Der Name Roßbachtaler besteht also trotz unterschiedlicher Landeszugehörigkeit zu Recht.

Nach der unglückseligen Vertreibung 1945/46 führte die ehemalige Dorfnachbarschaft trotz der jetzt großen räumlichen Entfernung die Dorfbewohner am Flübchen Roßbach zu gemeinsamen Treffen zusammen.

Das erste größere Treffen fand am 10./11. September 1988 in Mespelbrunn im Spessart statt. Die Organisatoren waren Adolf Schneider und Alfred Kubitzka aus Heinzendorf, Erich Meixner und Ada Kaulbach geb. Horak aus Groß-Petersdorf, Alois Blaschke und Kurt Roßmanith aus Klein-Petersdorf, Gretel und Kilian Leitz aus Emaus. 106 Teilnehmer reisten aus Bayern, Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz, Hessen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Westfalen und natürlich aus der näheren Umgebung von Mespelbrunn an. Auch in den folgenden Jahren trafen wir Roßbachtaler uns alle 2 Jahre in Mespelbrunn.

Wir hatten immer ein volles Programm. Anreise war bereits am Sonnabend. Groß war die Freude des Wiedersehens, viel hatte man mit den ehemaligen Nachbarn zu erzählen. Schließlich lag eine ereignisreiche Zeit von mehreren Jahrzehnten hinter uns. Am Sonntag zelebrierte der aus Groß-Petersdorf stammende Pater Clemens Richter die Heilige Messe. Eigene Wortbeiträge, die die frommen Bitten der Vertriebenen enthielten, umrahmten diese feierliche Zusammenkunft.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen wurden Lichtbildervorträge gehalten. Vor allem die Geschichte unseres Roßbachtalles wurde vorgetragen:

Die Gründung des Langstreckendorfes Petersdorf im 13. Jahrhundert, das nach seinem Locator (Gründer) Peter genannt wurde; die Gründung des Dorfes Heinzendorf, dessen Locator Heinz hieß. Es folgte die unglückselige Teilung von Petersdorf im 15. Jahrhundert in ein Oberpetersdorf (Klein-Petersdorf) und ein Unterpetersdorf (Groß-Petersdorf). Groß-Petersdorf wurde nach einigem Hin und Her dem Land Mähren zugeteilt, während Klein-Petersdorf zum Land Schlesien gehörte. Der Grund war die Hochzeitsgabe des damaligen Besitzers des Gutes Odrau, Hieronymus von Liederau, an seine Verwandte. Auch die Geschichte der Kirche in Groß-Petersdorf wurde bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückverfolgt. Schließlich die Ereignisse im Kirchsprengel dieser 4 Gemeinde bis zur Zeit der Vertreibung.

Die Treffen der Roßbachtaler wurden alle 2 Jahre wiederholt. Die Zahl der Teilnehmer ging mit jedem Mal zurück, wir werden halt älter. Es war klar, daß solche Treffen in Zukunft nur in einer größeren Gemeinschaft stattfinden können. So schlossen wir uns dem Treffen der Odertaler an, erstmals im Juni 2003 in Osterburken im Odenwald. Wieder nahm eine größere Zahl von Roßbachtalern daran teil. So halten wir die in der Heimat bestandene Verbundenheit auch nach Jahrzehnten am Leben.

Wolfgang Bruder

Aus dem Kuhländchen in alle Welt

Enteignung, Entrechtung und Vertreibung aus der angestammten Heimat gehören zu den grausamsten Missetaten, die Menschen einander antun können. Das ist uns aus leidvoller Erfahrung bekannt. Manche Mitmenschen verlassen Ihre Heimat jedoch aus persönlichem Entschluß. Darum wird es im folgenden gehen.

Über Auswanderer aus dem Kuhländchen ist schon verschiedentlich berichtet worden. In der Zeit der Glaubensverfolgungen im 18. Jahrhundert

haben Kuhländler aus Orten wie Senftleben, Kunewald, Mankendorf und vor allem aus Zauchtel nicht nur die Herrnhuter Brüdergemeinde in der Oberlausitz (im englischsprachigen Ausland „Moravian Church“ genannt) gegründet, sondern waren auf allen Kontinenten als Missionare und Ortsgründer (z.B. Bethlehem oder Nazareth in Pennsylvania) unterwegs.

Weniger bewußt dürfte aber manchen Lesern sein, daß gerade im 19. Jahrhundert das Kuhländchen von bedeutenden Auswanderungswellen in Richtung Amerika erfaßt wurde. Gemeint sind nicht nur die politischen Flüchtlinge aus Österreich nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848, nach der sich z.B. der 'Bauernbefreier' Hans Kudlich in die USA in Sicherheit bringen mußte, sondern einfache Landesbewohner, die mit der ganzen Familie in das 'Land der unbegrenzten Möglichkeiten' auswanderten.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Österreich im Jahr 1848 hatte die Bewegungsfreiheit für die Dorfbevölkerung hergestellt. Nach einer ersten Euphorie über die neuen Freiheiten kam bald die ernüchternde Einsicht, daß die teilweise Beseitigung der Adelherrschaft nicht automatisch ein goldenes Zeitalter für alle bedeutete. Im Gegenteil, die verlustreiche Schlacht bei Königgrätz im Jahr 1866 zwischen Österreich und Preußen führte zu einem allgemeinen Staatsbankrott. In dem sich danach entfaltenden Kapitalismus gab es zwar zunächst eine Phase der Prosperität, alsbald folgte aber ein Kollaps der Aktienbörsen und eine tiefe Wirtschaftskrise. In dieser Situation kehrten nicht nur einzelne Abenteurer, sondern ganze Familien ihrer Heimat den Rücken.

Die Auswanderer aus dem Kuhländchen hatten vor allem das Ziel Texas. Und das kam so: 1836 erklärte Texas seine Unabhängigkeit von Mexiko. Der darauf bis 1845 folgende Unabhängigkeitskrieg und die verzweifelten Abwehrkämpfe der Indianer gegen das Vordringen der Weißen lieferten den Stoff, aus dem Schriftsteller wie Charles Sealsfield oder James Cooper mit ihren romantischen Erzählungen (Das Kajüttenbuch; Lederstrumpf) Texasbegeisterung unter den europäischen Jugendlichen weckten. Die Pioniere unter den Auswanderern waren daher meist junge Erwachsene, denen nach einiger Zeit die Eltern und Geschwister folgten. Dann ließen sich auch Verwandte und Freunde nicht mehr aufhalten.

Hinter dem Namen Charles Sealsfield verbirgt sich der im südmährischen Znaim geborene Schriftsteller Karl Postl, der sich als Agent im Auftrag der Freimaurer der Verhaftung durch die österreichische Polizei mit seiner Flucht nach den USA entzog. (Quelle: Walter Zettl: „Karl Postl - Charles Sealsfield oder die Wandlung eines Prager Kreuzherrn zum Aufklärer“. Symposium Olmütz 1995, Schriftenreihe der Sudetendeutschen

Akademie der Wissenschaften und Künste, München 1996) Somit ist zwar das Umfeld erklärt, warum so viele böhmische und mährische Auswanderer als Ziel Texas wählten. Jedoch spielten in jedem Einzelfall auch persönliche Motive eine Rolle, die der letzte Auslöser zur Auswanderung waren. Da gab es z.B. die Einberufung zum Militär, den Tod des Ehepartners, Streit mit den Eltern um eine Liebesheirat, fehlende Arbeitsmöglichkeit, drückende Schulden, oder ähnliche Motive.

Aus einem erhaltenen Briefwechsel kennen wir das Beispiel der Familie Jünger aus Klein Petersdorf Nr. 2 bei Odrau. Ferdinand Jünger war schon seit Jahren leidenschaftlicher Spekulant an der Wiener Aktienbörse, als er 1873 durch einen Einbruch der Aktienkurse über Nacht vom Krösus zum armen Schlucker wurde. Nach dem Tod seiner Frau reichte der Verkauf des verschuldeten Besitzes gerade noch für die Fahrtkosten nach Amerika. Völlig mittellos begann er dort im Jahr 1892 bei seinem schon vorher ausgewanderten Sohn Josef ein neues Leben.

Auffallend ist, daß vor allem die dörfliche Bevölkerung von dem Auswanderungsvirus befallen zu sein schien. Möglicherweise war es für sie leichter, durch Verkauf eines Bauernhofes die Kosten der Auswanderung zu bestreiten. In einzelnen Fällen streckten auch reiche Baumwollfarmer in Texas die Reisekosten vor. Dafür mußte sich der Neuankömmling verpflichten, bis zu drei Jahre ohne Lohn in der Landwirtschaft zu arbeiten. Auch die Kindergeneration der Einwanderer arbeitete noch überwiegend in der Landwirtschaft. Sie pflanzte Baumwolle, Mais und Weizen. Vor allem Baumwolle ließ sich gut verkaufen.

Die ersten Jahre waren meist sehr hart, und mancher hat die Strapazen und Gefahren nicht überlebt. Die Einwanderer aus dem Kuhländchen hatten aber vor allem drei Probleme: sie kannten die englische Sprache nicht, sie waren katholisch und lehnten die Sklaverei ab. Sie siedelten sich deshalb an Orten an, an denen schon Deutsche waren, heirateten untereinander und hielten auch sonst über viele Jahrzehnte engen Kontakt miteinander.

Während des amerikanischen Bürgerkriegs von 1861-1865, der sich an der Sklavenfrage entzündet hatte, flaute die Einwanderung zunächst ab, um danach wieder enorm zuzunehmen. Nach den vorliegenden Daten wanderten in den Jahren von 1880 bis 1895 allein aus Heinzendorf bei Odrau mindestens 60 Personen nach Amerika aus. Das entspricht ca. 15% der Ortsbewohner. Für das ganze Kuhländchen lassen sich demnach für diese 15 Jahre mehrere tausend Auswanderer schätzen. Wir können also ohne Übertreibung sagen, daß es bis heute in Texas eine bedeutende Exklave des Kuhländchens gibt. Und noch etwas Positives läßt sich feststellen: neben

den deutschen Auswanderern kamen auch tschechische Siedler dort an. Deutsche und Tschechen leben in Texas bis heute friedlich und in guter Nachbarschaft zusammen, was ihnen in der Tschechischen Republik nicht vergönnt war.

Hatte man zunächst umgebaute Hochseefrachtschiffe für Massenauswanderung benutzt, so wurden nach 1860 spezielle Auswandererschiffe mit Danpfantrieb gebaut. Aber auch auf diesen Schiffen waren jährlich Hunderttausende von Reisenden überwiegend in Massenunterkünften untergebracht. Eine Überfahrt kostete damals im „Zwischendeck“ 70-80 Gulden oder 120 Goldmark.

Es ist nur wenig bekannt, welche Folgen die Auswanderung für die Heimatorte hatte. Einzelfälle konnten wohl noch verkräftet werden. Wenn aber, wie es nicht selten der Fall war, in wenigen Jahren mehrere Bauernhöfe verkauft wurden und duzende Personen plötzlich fehlten, konnten die Felder nicht mehr ausreichend bestellt werden und der ganze Ort bekam den Niedergang zu spüren. In den Grundbüchern dieser Zeit fällt auf, daß der verkaufte Grundbesitz in der Folge häufiger den Besitzer wechselte. Die Käufer kamen wohl oft mit der Bewirtschaftung nicht zurecht.

Aus Wolfsdorf bei Fulnek wissen wir, daß Franz & Theresia Malcher im Jahr 1870 ihren Bauernhof verkauften und mit allen Kindern nach Texas auswanderten. 1888 besuchten sie ihren alten Heimatort und erzählten fantastische Dinge, sodaß sie auf der Rückreise nach Texas von etwa 19 Personen begleitet wurden - unter ihnen der 19jährige Franz Mühr. Auch er war von Texas so begeistert, daß ihm einige Jahre später seine Eltern folgten. Wir haben es also mit einem Schneeballeffekt zu tun.

Die heute in Texas lebenden Nachkommen der einstigen Einwanderer sind inzwischen ganz „normale“ Bürger geworden. Sie leben in Großstädten wie San Antonio, Houston, Dallas oder Austin, heiraten Nachkommen von Engländern oder Mexikanern, haben moderne Berufe und sprechen natürlich Deutsch, denn die letzten Vorfahren, die Deutsch noch in der Familie gelernt haben, sind in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts verstorben. Und da es niemand mehr gibt, den sie über ihre Vorfahren befragen können, wissen sie nichts mehr über die alte Heimat, das Kuhländchen.

Aber immer noch halten einzelne Familien, wie z.B. die Familien Teltschik, Kudlich oder Mühr, regelmäßige Familientreffen mit Hunderten von Teilnehmern ab. So berichtet z.B. Walter Teltschik in den „Erinnerungen an Odrau“ über die Treffen der Familie Teltschik, die abwechselnd in Deutschland und in den USA stattfinden. Das letzte derartige Treffen fand in Wilhelmsfeld aus Anlaß der Einweihung des 'Teltschik-Turms' statt.

Bei diesen Treffen spielt natürlich auch die Familiengeschichte eine große Rolle. Und immer mehr „Amerikaner“ machen sich heute mit der Hilfe von Archiven, Bibliotheken und dem Internet auf die Suche nach den Spuren ihrer Vorfahren.

Während des 1. Weltkriegs hörten die Massenauswanderungen erst einmal auf. Doch schon Anfang der 20er Jahre packte man auch im Kuhländchen wieder die Koffer. Die Unterdrückung der Sudetendeutschen durch den tschechischen Nationalismus schränkte die Schul- und Berufsausbildung für deutsche Jugendliche ein. Deutsche wurden aus dem Staatsdienst (Post, Bahn, Verwaltung und Schulen) entlassen. Es fehlte an Lehrstellen und Arbeitsplätzen. Die Chancen für die Sudetendeutschen verschlechterten sich in der Tschechischen Republik stark, so daß mancher sein Fortkommen im Ausland suchte. Wer den Mut hatte, ging illegal über die grüne Grenze nach Deutschland oder Österreich, um in den großen Städten am Rhein, im Ruhrgebiet, in Hamburg oder Berlin nach Arbeit zu suchen. Manche verließen die Heimat nach Nord- oder Südamerika. Glück hatte der Eisenbahner Schindler aus Eilowitz bei Fulnek, der von der österreichischen Bahn übernommen wurde. Seine Nachkommen leben heute bei Salzburg, sind aber dem Kuhländchen immer treu geblieben.

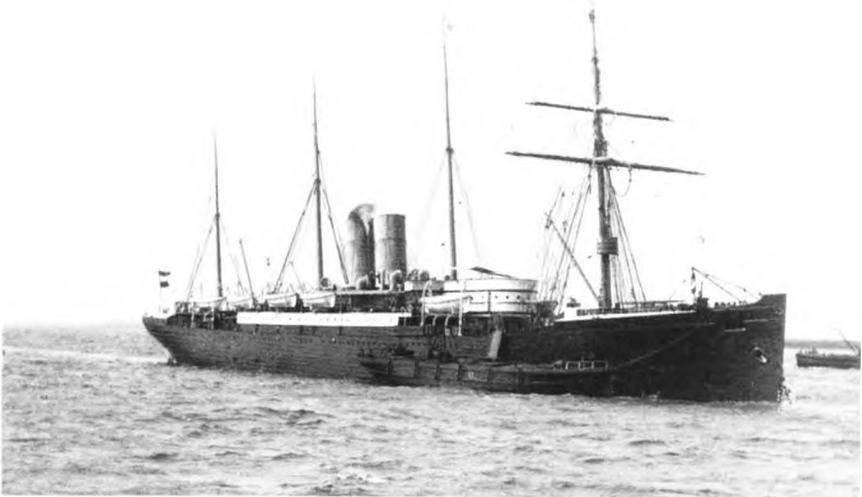
Nach dem 2. Weltkrieg kehrten manche Kuhländler aus der Kriegsgefangenschaft nicht zurück, weil sie freiwillig in Amerika, Frankreich oder England geblieben sind. Das schreckliche Erleben der Vertreibung aus dem Sudetenland war wieder für viele Landsleute der Anlaß, Deutschland den Rücken zu kehren. So wanderten manche nach Nord- oder Südamerika oder nach Australien aus. Die Transatlantik-Route Bremen-New York erlebte einen Höhepunkt. Ein Beispiel:

1952 kam ohne Gepäck und Geld der im Jahre 2004 verstorbene Freund und Gönner der Sudetendeutschen Karl Hausner mit seiner Frau in den USA an. Der 1929 in Schwansdorf bei Wigstadt Geborene steckte voller Ideen. Sein erster Knüller war eine Anhängerkupplung für landwirtschaftliche Geräte. Von den Einnahmen errichtete das Ehepaar bei Chicago eine Fabrik für medizinische High-Tech-Geräte, die bald Weltruhm erlangte.

Wenn auch heute der Massenexodus schon lange vorbei ist, wandern allein aus Bayern derzeit jährlich noch ca. 10.000 Menschen auf unspektakuläre Art nach Amerika aus. (Quelle: „Auswanderung aus Bayern nach Amerika seit 1683“, Ausstellung im Haus der Bayerischen Geschichte in Rosenheim 2004/2005). Trotz des vielbeschworenen Wohlstandes sind die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen in Deutschland offenbar immer noch so bedrückend, daß so mancher helle Kopf hier keine Lebensperspektive für sich sieht. An ihre Stelle kommt seit Jahren ein Vielfaches

von Armutsflüchtlingen aus anderen Ländern. So mancher aus dem Millionenheer der Arbeitslosen in Deutschland denkt an Auswandern. Doch wohin? Besitzstandsdenken, Engstirnigkeit, Profitgier und Bürokratismus sind die Markenzeichen der globalisierten Welt. Die Mächtigen scheinen testen zu wollen, wann Not und Überfremdung eine explosive Mischung erreichen.

Wir wollen nicht pessimistisch sein. Auswanderung ist für die zurück bleibenden Angehörigen bitter und für das Herkunftsland nicht gerade eine Empfehlung. Doch sie hat auch ihre guten Seiten. Schließlich haben die beiden berühmtesten Kuhländler, Johann Gregor Mendel und Sigmund Freud, nicht im Kuhländchen Karriere gemacht und trotzdem der Menschheit hervorragend gedient. Das deutsche Kuhländchen gibt es nicht mehr. Dafür finden wir die Kuhländler verstreut nicht nur in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt. Wichtig ist, daß wir unser Zusammengehörigkeitsgefühl bewahren und pflegen. Dazu soll uns auch dieses Buch helfen.



Ein typisches Auswanderer-Schiff: Der Transatlantik-Dampfer „EMS“ transportierte von 1884 bis 1896 auf jeder Fahrt 1200 Menschen nach Amerika, davon 876 im Zwischendeck, einer Art Massenunterkunft.

A n h a n g :

Inhalt „Erinnerungen an Odrau“ Band I und Band II

„Erinnerungen an Odrau“, Band I

Vorwort	13
Einige historische Daten und Ereignisse aus unserer Heimat	15
Auszug aus den Benes-Dekreten und Gesetzen 1945/46	16
Stadt und Gerichtsbezirk Odrau im Jahr 1900	20

Berichte: Odrau, seine Umgebung und die Zeit vor dem Krieg

Helga Hofmann: Odrau - unvergessene Heimat	23
Erika Neumann: In den dreißiger Jahren in Odrau	25
Guido Stanovsky: An der Oder und am Odrauer Mühlgraben	28
Helmut Kotsch: Meine Kindheit in Odrau zwischen den Kriegen	29
Adolf Schneider: Gefahr für unsere Dorfschule in Heinzendorf durch die tschechische Schulpolitik	32
Walter Türk und Ilse Schober: Bürgersinn und Bürgerleid	34
Walter Teltschik: Der Erbrichterhof Teltschik in Kunzendorf	36
Helga Hofmann: Die „Banklen“ an der Oder	39
Lotte Gäng: Die Reise nach Amerika	41
Valerie Wiesinger: Im Rückblick auf acht Lebensjahrzehnte	42

Odrau im Jahr 1938

Helmut Kotsch: Odrau im Umbruch des Jahres 1938	43
Adolf Schneider: Als Deutscher während der General-Mobilmachung 1938	45
Walther Mann: Die deutsche Wehrmacht rückt 1938 in Odrau ein	47
Fridolin Scholz: Jogsdorf im Jahr 1938	49
September 1938: Das Münchner Abkommen	50

Odrau im Zweiten Weltkrieg

Gerda Nepf: Brief einer Großmutter an ihre Enkelin	51
Walther Mann: Mit Fahrtenmesser und Koppelschloß	53
Walther Mann: Als Fahrschüler ins Gymnasium nach Neutitschein	55
Helmut Kotsch: In Odrau am Anfang des Krieges	58
Emanuel Schneider: Segelflieger über dem Taschenberg	59
Erika Neumann: Die Odrauer Schule als Lazarett	61
Gertrud Loistl: Fliegerangriff auf die Eisenbahn	62
Josef Christ: Soldaten in Mankendorf	64
Walther Mann: Die Tragödie einer Odrauer Familie	66

Kriegsende, Flucht, die Russen kommen, Gefangenschaft

Ute Schinagl: Der Verlorene Sohn	69
Gerlinde Dumm: Die Flucht vor den Russen	73
Walther Mann: Vor dem Massaker in Prerau	75
Das Massaker in Prerau am 18. Juni 1945	78
Erika Neumann: Flucht und Zwangsarbeit	79
Ilse Schober: Flucht, Kriegsende, Rückkehr	83
Fridolin Scholz: Im Treck von Jogsdorf Richtung Westen	84
Guido Stanovsky: Das Kriegsende in der Odrauer Mühle	86
August Schmied: Einnahme der Stadt Odrau durch die Rote Armee	89
Margarete Hauser: Die letzten Kriegstage in Odrau	91
Walter Teltschik: Heimwärts durchs Odertal	94
Josef Christ: Die Russen erobern Mankendorf	96
Helga Hofmann: Eine unvergeßliche Begegnung	99
Emanuel Schneider: Kriegsende, russische Gefangenschaft, Flucht und Heimkehr	100
Adolf Schneider: Vier Silbermünzen als Talisman	103
Hermine Neubach: „Du wirst es brauchen, Towarisch!“	105
Rudolfine Heneka: Vergessenes	108

Odrau unter tschechischer Herrschaft 1945/46

Franz Ehler: Mißhandlung und Tod im „Hanke-Lager“ in Mährisch Ostrau	110
Ergänzung: Das Hanke-Lager in Mährisch Ostrau	113
Maria Sandner: Erlebnisse als Hilfsschwester im Krankenhaus Odrau	115
Karl Sommer: Unschuld im Gefängnis in Odrau und Troppau	118

Guido Stanovsky: Zwangsarbeit im Ostrauer Kohlenrevier	122
Hugo Ehler: Mißhandlung und Verschleppung in die Kohlegruben	124
Helmut Bella: Zur Zwangsarbeit in den Kohlegruben von Radvanice	125
August Schmied: Schwere Tage im Arbeitslager	129
Brunhilde Weiß: Flucht und Heimkehr nach Odrau	133
Ilse Schober: Mai 1945 bis April 1946 - die schrecklichste Zeit meines Lebens	136
Gerlinde Dumm: Im Internierungslager in Odrau	139
Gerlinde Dumm: Zwangsarbeit im Lager Friedland	141
Rudolfine Heneka: Das Internierungslager für Kinder in Odrau	142
Othmar Krumpholz: 1946 - mein Schicksalsjahr	144
Walther Mann: Außerhalb des Internierungslagers in Odrau	147
P. Clemens Richter: Vor Lynchjustiz in Groß Petersdorf gerettet	150
Josef Christ: „Ich erinnere mich an meine Angst“	153
Rudolfine Heneka: Ein Fräulein im Kuhstall	156
Fridolin Scholz: Tschechischer Terror in Jogsdorf	160
Emilie Czerny: Zu Besuch bei meinem Vater im Zuchthaus Múrau	163
Johann König: Nach fast zehnjähriger Trennung wieder vereint	164
Alfred Tammel: Fünf Jahre politischer Gefangener	165

Die Vertreibung 1946

August 1945: Das Potsdamer Abkommen	169
Walther Mann: „Nemci ven! - Deutsche raus!“	171
Vertreibung: Die zehn Transporte aus Odrau 1946	174

Die Odrauer nach der Vertreibung

Helga Hofmann: Die Odrauer nach der Vertreibung	177
Josefine Joksch: Der „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung	179
Adolf Schneider: Ein Kastanienbaum von Gregor Mendel	181
Walther Mann: Mendel's Manuskript	182
Walter Türk: Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau	184
Ein Schlußwort	186
Anhang: Bilder aus der Heimat	187
Verzeichnis der Verfasser	195

„Erinnerungen an Odrau“, Band II

Vorwort	11
Walther Mann: Reaktionen auf unsere „Erinnerungen an Odrau“	13
Odrau im Krieg und danach	
Ernst Habiger: Meine „Erinnerungen an Odrau“	15
Hervé LEFEBVRE de Lattre: Mutters Erbe	20
Herta Sedlacek: Das Kriegsende rettete uns	23
D.S.: Das Schicksal der Tschechen 1938	25
Walther Mann: Dreimal Heiligabend: 1944, 1945 und 1946	26
Helmut Kravagna: Odrau in meiner Erinnerung	28
Allerheiligen und Allerseelen in Odrau -	
Heimkehr nach Odrau 1945 - Wieder in Odrau, nach 1990	
Olga Jurasky: Nach achtzehn Jahren: Traurige Gewißheit	31
Anni Kester: Am Ende des Krieges auf unserem Hof	33
Elfriede Balhar: Flucht aus dem tschechischen Zuchthaus	36
Margarethe Bär: Ein Neuanfang	39
Isolde Heilmaier: Die Narben tun immer weh!	40
Günter Kravagna: Erlebnisse eines Vierzehnjährigen bei und	
nach Kriegsende - Unsere Flucht aus Odrau -	
Gefangenschaft in Brünn und Rückmarsch nach Odrau -	
Zwangsarbeit im Kohlrevier von Poruba und Vertreibung	44
Othmar Krumpholz: Kindheitserinnerungen an Odrau	54
Walter Honisch: Von Odrau über Ostdeutschland in den Westen	58
Wolfgang Hauke: Von Odrau über das Pankratz-Gefängnis	
in den Westen	62
Adolfine Bruder: Mein Erlebnis von Flucht und Vertreibung	66
Stephanie Mergenthaler: Mein Versteck auf dem Dachboden	70
Franz Dolak: Schicksale 1945 - Das Martyrium von Johanna	
Hilscher, genannt Fäulein Hansi - Franz Jankowsky ermordet	72
Edith Wanek: Eine Flucht, die eigentlich sinnlos war -	
Nach Kriegsende wieder daheim	74
Helga Grafe: Als Kleinste stand ich immer Schmiere	78
Walther Mann (Bericht):	
Wir suchten Kartoffelschalen in einer Abfallgrube	80

Die Odrauer nach der Vertreibung

Helga Hofmann: Integration	83
Helmut Kotsch: Das Paradies der Junggesellen	86
Otto Pauler: Nach der Gefangenschaft in die Ostzone	90
Emanuel Schneider: Von der Optimit in Odrau zu Metzeler nach München	93
Helga Hofmann: Unser Aufbruch in der neuen Heimat	95
Erika Neumann: Neubeginn in der Holzbaracke	96
Walther Mann: Der Heichel-Kuli: „Zum Unternehmer geboren“	98
Karl Kremel: Besuch in Odrau nach dreißig Jahren	101
Werner Blasel: Einmal Odrau und zurück	103

In Odrau nach der Vertreibung der Deutschen

Walther Mann (Bericht): Nach der Vertreibung als Deutscher in Odrau	105
Richard Szklorz: Tipfl, Kracherl, Sudetenweiß und andere Erinnerungsfetzen	109

Rückblicke

Erika Neumann: Der Milichberg - Hausberg der Odrauer	127
Erika Neumann: Wiedersehen mit Odrau - Einlösung eines Versprechens	128
Helga Hofmann: „Waldzauber“ an der Oderquelle	130
Walther Mann: Denkschrift für den Turmknopf der neuen städtischen Schule in Odrau	132
Walter Türk: Vom Untergang des Schlosses in Odrau	139
Fridolin Scholz: Mendels Geburtshaus in Heinzendorf	141
Walter Teltschik: 700 Jahre Teltschik-Familie - der Teltschik-Turm in Wilhelmsfeld	143
Walther Mann: Gedenken an die Ankunft der Odrauer 1946 in Heidelberg	145
Ein Schlußwort	151
Anhang: Odrauer Siegel, historische Daten, Potsdamer Abkommen, Benes-Dekrete, die zehn Transporte aus Odrau, Stadtplan Odrau, Stadt und Gerichtsbezirk Odrau 1900, Bilder	153
Verzeichnis der Verfasser	167

Verzeichnis der Verfasser

Bruder geb. Sommer, Adolfine, 69168 Wiesloch
früher: Wolfsdorf bei Fulnek

Bruder, Wolfgang, Dr. med., 80803 München, Med. Mikrobiologie
früherer Wohnort der Eltern: Wolfsdorf bei Fulnek

Christ, Josef, 92237 Sulzbach, Fachstudienrat
früher: Mankendorf Nr. 121 bei Odrau

Dolak, Franz, 86405 Meitingen, Oberlehrer i.R.
früher: Taschendorf Nr. 40 bei Odrau

Dumm geb. Mann, Gerlinde, Dr. med. dent., Zahnärztin,
68229 Mannheim-Friedrichsfeld, früher: Odrau, Werdenbergerstr.

v. Gareihls, Charlotte, Höhere Verwaltungsangestellte, 70619 Stuttgart
früher: Odrau und Troppau

Habiger, Ernst, Prof. Dr.-Ing. habil., Elektrotechnik,
01809 Röhrsdorf bei Dresden, früher: Odrau, Bahnsteig 419

Härtl geb. Balhar, Elfriede, Verwaltungsangestellte,
63906 Erlenbach am Main, früher: Odrau, Lerchenfeld 12

Heneka geb. Woznik, Rudolfine, Lehrerin, 97877 Wertheim/Main
früher: Odrau, Kapellengasse 420

Kester geb. Mendel, Anni, 60437 Frankfurt/Main
früher: Kunzendorf bei Bölten Nr. 34

Kirschke, Helmut, Kaufmännischer Angestellter, 68647 Biblis
früher: Odrau

- Kotsch, Helmut**, Elektriker, 86163 Augsburg
früher: Odrau, Neustadt Nr. 7
- Kravagna, Günter**, Studiendirektor, 26135 Oldenburg
früher: Odrau, Goethestr. 595
- Kravagna, Helmut**, Prof., Hochschullehrer, 26131 Oldenburg
früher: Odrau, Goethestr. 595
- Kremel, Alfred**, Buchhändler, 83629 Weyarn / Bruck
früher: Odrau
- Kremel, Karl Ferdinand**, Drechslermeister, 76135 Karlsruhe
früher: Odrau, Weißkirchnerstr. 47
- Kudlich, Michael**, Geschäftsführer, 96106 Ebern
früher: Troppau
- Mann, Walther**, Prof. Dr.-Ing., Bauingenieur, 64285 Darmstadt
früher: Odrau, Werdenbergerstr. 453
Herausgeber der „Erinnerungen an Odrau“
- Mathan, Vinzenz**, Industriemeister und Betriebsleiter, 87439 Kempten
früher: Pohorsch bei Odrau
- Meixner, Erich**, Dr. rer. nat., Dipl. Met., Geophysiker, 30161 Hannover
früher: Groß-Petersdorf bei Odrau
- Mergenthaler geb. Schenk, Stephanie**, 687 Oftersheim
früher: Mankendorf bei Odrau
- Neumann geb. Rabel, Erika**, Kaufmännische Angestellte, 90768 Fürth
früher: Odrau, Weißkirchnerstr. 14
- Pauler, Otto**, Fachlehrer, 01705 Freital bei Dresden
früher: Odrau, Ringgasse 8
- Richter, Erich, P. Clemens**, Pfarrer, 73760 Ostfildern-Ruit
früher: Groß-Petersdorf bei Odrau

Schindler, Hans-Dieter, Diplom-Kaufmann, 86666 Burgheim
früher: Odrau, Stadtplatz 21

Schneider, Adolf, Bauunternehmer, 76661 Philippsburg-Huttenheim
früher: Odrau, Schneckengasse

Schneider, Emmanuel, Gummi-Techniker, 82205 Gilching
früher: Odrau, Schillerstraße

Scholz, Fridolin, OBERINGENIEUR, Elektrotechniker, 69257 Wiesenbach
früher: Jogsdorf Nr. 44 bei Odrau

Schuster geb. Schwarzendorfer, Ingrid, M.A., Oberstudienrätin
früher: Mankendorf und Bautsch

Sklarzik geb. Broßmann, Ingeborg, Lehrerin, 80995 München
früher: Mankendorf 123 bei Odrau

Szklorz, Richard, Dipl.-Soz., Journalist und Autor, 10719 Berlin
früher: Odrau, Neustadt Nr. 8

Teltschik, Walter, Dr. rer.nat., Diplom-Physiker, 89259 Wilhelmsfeld
früher: Zauchtel 423

Türk, Walter, Bauingenieur, 86163 Augsburg
früher: Odrau, Kirchengasse 1

Předmluva

Poté, co vyšly oba svazky našich „Vzpomínek na Odry“, slyšel jsem vícekrát, jaká je škoda, že všechny výpovědi lidí končí momentem jejich nuceného vysídlení. Bylo by přeci dobré vědět, jak zvládli jednotliví pisatelé nucený odchod z vlasti. Tak vznikl plán sepsat ještě třetí díl „Vzpomínek“, v němž by byly zachyceny „oderské cesty po vyhnání“. Výsledek tohoto snažení držíte v rukách.

Nejdříve jsem napsal všem autorům prvních dvou svazků a požádal je o příspěvky. Obdržel jsem ihned spoustu příslibů. Kromě toho se vyjádřilo také více krajanů, kteří nespolupracovali na prvních dvou vydáních, nicméně byli připraveni k součinnosti při přípravě této knihy. Všem tímto srdečně děkuji. K mé radosti tak mohu dnes předložit tuto knihu, která se tak opět stala důležitým a zajímavým časovým dokumentem.

Všichni autoři svými podpisy utvrdili, že jejich výpovědi odpovídají jejich vzpomínkám a ve všech detailech dobovým skutečnostem, a že jsou srozuměni v této podobě s jejich zveřejněním. I přesto, že vzpomínky jednotlivých pamětníků už nemusí být po tak dlouhé době kompletní - zkušenosti z mládí se přeci jen často proměňují v průběhu let, špatné zážitky nejspíš v paměti selektivně zůstávají- zprostředkují i tak kompaktní a autentický obraz osudu obyvatel Oder po nuceném vystěhování.

Těší mě, že se očividně mnohým občanům Oder po vystěhování povedlo najít novou domovinu ve svobodném a právním státě, ve kterém si mohli vybudovat nový, lepší život. Vděčí za to jak své vlastní péči a zdatnosti, tak i pomoci a možností, které jim poskytla jejich nová vlast. Jsme si této skutečnosti s vděkem vědomi.



(Seite / strana 14)

Mysleme ale také na ty, kterým se s následky nelidského odsunu nepovedlo osobně vyrovnat. Jedná se o všechny starší, nemocné, slabší, tělesně a psychicky týrané, jimž se už nepovedlo kvůli nedostatku sil vzchopit se a začít vést nový život.

Mysleme také na ty, kterým byly odsunem odebrány i jejich pracovní příležitosti. Kupříkladu sedláky, kteří zůstali náhle bez svého statku a půdy, kterou obdělávali, nebo samostatné živnostníky, kteří najednou ztratili své podniky. Nicméně i všechny ostatní, kteří nemohli svobodně pokračovat ve své profesi, jelikož jim k tomu chyběly potřebná pracoviště a prostředí.

Mysleme na ty všechny, kteří se nemohli přihlásit ke slovu, neboť jejich osud skončil ve spárech války, do které je Německo, jejich vlast, zatáhlo.

A v neposlední řadě myslíme také na schopné a vážené občany, kteří padli za oběť nesmyslu a brutalitě nacionálněsocialistické ideologie, kvůli čemuž už nikdy více nespátřili svoji rodnou vlast.

Většina Sudetských Němců se postupně s odsunem srovnala, dovedla se začlenit do běžného života a tvoří nadále silnou a schopnou součást našeho národa. To platí i pro někdejší obyvatele města Oder a jeho okolí. V neposlední řadě i o tomto vydává kniha své svědectví. Těší mě, že i po takovéto době jsme byli schopni a připraveni k takovému společnému činu.

Naše vlast zůstává nezapomenuta, ale naším novým domovem je teď vlast nová.

Walther Mann

Darmstadt, květen 2005

Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Band III

Odrauer Wege nach der Vertreibung

1. Auflage 2005

Digitale Ausgabe 2014

An der Erstellung dieser **digitalen Ausgabe** waren beteiligt:

Ermitteln der aktuellen Anschriften der Rechte-Inhaber (Autoren bzw. deren Nachkommen)	Wilfried Türk, München
Einholen der Zustimmung der Rechte-Inhaber zur Digitalisierung und Veröffentlichung im Internet Scan der Buchseiten (Grafik, pdf-Datei)	Prof. Dr.-Ing. Ernst Habiger, Dohna
Übersetzen des Vorwortes (Seiten 13-14) ins Tschechische (Seiten 193-194)	Hubert Petrusek, Prag/Odrau
Texterkennung (OCR), Fehlerkorrektur, Zusammenstellung, Formatierung	Wilfried Türk, München